Willkommer

Aus deutschen Gauen

in

Süd und Nord.

Volks- und Sittenschilderungen

von

Ernst Willkomm.

Gotha,
Verlag von W. Opetz.
1863.

Aus deutschen Gauen.

Inhalt.

III. Lübische Schildereien.

IV. Skizzen aus dem Hamburger Volksleben.

Vorwort.

Die hier folgenden Skizzen und Schilderungen machen in keiner Weise auf Vollständigkeit Anspruch. Zu verschiedenen Zeiten entstanden, geben sie großentheils ein Bild der Verhältnisse und Zustände vergangener Tage. Dies gilt vorzugsweise von den Sittenschilderungen aus der deutschen und wendischen Oberlausitz. Was ich in diesem Büchlein dem Publikum von den Oberlausitzern erzähle, dürfte gegenwärtig zum Theil schon der Geschichte angehören; denn auch dieser Volksstamm hat sich in den letzten zwanzig Jahren vielfach geändert, und manches Charakteristische in seinen uralten Sitten und Gebräuchen durch die Alles ummodelnde Zeit verwischen lassen. Vor zwei und drei Decennien aber lebte und dachte man noch so, wie ich es hier zu schildern versucht habe, und ich bin der Ansicht, daß solchen Lesern, welche nach

allen Seiten hin das deutsche Volk in seinen Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen wünschen, damit gedient sein wird.

Von dem alt berühmten Lübeck, dem ehemaligen Haupt der Hansa spricht man leider so wenig, daß schon dies Schweigen von einem historisch so berühmten Orte das Entwerfen einiger Federzeichnungen rechtfertigt. Ein dreijähriger Aufenthalt in Lübeck gab mir Gelegenheit, mich hinreichend in der noch immer gewaltigen Stadt umzusehen und das am Meisten Auffällige in anschaulichen Skizzen zusammen zu fassen. So entstanden diese Schildereien, für deren Treue ich einstehen möchte. Sollten dieselben dazu beitragen, Fremde, welche ihr Weg an die Ostsee führt, einige Tage festzuhalten in der Heimath Jürgen Wullenwebers, wäre es auch nur, um sich das Bild der merkwürdigen Stadt unvergänglich ihrem Gedächtniß einzuprägen und es lieb zu behalten, wie es mir lieb geworden ist für immer, so habe ich wenigstens nichts Ueberflüssiges gethan.

Nordseebad Büsum im Juli 1862.

E. Willkomm.

I.

Sittenschilderungen aus der Ober-Lausitz.

1.

Sitten und Gewohnheiten in der deutschen Lausitz.

Viele Provinzen unseres Vaterlandes sind noch so wenig allgemein bekannt, daß es wohl der Mühe verlohnte, Entdeckungsreisen dahin anzutreten. Zu diesen gehören unter andern auch die beiden Lausitzen. Ich glaube daher nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn ich in nachfolgenden Skizzen den Versuch mache, die Bewohner der Lausitzen mit ihren Sitten und Gebräuchen zu schildern und das Augenmerk theilnehmender Leser auf sie zu richten. Es dürfte dies um so mehr an der Zeit sein, als die neuesten politischen Umwälzungen vieles den Lausitzern Eigenthümliche vielleicht in sehr kurzer Zeit verwischen werden, ja müssen, da die Revolution der Gegenwart in ihren Folgen auch eine Umgestaltung in den socialen und sittlichen Verhältnissen der Nationen im Ganzen, wie der verschiedenen Stämme eines Volkes nach sich ziehen wird.

Die Eintheilung der Lausitz in Ober- und Niederlausitz ist bekannt, und durch die Construction des Landes selbst gerechtfertigt. Jene umfaßt den gebirgigen Theil der Provinz, während diese ein mit weiten und dichten Waldungen erfülltes, von Flüssen und Sümpfen vielfach durchschnittenes Flachland bildet. Die Oberlausitz bewohnt, einen kleinen Bezirk ausgenommen, Volk urdeutschen Stammes, wogegen der größere Theil der niederlausitzischen Bevölkerung aus Ueberresten der alten Wenden besteht, die vor einem Jahrtausend ihre Wohnsitze bis weit über die Elbe vorgeschoben hatten. Bei der lebhaften Theilnahme, welche in neuester Zeit die Nationalitätsfrage aller Orten fand und noch findet, darf es nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß auch diese letzte Trümmer slavischer Welt ihrer Abstammung sich bewußt ward und, obwohl unter Deutschen wohnend, von Deutschen rings umschlossen, neben ihrem slavischen Idiom deutsch redend, die große Erschütterung unter sich nachzittern fühlte, welche die mächtigeren slavischen Stämme ergriff und zu gewaltsamen Thaten fortriß.

Ich wende mich zuvörderst dem größtentheils deutschen Lande, der Oberlausitz, zu. Es ist mir häufig begegnet und begegnet mir noch jetzt, daß ich von sonst ganz gebildeten und wohlunterrichteten Leuten hören muß, alle Lausitzer seien Wenden, mindestens wendischen Ursprungs.

Dies ist eine durchaus irrthümliche Annahme. Alles oberlausitzische Land, von den malerischen Kämmen der böhmischen Grenzgebirge bis nahe an die von den Niederungen in das Hügelland hinübergreifende Haide wird von Deutschen bewohnt; nur einen kleinen Strich, dessen Mittelpunkt die Hauptstadt der Provinz, Bautzen, bildet, haben jetzt noch Wenden inne. Gegen Ost, Süd und West von ziemlich hohen Gebirgen umschlossen, bildet die obere Lausitz ein ungemein malerisches Ländchen, das von Reisenden weit mehr besucht zu werden verdiente, als es bisher der Fall war. Daß dieser reizende Landesabschnitt mit seinen vielen Naturschönheiten, seinen alterthümlichen Städten, seinen großen Ortschaften so wenig das Ziel moderner Touristen ward, daran ist seine politisch-geographische Lage Schuld. In diesem versteckten Gebirgswinkel verlieren sich die großen Weltstraßen wie in einem Sack, und Straßen, aus denen man keinen Ausgang findet, liebt der Reisende nicht, oder pflegt sie wenigstens nur selten zu suchen. Die Theilung Sachsens, welche die ganze Nieder-Lausitz und die Ober-Lausitz fast zur Hälfte von demselben abschnitt, erschwerte dem bei Sachsen verbliebenen Theile die Verbindung mit der übrigen Welt außerordentlich und that dem Lande selbst großen Abbruch. Sachsens Anschluß an den Zollverein hob diesen Uebelstand zwar etwas auf, konnte aber den alten Glanz der Lausitz doch

nicht vollkommen wieder herstellen. Dies gelingt vielleicht in der Zukunft erst den Eisenbahnen, die sich seit Kurzem bis in jene romantische Gebirgseinsamkeit erstrecken, und der Einheit Deutschlands, an der so viele Hände bauen, nach deren Verwirklichung Millionen Herzen sich sehnen.

Man hat den Lausitzern nicht ohne Grund vorgeworfen, daß ihnen der Sinn für die politische Bewegung abgehe, daß sie den Reformbestrebungen, auf welchem Gebiete sich dieselben auch geltend machen mögen, eher feindlich als freundlich gesinnt seien. Dieser Vorwurf ist nicht aus der Luft gegriffen, aber mir scheint, daß er sich leicht erklären läßt, und daß man eine solche Erklärung versuchen muß, bevor man ihn herb und tadelnd ausspricht. Bis zur Theilung Sachsens war die Lausitz ein Land, das sich nach eigenen Gesetzen regierte, das eine große Menge von Privilegien besaß, die ihm Vortheil gewährten, und die namentlich die größeren Städte, die sogenannten Sechsstädte, fast ganz auf gleichen Rang mit den Reichsstädten erhoben. Eine lausitzische Sechsstadt mit ihrem reichen Landesgebiet war eine Art aristokratischer Republik. Es herrschte darin zwar nicht die Freiheit, häufig gebot vielmehr die Willkür der Regierenden, aber das Bewußtsein einer gewissen Unabhängigkeit, im Gegensatz zu andern den Erblanden angehörenden Städten, machte die Lausitzer stolz und ließ sie gern kleine Unannehmlichkeiten ertragen.

Dieser Zug fester Abgeschlossenheit und starken Zusammenhaltens in sich, sicheren Vertrauens auf ihre eigene Kraft geht durch die ganze Geschichte der Lausitz. Die Sechsstädte waren es, welche durch eigene Kraft, mit starker Faust die Burgen der Raubritter brachen und ihre Siegeszüge bis in die böhmischen Berge ausdehnten, um dem Unwesen der ritterlichen Wegelagerer ein Ende zu machen. An dem Muthe der lausitzischen Städtebewohner brach sich die ungestüme, verheerende Wuth der Hussiten. Die Sechsstädte widerstanden den Kriegern Wallensteins, der in seinen vertrauten Briefen mehrmals das Gelüst durchblicken läßt, die fette Thalmulde Zittau's nebst den umliegenden Ortschaften seinen angrenzenden böhmischen Besitzungen einzuverleiben. Die deutschen Kaiser schenkten den Sechsstädten Privilegien auf Privilegien, die ihnen auch nach der gänzlichen Trennung von Böhmen im Jahre 1635 verblieben, und zu denen sie sich neue zu gewinnen wußten. So oft also der Lausitzer seinen Blick zurückwendet in die Vergangenheit, kann er ihn mit Wohlbehagen ausruhen lassen auf Errungenschaften. Er war ehedem etwas, er hatte eine Bedeutung gehabt und hatte sie noch oder legte sie sich bei im Hinblick auf das Vergangene. Bei der Zerrissenheit Deutschlands, wo es ja von jeher nie eine nationale, sondern immer blos eine provinzielle, nie eine Volks-, stets nur eine Stammes-

einheit gab, war dies ganz in der Ordnung. Es baute eben jede Provinz, jeder Stamm seine eigene partielle Größe so schön aus, als es die Umstände erlaubten, und je emsiger dies geschah, je weniger Rücksicht man dabei nahm auf Andere, immer nur das Nächste, das Eigenste bedenkend, für desto vorzüglicher erachtete man sich, desto mehr Achtung nöthigte man Andern ab.

Eine Aenderung in diesem provinziellen Leben trat thatsächlich erst nach der französischen Julirevolution von 1830 ein. Deutschlands Streben, versuchsweise ein politisches Leben sich gründen zu wollen, beginnt mit dieser letzten Vertreibung der Bourbonen; denn die großartige Erhebung in den Kriegsjahren von 1813—1815 hatte in der Masse des Volkes keinen dauernden Nachhall gefunden. Als Sachsen in die Reihe der constitutionellen Staaten eintrat, mußte, wie dies in der Natur der Dinge begründet war, die Lausitz viele ihrer Privilegien aufgeben. Sie konnte und durfte nicht mehr einen Staat im Staate bilden, eine Stellung, die sie bis dahin eingenommen hatte. Damit gewann sie zwar im Allgemeinen, als Provinz aber erlitt sie empfindlichen Verlust. Diese Verluste steigerten sich von Jahr zu Jahr, indem das constitutionelle Staatsleben eine Menge Regierungsmaßregeln nöthig machte, wobei ebenfalls der Staat als Staat, nicht aber die Provinz, nicht die Stadt, am wenigsten

aber der einzelne Bürger und Bauer gewann. Man wird es verzeihlich finden, daß dem Lausitzer diese politischen Verbesserungen nicht sonderlich gefielen, daß er mißtrauisch ward gegen den politischen Fortschritt, der ihm Bequemes, Liebgewordenes, seiner Meinung nach Erprobtes nahm und ihm dafür Unbequemes und Unsicheres gab. Persönlich gewann er nicht durch die größeren politischen Rechte, die ihm der Staat schenkte, den Verlust des Alten aber fühlte er tief, und weil dieses Alte unbestritten einen gewissen Glanz um sich verbreitet hatte und dieser Glanz nun plötzlich verschwand, glaubte er sich in seinen Rechten gekränkt, während er doch hören mußte, das Volk sei mit großen und wichtigen Freiheiten beschenkt worden. Diese Verstimmung ist dem Lausitzer seitdem geblieben, sie hat sich eher noch gesteigert durch so manche Trübungen, die im Geschäftsverkehr bemerkbar wurden. Mißtrauisch blickt er auf jede politische Neuerung, weil ihn die Erfahrung lehrt, daß das Neue nicht immer auch das Bessere sei, und so glaub' ich, daß die Abneigung der Lausitzer gegen politische Reformen und gar Revolutionen durch die Geschichte ihrer Provinz, der sie mit großer Liebe anhängen, wenn nicht gerechtfertigt, doch hinreichend erklärt ist.

Man darf ferner nicht vergessen, daß die Bewohner der Ober-Lausitz ein Gebirgsvolk sind und wie alle Gebirgsbewohner dem Neuen schwerer zugänglich als die

Flachländer. Diese Stimmung spricht sich in Allem aus, bildet den Grundcharakterzug des Volks und giebt ihm ein durchweg ehrenwerthes, solides und zuverlässiges Ansehen. Zuverlässig, aber derb, treu, doch vorsichtig und bedächtig im Verkehr mit Andern, namentlich mit Nicht-Lausitzern, klug, nicht selten verschmitzt und stets auf seinen Vortheil bedacht, auf seinen Ansichten mit Hartnäckigkeit beharrend und entgegengesetzte, ihm nicht zusagende unhöflich von sich weisend: so zeigt sich im Durchschnitt das ober-lausitzische Volk. Sind die Schilderungen treu und wahr, die uns Engländer und Reisende anderer Nationen von den Schottländern entwerfen, so müssen die Bewohner der schottischen Gebirge mit den Ober-Lausitzern große Aehnlichkeit haben.

Treuherzigkeit, Offenheit und derbes Wesen spricht sich auch aus in dem Dialekte. Für Nichteingeborene ist derselbe schwer verständlich, da ganz eigenthümliche Wortfügungen und seltsame Verkürzungen darin vorkommen, auch viele Worte der slavischen Sprache entlehnt und nur mit deutschen Endungen versehen worden sind. Der Fremde wird die Sprache des gemeinen Mannes immer hart klingend und rauh finden, obwohl sie auch viel Kindliches hat und an naiven und humoristischen Ausdrücken ziemlich reich ist. Am meisten ähnelt sie dem oberschlesischen Dialekte, hat aber auch manches gemein mit dem

Erzgebirgischen und besitzt Wendungen, die sich in allen deutschen Gebirgsdialekten von den Karpathen bis in die Alpen mit sehr geringen Abweichungen in der Aussprache wiederfinden.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen möge mich der geneigte Leser unter das Volk selbst begleiten, um es in seinen Sitten und Gebräuchen näher kennen zu lernen.

a) Verlobung und Hochzeit (Verlobje und Huckßt).

Landbewohner pflegen frühzeitig zu heirathen. Darum beschäftigen sich Aeltern, welche Kinder besitzen, sehr bald mit der Frage, wie sie am sichersten eine vortheilhafte Partie machen können. Sie beobachten dabei ganz die Taktik hocharistokratischer Familien, indem sie auf gutes Herkommen in bäuerlichem Sinne, auf Vermögen und Grundbesitz vor allem ihr Augenmerk richten und erst in zweiter Reihe auf Neigung oder Abneigung der Kinder Rücksicht nehmen. Häufig werden Nachbarskinder oder doch Kinder eines Dorfes schon als Verlobte betrachtet, wenn sie die ersten Schuljahre zurückgelegt haben. Die Eltern lassen keine Gelegenheit vorübergehen, erst die Kinder, später die Erwachsenen einander näher zu bringen, um ihren Zweck zu erreichen, und in den meisten Fällen werden so eingeleitete Ehebündnisse zu Stande kommen,

wenn auch nicht selten der hinkende Bote später nachfolgt. Die Heirath ist ihnen ein Geschäft, keine Herzensangelegenheit, und weil man es als solches betreibt, wird auch nur ausnahmsweise das Herz wirklich dabei betheiligt. Doch soll damit nicht behauptet werden, daß keine Ehen aus Liebe geschlossen würden. Sie kommen überall, obwohl selten, vor, weil das Herz ein Ding ist, das sich nicht meistern läßt.

Gewöhnlich werden Ehebündnisse unter Bewohnern eines und desselben Dorfes geschlossen, was vorzugsweise einem stark ausgesprochenen Hange zur Bequemlichkeit zuzuschreiben ist. Nachbarskinder werden meistens ein Paar, wenn die Vermögensverhältnisse der beiderseitigen Eltern nichts zu wünschen übrig lassen und beide auf gleicher Rangstufe stehen. Ein Bauernsohn reicht seine Hand in der Regel nur einer Bauerstochter, während der Gärtner oder Halbhüfner eine Verbindung mit der Tochter eines solchen in den meisten Fällen vorziehen wird. Ausnahmen kommen natürlich vor, heben aber die Regel nicht auf. Diese selbstgemachte Rangordnung drückt Niemanden; es unterwirft sich ihr Jeder gern und findet sie vollkommen der Ordnung gemäß, weshalb auch der offen zur Schau getragene Stolz des Bauers den niedriger gestellten Gärtner oder Häusler nur in seltenen Ausnahmefällen beleidigt.

Ist nun ein junger Mann entschlossen zu heirathen, so wird die angeknüpfte Bekanntschaft durch abendliche Besuche des Burschen bei seinem Mädchen fortgesetzt und fester geknüpft. Ein Zwiegespräch am Fenster in stiller Mondnacht genügt im Anfang; erst später, wenn er der Neigung des Mädchens gewiß ist und von den Eltern keine abschlägige Antwort erwarten darf, betritt er das Haus, doch nicht immer durch die Thür. Als ächter Bursche, der zu seiner Liebsten „auf die Freyt" geht, muß das Fenster erklommen und die verschämte Schöne heimlich besucht werden. Das so angeknüpfte und durch des Mädchens Einwilligung geheiligte Verhältniß wird vertrauter, inniger und öffentlich bekannt durch die Theilnahme der still Verlobten an den dörflichen Tanzvergnügungen im Kretscham, wie man die Wohnung des Dorfrichters oder Schulzen in der Lausitz nennt. Hier kauft der Bursche seinem Mädchen einen Tanz und dreht sich bei schlechter Musik und schmauchenden Talglichtern auf holpriger Diele um die geschwärzte Säule, bis die physischen Kräfte der Tanzenden erschöpft sind oder eine improvisirte Schlägerei dem Vergnügen unversehens ein Ende macht, Fälle, die häufig vorkommen und nur zu oft einen bedauernswerthen blutigen Ausgang nehmen.

Die „Freyt" dauert je nach Umständen bald kürzere, bald längere Zeit und endigt mit der Werbung, wenn

das Verhältniß mittlerweile sich nicht von selbst wieder lös't. Nach altem Brauch wirbt der Bursche nicht in eigener Person um das Mädchen, sondern mittelst eines Stellvertreters. Der Pathe oder ein anderer Verwandter, der sein Vertrauen besitzt, übernimmt die ehrenvolle Mission, im Namen seines Schützlings bei den Eltern der Erwählten um deren Hand anzuhalten. Da in den meisten Fällen derartige Besuche nicht ohne vorherige Anzeige gemacht werden, mithin alle Betheiligten schon im Voraus darauf eingerichtet sind, so ist der Empfang des Abgeordneten von Seiten der Eltern des Mädchens ein freundlicher, und die Einwilligung folgt demselben auf dem Fuße. Diese Einwilligung schließt aber die Verlobung noch nicht in sich. Dazu bedarf es wichtiger Förmlichkeiten und einer halb kirchlichen Ceremonie, wozu die segnende Hand des Pfarrers ganz unerläßlich ist. Der bemittelte Lausitzer sieht es gern, wenn diese Ceremonie möglichst glänzend vollzogen werden kann, weshalb er bei der Verlobung eines seiner Kinder oft mehr prunkt als Andere bei Hochzeitsfesten. Obwohl von Natur karg und sparsam, läßt er sich bei Familienfesten, in die er seinen Stolz und seine Ehre setzt, gern sehen und wirft dabei allenfalls auch Geld im Ueberflusse hinaus.

Ziemlich allgemein verbreitetem Gebrauche nach findet die Verlobung am Sonntag des ersten oder zweiten Auf-

gebotes statt, und zwar Nachmittags, entweder auf der Pfarrei oder im Hause der Braut. Pfarrer und Brautwerber, gewöhnlich „Hochzeitbitter" genannt, weil er die Gäste persönlich einzuladen hat, finden sich hiezu, meistentheils mit ihren Frauen, ein. Die Braut, ganz so geschmückt wie am Tage der spätern Vermählung, erscheint zum ersten Male in bräutlicher Zier. Diese Zier besteht nicht in einem eigentlichen Kranze, sondern in einer kunstreichen Krone, die aus hundert und aberhundert Sternchen von Silber, aus künstlichen Blumen und Blättchen zusammengefügt, den ganzen Kopf wie eine Mütze bedeckt und nach der Mitte hin spitz zuläuft. Je mehr die Zier mit flimmerndem Schmuck überladen ist, desto schöner findet man sie. In neuerer Zeit ist es üblich geworden, vorzüglich bei den Reichen, sie mit einem grünen Kranze zu vertauschen oder sie damit zu umschlingen. Die Kleidung der Braut ist einfach, bei den Aermeren von schwarzem Tuch mit weißen Brusttuch und weißer Schürze, bei den Wohlhabenderen dagegen von reichem Stoff, meist von schwerer dunkelblauer oder violetter Seide. Große goldene Broschen, nicht gerade vom besten Geschmack, schwere Ohrringe von Silber und eine Halskette von gleichem Metall vollenden den bräutlichen Anzug. Einfacher geht der Bräutigam einher. Ihm genügt ein schlichter Rock von schwarzem Tuche, der bis auf die Knöchel

reichen, sehr weit und ohne alle Taille sein muß. Kleiderkünstler, die sich auf Anfertigung solcher Tracht verstehen, sind auf den Dörfern vorzugsweise gesucht. Ueber dem Knöchel der linken Hand auf dem Aermelaufschlage trägt der Bräutigam ebenfalls eine kleine Krone von Gold- und Silberflittern.

Eine Hauptrolle bei Verlobungen und Hochzeiten ist dem Brautwerber zugetheilt. Dieser Mann, gewöhnlich der Schulmeister des Orts, hat einen schweren Stand. Es gehören Gewandtheit, angeborener Takt, ja Talent zu einem guten Brautwerber. Der ober-lausitzische Bauer, im Leben ernst, herb und trocken, verlangt bei Hochzeiten allerhand derbe Scherze und Witze, die ihm behagen, ihn wo möglich zu bauchschütterndem Lachen reizen. Dafür soll nun ein rechter Hochzeitbitter Sorge tragen. Es wird mithin eine gewisse derbe vis comica von ihm gefordert, die er im gewöhnlichen Leben sorgfältig zu verbergen und nur bei Verlobungen und Hochzeiten geltend zu machen hat, ohne doch dem Bauer durch irgend eine Blöße Grund zu scharfem Tadel zu geben.

Das erste und wichtigste Geschäft des Brautwerbers bei einer Verlobung ist die Führung des Brautpaars vor den Pfarrer. Es ist dabei wesentlich darauf zu achten, daß der Bräutigam rechts, die Braut links zu stehen kommt, auf Grund des uralten Bibelwortes: „Und Er

soll dein Herr sein!" Galant ist der Landbewohner in so wichtigen Angelegenheiten durchaus nicht. Ebenso werden die Zeugen, Eltern und Verwandte der Brautleute, hinter dem Brautpaar geordnet; dann erst beginnt die formelle mündliche Vorstellung durch den Brautwerber, wobei ein unglaublicher Aufwand von Titulaturen verschwendet wird. Geübte Brautwerber halten bei solchen Gelegenheiten selbstgemachte Reden, die oft originell genug lauten; bisweilen werden sie auch ausdrücklich von den Eltern des Brautpaars bestellt. Je hochtrabender diese Reden sind, desto mehr Beifall finden sie, während man es mit der Logik nicht sehr streng nimmt und einige Confusion gern verzeiht. Nur darf der Sprecher nicht unterlassen, den Bräutigam stets und wiederholt „achtbar und wohlbenannt," die Braut „hoch-, wohl- und tugendbelobte Jungfer," den Geistlichen „insonders hochwohlehrwürdig und hochgeschätzt" zu nennen. Am Schlusse seiner Rede gedenkt der Brautwerber des zeitlichen Gutes der Brautleute, und zwar so, daß er vor den versammelten Zeugen laut die Summe nennt, welche der Bräutigam seiner zukünftigen Frau „vermacht," falls er „ohne lebendige Leibeserben" vor ihr sterben sollte. Ein solches Vermächtniß, das bei Reichen nicht selten in die Tausende geht, heißt „Morgengabe." Ist auch dies herkömmlichermaßen geschehen, so ergreift der Geistliche das Wort, hält eine kurze, die

Verhältnisse der Brautleute speziell berührende Rede, erwähnt nochmals die ausbedungene „Morgengabe“ und legt dann die Hände der zu Verlobenden segnend in einander. Es versteht sich von selbst, daß ein reiches Mahl den feierlichen Tag heiter beschließt.

Einige Tage vor dem dritten Aufgebote, an manchen Orten auch nach demselben, bringt die Braut ihren ganzen Hausrath, ihre volle Ausstattung dem Bräutigam zu. Bei dieser Gelegenheit läßt sich der Reiche gern sehen, weshalb dieser Umzug mit möglichstem Pomp und entschiedenster Oeffentlichkeit vorgenommen wird. Solch ein Ereigniß ist für Jung und Alt immer ein Fest. Ganze Schaaren von Neugierigen umlagern am Tage des Umzugs den Hof der Brauteltern, in dem freudige Regsamkeit und behaglicher Genuß herrschen. In der Mitte des Hofraums, von stattlichen Männern in sonntäglicher Tracht umgeben, steht das „Brautfuder,“ auch „Gerülle“ genannt, auf zwei der größten Leiterwagen so verpackt, daß man die bedeutendsten, am meisten in die Augen fallenden Prachtstücke bequem überschauen, die Menge der buntbemalten Schränke, Sessel, Schemel, Tische, Bettgestelle, Topfbretter u. s. w. genau nachzählen kann. Städtisch Gesinnte und moderner Sitte sich Zuneigende fügen auch noch ein Sopha mit schreiend buntem Ueberzuge bei, das quer über die Wagenleitern gesetzt wird, aller Welt zur

bequemen Schau und Augenweide. Sehr einladend gucken auf der Höhe des Wagens, gleich Zuckerhüten in bunt carrirtem Papier, fünf bis sechs Bettzipfel hervor, jeder in anderes, doch stets lebhaft buntes Zeug genäht. Diese Zipfel sind das besondere Augenmerk der zuschauenden jungen Mädchen und Frauen, denn sie erzählen in ihrem farbigen Gewande den Staunenden, wie viele Ueberzüge die Braut dem Manne zubringt, was für ein untrügliches Zeichen auch sonstiger reicher Mitgift gehalten wird. Ueber all' diesen Sachen und dem noch farbenduftigen neuen Hausrath flattert an hohem Stocke ein großer Rocken von glänzend weißem Flachs, mit rothseidenem Bande zierlich umwunden — ein untrügliches Zeichen, daß die Braut eine tüchtige, arbeitsame und sparsame Hausfrau werden zu wollen verspricht.

Ein zweiter, nicht minder großer Wagen trägt das „weiße Gerülle“ aus den mancherlei zahlreichen Gefäßen bestehend, wie sie in bäuerlichen Wirthschaften unentbehrlich sind. Da giebt es Wannen, Fässer, Ständer, Kannen, Bänke und Gesindetische, über welche alle das Butterfaß wie ein Wartthurm emporragt An den Leitern aber klappern an bunten Bändern hängend zahllose blecherne Löffel, große und kleine Reibeisen, Kaffeemaschinen, hölzerne und zinnerne Teller, eiserne Töpfe und kupferne

Kessel, die beim Aufbruch der Wagen eine wahre Zigeuner-musik verursachen.

Sind alle diese verschiedenen Gegenstände unter Beaufsichtigung des Brautvaters äußerst langsam und „stäte,“ d. h. mit Vorsicht und ohne Uebereilung aufgepackt, worüber gewöhnlich viele Stunden vergehen, überflüssige Worte in Menge gewechselt werden und noch mehr überflüssiger Branntwein getrunken wird, so setzt sich endlich der Zug in Bewegung. Vor jeden Wagen, immer aber vor den ersten, werden vier wo möglich gleichfarbige junge Pferde gelegt, die man für diese Ehrenfuhre einige Tage tüchtig gefüttert und dabei unbenutzt hat stehen lassen, damit sie recht muthig die Erde stampfen und die Köpfe stolz bewegen. Kummet und Riemenzeug, nebst den vielen Messingbehängen sind blank geputzt, ersteres obendrein mit seidenen Tüchern behängt, ein Geschenk, welches die Braut den Gerülleführern verehrt. Die Führer selbst erscheinen ebenfalls im Festtagsschmucke, die Hüte mit Blumensträußen aufgeputzt, nicht selten aber in so aufgeregtem Zustande, daß Pferde und Wagen nicht eben den sichersten Händen anvertraut sind. Indeß mit den Fröhlichen ist das Glück, aller Trunkenen Schirm, Schild und Vormund aber Gott selber, und so verläuft denn eine so wackelige Fahrt meistentheils ohne Unfall. Hinter den Gerüllewagen führen geputzte Jungen eine Kuh und eine

Ziege, deren Hörner oft, doch nicht immer, vergoldet und mit farbigen Tüchern behangen sind. Den wunderlichen Zug schließt eine offene Chaise oder Kalesche, „Karrete“ genannt, so gut und elegant man sie besitzt oder auftreiben kann, und in ihr sitzen eine oder ein paar Matronen in überladener bunter Kleidung, auf dem Kopfe große, bläulich gestärkte „Räderhauben“ mit hundert, Dütchen ähnlichen Falten, oder in Sammetmützen, auf denen zur höchsten Zier dunkelrothe künstliche Rosen nicken, je nachdem diese Ehrendamen alter oder neuer Dorfmode zugethan sind. Diese Matronen sind gewöhnlich die Tanten, immer die Pathen der Braut, und führen am Hochzeitstage den sonderbaren Namen „Salzmesten,“ weil ihnen obliegt, während des Mahles Mutterstelle bei der Braut zu vertreten, für Alles Sorge zu tragen, was nöthig ist und erforderlich in einer wohl eingerichteten Wirthschaft, als deren Grundlage man die gefüllte Salzmeste zu betrachten pflegt. Der Bräutigam erwartet diesen Brautfuderzug in seiner Behausung, empfängt die „Salzmesten“ wie die bald nachfolgenden Verwandten der Braut auf das Freundlichste und bewirthet sie in der Regel so vortrefflich, daß Mancher am andern Morgen nicht genau anzugeben weiß, wie er nach Hause gekommen ist.

Trauung (Troije) und Hochzeit finden in der Woche nach dem dritten Aufgebote statt, doch hält man nur drei

Tage für glückbringend: Montag, Dienstag und Donnerstag. Mittwoch wird ganz verworfen, weil der Dorfbewohner behauptet, es sei kein Tag, sondern das Mittelstück der Woche. Den Freitag, als des Herrn Todestag, findet man zu Lust und Tanz nicht schicklich; Sonnabend und Sonntag endlich passen weder Bauer noch Weber in ihren Geschäftsgang. Indeß modelt dies Herkommen fast jeder Ort nach seinem Belieben.

Es würde ein arger Verstoß gegen alle Sitte sein, zur Feier einer Hochzeit nicht alle nahen und entfernten Verwandten beider Brautleute einzuladen. Diesen fügt man aus Klugheitsrücksichten noch eine Menge anderer Personen von Distinction oder Vermögen bei, so daß bei angesehenen Familien die Zahl der Gäste bedeutend wächst. Hochzeiten von hundert Personen zählen nur unter die mittelgroßen; es giebt deren, wo nahe an zweihundert Gäste am Schmause Theil nehmen. Auf so großartige Gastereien ist der Bauer nicht eingerichtet, die ganze Structur und Bauart der Häuser ist für große Gesellschaften nicht geeignet, so daß das im Erdgeschoß gelegene Wohnzimmer, dem sich ein kleiner abgegrenzter Raum unter dem Namen „Kabinet" anschließt, der gewöhnliche Aufenthaltsort des Hausherrn, die Menge so vieler Gäste nicht beherbergen kann. Zieht es nun der Brautvater nicht vor, die Hochzeit auf der „Vorbühne," dem zwischen

den Kammern im obern Gestock fortlaufenden freien Raume, auszurichten, was in der schönen Jahreszeit häufig geschieht, indem man die Kammern mit als Speisesäle benützt; so wird im Wohnzimmer ohne langes Bedenken Ofen und Zwischenwand herausgerissen, damit die Gäste leidlich Raum finden. Noch übler ist der Landmann mit der Küche daran, die immer nur auf das Allernothwendigste eingerichtet ist. Um hier nun auf einmal aller Verlegenheit los und ledig zu werden, baut man auf dem Hofraume eine interimistische Küche von Brettern und stellt dieselbe unter Oberaufsicht des Kochs, der Niemand anders als der Hausschlachter ist.

Für die Braut ist der Hochzeittag, obwohl der größte Ehrentag eines Mädchens, kein Tag der Lust, sondern der Qual. Schon beim Anputz muß sie sich Stundenlang peinigen lassen, denn es gehören Zeit und viele sachverständige Hände dazu, um die Unzahl von Zöpfen und Zöpfchen, an welche Kranz und Flitterkrone befestigt werden, in vorgeschriebener Weise zu flechten und zu ordnen. Ist das große Kunstwerk endlich fertig, so muß die Braut die inzwischen erschienenen weiblichen Hochzeitsgäste gebührend empfangen, was abermals geraume Zeit wegnimmt und mancherlei ceremoniöses Hin- und Herreden erfordert. Endlich verkündet das unmelodische Getön schmetternder Hörner und Posaunen, quieckender Clarinetten

und brummender Fagotte das Nahen des Bräutigams mit seinem Gefolge, angeführt von dem Hochzeitbitter. Im Schmucke blendend weißer Hemdärmel, der sonntäglichen Haustracht des Bauers, geht der Brautvater dem Zuge bis über die Schwelle entgegen, vernimmt hier die begrüßenden Worte des Brautwerbers, und ladet darauf Bräutigam und Gäste mit herzlichem Händedruck ein, die mit Tannenreis und Stroh bestreute Hausflur zu betreten. Die Musikanten bleiben inzwischen auf dem Hofe und dudeln ein paar Walzer ab zu allgemeinem Entzücken der zusammengelaufenen Neugierigen. Unterdeß legt der Hochzeitsvater seinen Sonntagsrock an und giebt das Zeichen zum Aufbruch nach der Kirche.

In derselben Ordnung, wie er gekommen, setzt sich der Hochzeitszug wieder in Bewegung, nur daß jetzt unmittelbar hinter der Musikbande die „Züchtjungfern" gehen, zwei, drei, auch vier junge Mädchen von acht bis zwölf Jahren, die stets nahe Verwandte der Braut sind und genau, wie die Braut selbst, mit Kranz und Krone einherstolziren. Diesen schließen sich Braut und Bräutigam an, denen paarweise, nach Rang und Verwandtschaftsgrad geordnet, zuerst die Männer, dann die Frauen langsamen Schrittes nachziehen. Vor dem Kirchhofe tritt die Musik ab, doch spielt sie fort, bis der Brautzug in die Kirche getreten ist. Hier erfolgt nun in allbekannter Weise die

Einsegnung, worauf die Neuvermählten nach nochmals an den Pfarrer und seine Gattin ergangener Aufforderung dem Festmahle beizuwohnen, mit allen Begleitern in das Brauthaus zurückziehen.

Das Hochzeitsmahl beginnt Abends zwischen fünf und sechs Uhr. Die jetzt in ein Gast- und Festgemach verwandelte Wohnstube ist mit Guirlanden von frischen Ebischbeeren oder Hagebutten verziert, wenn die Jahreszeit solchen Schmuck darbietet. Ueber der Brauttafel von der niedrigen Decke herab schweben an buntseidenen Bändern dicke Kränze. Außerdem hing sonst noch eine Taube in der Mitte des Zimmers an Draht oder Seidengespinnst, kunstreich aus Binsenmark gefertigt. Diese Taube sollte den heiligen Geist vorstellen und wurde eifrig von Landleuten in den beiden Klöstern Marienthal und Marienstern gekauft, wo die Nonnen in müssigem und beschaulichen Leben sich mit derartigen Arbeiten beschäftigten. Viele brachten sie auch von ihren Marktzügen nach Böhmen mit heim.

Sobald Pfarrer und Schulmeister mit ihren Frauen und etwaigen Gästen zu Fuß oder zu Wagen eingetroffen sind, entwirft der Hochzeitsbitter die Tafelordnung; hierbei beobachtet man eine strenge Etiquette und unterwirft sich unabänderlichen Gesetzen. Es ist nämlich uraltes Herkommen, daß am ersten Hochzeitstage die Verwandten des

Bräutigams den Vorrang oder, wie man sagt, „Oberstelle“ haben, und zwar nach dem Grade ihrer Verwandtschaft, wogegen sie am zweiten Hochzeitstage den Verwandten der Braut nachstehen müssen. Die Ehrengäste machen natürlich eine Ausnahme und gehen Allen voran; auch erhalten sie allein gepolsterte Stühle, während die ganze übrige Gesellschaft auf Bänken und Schemeln sitzt. Braut und Bräutigam bleiben während des Mahles getrennt, da sie nach Landessitte jeder an einem besondern Tische präsidiren. Frauen und Mädchen sind nämlich von Männern und Jünglingen völlig geschieden und nehmen besondere Tische ein. Die Eltern der Braut, so wie deren Geschwister und nächste Anverwandte haben die Verpflichtung, die Gäste zu bedienen und werden, sobald ein munterer Geist die Geladenen belebt, durch Rufen und Aufträge nicht wenig in Trab gesetzt. Tafelordnung und Wahl der Speisen bleibt sich fast überall gleich. Ehe man sich aber dem Genusse hingiebt, setzt der Braut Bruder oder nächster männlicher Verwandte eine volle Schüssel dampfenden Fleisches vor den Pfarrer, worauf dieser das Tischgebet spricht und die Speise segnet. Der Aufwärter trägt die Schüssel wieder fort und nun erst beginnt das Mahl, wobei tapfer Bier und Branntwein, in seltenen Fällen ausnahmsweise auch Wein getrunken wird. Nach dem ersten Gange, Huhn mit Allerlei (Potage

genannt), reicht die Brautmutter Salz und Ingwer herum, wovon jeder Gast eine Messerspitze voll auf Brod genießt, um den Appetit zu reizen, der freilich bei den jetzt folgenden Fleischmassen stark in Anspruch genommen wird. Gewöhnlich bringt der zweite Gang Karpfen, polnisch gesotten. Diesen folgen gedämpftes Rindfleisch, Kalbsbraten, Schweinefleisch und Wurst mit Sauerkraut, Gänse- oder Truthahnbraten, gebackener Reis, eine Art Pudding, der mit Zimmet und Zucker bestreut sehr angenehm schmeckt — und endlich Schweinebraten und Schinken. Kaffee und Kuchen machen wie immer den Beschluß.

Während des Mahles spielt die Musik mit geringen Unterbrechungen; in den Pausen werden zwei über einander gesetzte zinnerne Teller unter den Gästen herumgegeben, um ein Opfer für den Pfarrer einzusammeln. Die Gabe legt jeder Gast in den untersten Teller, um sie den Blicken der Nächstsitzenden zu entziehen. Diesem Opfer folgen in gleicher Weise Sammlungen für die Armen des Orts, für die Musikanten und das Küchenpersonal. Damit die Gäste wissen, für wen die Sammlung bestimmt ist, legen die Musikanten auf den obersten Teller das Mundstück einer Clarinette oder eines anderen Blasinstruments, das Küchenpersonal aber einen zierlich aus Stroh geflochtenen Scheuerwisch. Ist das Mahl beendigt, so erhebt sich auf einen Wink des Hochzeitsbitters der

Geistliche zum Gebet, darauf stimmt der Schulmeister ein Lied an, das sämmtliche Hochzeitsgäste mitsingen.

Uralte Sitte will es, daß nach diesem Gesange der Hochzeitsbitter nochmals das Wort ergreift und im Namen des Vaters der Braut „abdankt.“ Dieses Abdanken besteht in einer offenen Danksagung, gerichtet zuerst an die Ehrengäste für ihr Erscheinen, besonders an den Pfarrer für die nach christlichem Ritus vollzogene Trauung und gesprochene Tischgebete, an die übrigen Gäste für ihre ihm und seiner Familie bewiesene Freundschaft. Der Pfarrer erwiedert einige Worte, worauf er sich gewöhnlich zurückzieht, die übrige Gesellschaft aber sich von Neuem heiterem Genusse überläßt. Eine eben so interessante als lustige Ceremonie, die des „Schenkens,“ nimmt jetzt die Aufmerksamkeit aller Gäste in vollen Anspruch. Auch dieses liegt, wie alles Ceremonielle, auf den Schultern des geplagten Brautwerbers, der nun erst seine ganze Virtuosität als Witzbold und harmloser Lustigmacher zeigen kann und soll. Es ist ihm nämlich die nicht leichte Aufgabe gestellt, jedes für die Neuvermählten eingegangene Geschenk einzeln mit Beifügung der Namen und Titel des Gebers auszurufen, wobei glücklich angebrachte Bemerkungen und Scherze mit schallendem Gelächter aufgenommen werden. Sämmtliche geladene Gäste, außer den Ehrengästen, müssen schenken, und zwar giebt der Mann Geld („ein ver=

siegeltes Präsent"), die Frau aber „ein Stück," d. h. irgend ein Hausgeräth, einen Schmuck oder ein Kleid für die Braut. Das Geld empfängt der Bräutigam in eine große vor ihm stehende zinnerne Schüssel, die „Stücke" häuft man, so weit es thunlich ist, auf dem Brauttische auf. Bei großen Hochzeiten kommen nicht selten blos an baren Geldgeschenken einige hundert Thaler auf diese Weise zusammen, da sich jeder Gast sehen lassen und nicht hinter den andern zurückbleiben will. Dies ist auch ein Hauptgrund, große Hochzeiten auszurichten; Küche, Keller, Kammern und Laden der jungen Leute werden dadurch vortrefflich gefüllt und die neue Wirthschaft ohne viele Mühe auf's Beste eingerichtet. — Braut und Bräutigam dürfen vom ersten Niedersitzen an bis nach Beendigung dieser Ceremonie ihre Plätze nicht verlassen, wenigstens hält man früheres Aufstehen für ein Zeichen von Unbeständigkeit, überhaupt von Unglück in der Ehe, weßhalb sich die Neuvermählten diesem lästigen Herkommen meistentheils mit bewundernswürdiger Geduld und Ausdauer fügen.

Nach dem „Schenken" wird gewöhnlich noch getanzt, weil aber die meisten Gäste von so vielen Genüssen schon ermüdet sind, verschiebt man das eigentliche Tanzvergnügen auf den zweiten Tag, wo dann das Versäumte gebührend nachgeholt wird. Am dritten Tage kommen nur

die Pathen und nächsten Verwandten der „jungen Leute,“ wie die Neuvermählten nunmehr heißen, zusammen, wobei die „Salzmeste“ der Braut die Haube aufsetzt und sie damit als Hausfrau einweiht.

Für gewöhnlich schließen mit dem dritten Tage die Hochzeitsfestlichkeiten, an manchen Orten wird aber, besonders von Wohlhabenden, acht Tage später nochmals ein festliches Mahl bei den Eltern der Braut gehalten, bei welchem die nächsten Verwandten nicht fehlen dürfen. Da es den Anschein hat, als geschehe dies nur auf Antrieb der Brautmutter, die sich der von ihr geschiedenen Tochter noch nicht entwöhnen kann, so nennt man diese von der vereinsamten Mutter der Tochter gegebene letzte feierliche Mahlzeit „das Mutteressen.“

In neuester Zeit, wo namentlich auf den Weberdörfern die einfachen Sitten der Altvordern, wie sie sich unter den Bauern noch ziemlich rein erhalten haben, mehr und mehr in Vergessenheit kommen, arten auch die Hochzeiten aus. Die meisten währen fünf, sechs bis acht Tage. Die Gäste ziehen von Verwandten zu Verwandten mit klingendem Spiel, während junge Bursche ununterbrochen Freudenschüsse abfeuern. Der lausitzische Bauer, der auf Gesetz und Ordnung im Allgemeinen großen Werth legt, hält auch bei lustigster Laune auf eine gewisse Würde und verschmäht maßloses Lärmen. Bei ihm ist daher auch

die Regel, also in diesem Falle das Althergebrachte zu suchen, während beim modernisirten Weber die Ausnahme, mithin die antinationale Neuerung Geltung gewinnen will.

b) Das Leichenbegängniß ('s letzte Geleede).

Christlich oder vielmehr kirchlich gesinnte lausitzische Landbewohner scheiden nur dann den Ihrigen völlig unerwartet, und mithin auf den Tod unvorbereitet aus dem Leben, wenn ein Schlagfluß sie plötzlich dahinrafft; frommer Sinn und kindliche Altgläubigkeit lassen sie streng festhalten an den Gebräuchen, welche in der lutherischen Kirche gäng und gäbe sind. Die Mehrzahl derer, welche dem Tode entgegen zu gehen glauben oder das Herannahen der letzten Stunde untrüglich fühlen, wünschen zuvor nicht blos ihre Rechnung mit der Welt abzuschließen, sondern, sofern dies möglich, sich auch mit Gott zu versöhnen. Darum begehrt jeder Sterbende, wenn er nicht ein Ungläubiger ist, oder für solchen gehalten werden will, vor seinem Ableben den Pfarrer zu sprechen, und, sei's nun aus wahrer, tiefer, innigster Ueberzeugung, sei's aus liebgewordener, allverbreiteter Gewohnheit, nochmals im Kreise der Seinen das heilige Abendmahl zu genießen. Ich würde dieser auch anderwärts üblichen Sitte nicht erwähnen, knüpfte sich nicht ein in der Lausitz

allgemein verbreiteter Aberglaube an den amtlichen Krankenbesuch des Geistlichen.

Bekanntlich giebt der Bauer und der Landmann überhaupt in Krankheitsfällen wenig auf den Gebrauch von Heilmitteln. Man enthält sich nicht blos ärztlicher Hülfe, man scheut sie sogar, theils weil man sie zu kostspielig findet, theils weil die ärztliche Behandlung Vielen unbequem wird und nicht rasch genug den verheißenen Erfolg herbeiführt. Der Bauer will vor Allem schnelle Heilung eines Uebels und greift deshalb entweder zu bewährten Hausmitteln oder nimmt am liebsten seine Zuflucht zu Personen, welche in dem Rufe stehen, geheime Kräfte zu besitzen und mittelst deren Anwendung jede Krankheit von Grund aus und wie durch Zauberei heilen zu können. Darum zeigt der Bauer noch bis auf den heutigen Tag unverholen große Vorliebe für die Quacksalbereien alter Weiber, für das Heimlichthun gewisser Schäfer und vor Allem für den unheimlichen Rath renommirter Scharfrichter. Der Glaube, der ja Berge versetzen kann, oder die kräftige Constitution der Kranken, die auch sogenannte Pferdekuren nicht zerstören, führen häufig zu gutem Ende, und so befestigt sich das Vertrauen zu solchen Afterärzten, wie der Glaube an das Wunderbare, Geheimnißvolle, dem man die Genesung zuschreibt. An diesem Glauben hält man fest bis zum letzten Augenblick, von ihm hofft

man auch dann noch Rettung, wenn der Tod schon mit kalter Hand das Herz des Leidenden berührt hat. Der Anschein, als sei menschliche Hülfe nicht denkbar, kann ja trügen.

In dieser äußersten Noth nun greift der Bauer zum letzten Mittel, theils um auf alle Fälle dem Kranken die Segnungen des Christenthums zu Theil werden zu lassen, theils um sich Gewißheit zu verschaffen über das Schicksal des Leidenden. Diese Gewißheit, meint er, könne ihm nur der Geistliche geben. Ihm, den man als einen Gottgeweihten anerkennt, schreibt man Gaben zu, die anderen Sterblichen nicht verliehen sind, Gaben, die nur in besonders heiligen Augenblicken Macht und Einfluß gewinnen. Für einen solchen Moment gilt die „Abspeisung" des Kranken. In der Minute, wo der Geistliche nach vorgenommener Consecration dem Leidenden Brod und Wein darreicht, erhält nach dem Glauben des Bauers der Pfarrer, welcher ja an Christi Statt dem Menschen Vergebung der Sünden verheißt, die Gabe untrüglicher Prophezeiung, und mit dem Ergreifen des Kelches insbesondere wisse er bestimmt, ob der Kranke wieder genese, oder ob er unrettbar dem Tode verfallen sei.

Die Alten pflegten aus dem Kelche zu weissagen; an dieses Weissagen wird man unwillkürlich erinnert bei den „Berichten," wie der Lausitzer den Genuß des heiligen

Abendmahls auf dem Todbette nennt. Das Volk glaubt nämlich, der Geistliche sehe im Kelche des Kranken Schicksal. Nach der Behauptung Einiger bedeutet das Trübwerden der vergoldeten Höhlung im Augenblicke, wo der Mund des Kranken sie berührt, dessen Tod, während das Hellbleiben derselben ein Zeichen der Genesung ist. Nach der Meinung Anderer soll der Geistliche im Spiegel des Weins die Züge eines Sterbenden, die facies hippocratica, erblicken. Deßhalb umringen die Angehörigen eines eben „Berichteten" den sich entfernenden Geistlichen und bestürmen ihn mit Fragen, die über die Zukunft des Kranken Auskunft begehren. Vielerfahrenen Seelsorgern mag es nicht schwer fallen, von den Zügen des Kranken auf dessen baldige Auflösung oder wahrscheinliche Wiedergenesung zu schließen, eben aber, weil ein solcher Ausspruch des Pfarrers nach dargereichtem Abendmahle meistentheils zutrifft, befestigt sich der erwähnte Aberglaube im Volke.

Der eingefleischte Lausitzer lebt und stirbt ferner auf den Glauben, daß vor dem Tode eines Menschen der Familie desselben jederzeit ein Anzeichen gegeben werde. Das gewöhnlichste und allgemein verbreitete heißt „der Fall des Leichenbretts." Dieser thut sich kund durch einen sehr heftigen Schlag, der seltsam dröhnend das Haus erschüttert und von allen Bewohnern desselben, mit alleiniger

Ausnahme des Abscheidenden, gehört wird. Wo sich dieser Ton ohne erklärbare Ursache vernehmen läßt, ist ein Todesfall unvermeidlich. Weniger allgemein sind die „Todtenlichter.“ Ihr Erscheinen kommt nur in gewissen Familien vor, schließt jedoch den Fall des Leichenbretts nicht immer aus. Sie bestehen in dem plötzlichen Aufleuchten einer blauen Flamme über dem Haupte dessen, der abgerufen werden soll, und sind außer dem so Bezeichneten allen Anwesenden sichtbar [1]). Aber nicht blos Verwandten und Freunden eines dem Tode Geweihten wird dessen Abscheiden angedeutet, auch völlig fremde Personen werden häufig davon unterrichtet, doch beschränkt sich diese Kundmachung nur auf solche Individuen, welche zu Tod und Begräbniß in einiger Beziehung stehen. Am häufigsten wollen die Leichenfrauen, in der Lausitz „Leichenwäscherinnen“ genannt, derartige Anzeichen erhalten. Bei diesen nämlich meldet sich der nächst Sterbende persönlich, indem er der Leichenfrau gewöhnlich im Traume, bisweilen aber auch bei vollem Bewußtsein Abends in der

---

[1]) Diese Erscheinung, welche mir von glaubwürdigen Personen als ihnen selbst vorgekommen mitgetheilt wurde, findet vielleicht ihre Erklärung in der Lehre vom Od. Eben weil nur Einige und zwar Wenige sie sehen, läßt sich vermuthen, daß überhaupt nur Hochsensitiven jene leuchtende Ausdünstung sichtbar werden kann.

Anm. des Verf.

Dämmerung — der sogenannten „Sitzge“ — erscheint, lautlos die Stubenthür öffnet und scheinbar ein Stück Seife auf die Ofenbank legt. Endlich rühren sich bei dem Todtengräber Hacke und Schaufel vor jedem Todesfalle und deuten ihm an, daß er demnächst ein Grab werde aufzuwerfen haben. Auch diejenigen, welche das „Ausläuten“ der Verstorbenen zu besorgen haben, behaupten Anzeichen zu erhalten, worin jedoch dieselben bestehen, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. An die erwähnten glaubt man steif und fest; von Leichenfrauen namentlich habe ich mehrmals gehört, wie der oder jener Verstorbene einige Tage vor seinem Tode in angedeuteter Weise sie besucht habe.

Das kirchlich Herkömmliche bei Begräbnissen kann füglich übergangen werden, da es eben nicht viel Ausgezeichnetes hat. Die Beisetzung nebst dabei üblichen Gesängen, desgleichen die kirchlichen Feierlichkeiten sind bei dem Mangel einer fest vorgeschriebenen Begräbnißliturgie nicht geregelt, weshalb fast jedes Dorf in dieser Beziehung andere Gebräuche hat. Nur einer Ceremonie, die in dem Aberglauben des Volks ihre Erklärung findet, wird man in den meisten Ortschaften begegnen.

Auf allen Dorfkirchhöfen giebt es einen freien Platz, wo die Leichen während der Gesänge und des vom Geistlichen zu sprechenden Segens aufgestellt werden. Diese

Ort heißt: „'s Schauplatzel“. Hier wird die Bahre niedergesetzt, das schwarze Bahrtuch abgenommen und der gewöhnlich bunt, in neuester Zeit bei Reichen schneeweiß angestrichene, sehr hohe Sarg den Blicken aller Anwesenden ausgesetzt. Gleichviel, ob der Verstorbene jung oder alt, reich oder arm, ob Weib oder Mann ist, der Sarg wird sofort geöffnet, damit Jedermann die Leiche noch einmal sehen kann. Oft wird sogar der so geöffnete Sarg hoch emporgehoben und langsam im Kreise gedreht, damit auch der Entfernteste den vollen Anblick des Todten erhalte. Dieser trägt das herkömmliche Todtenkleid, den „Leichenjänker,“ eine langes faltiges Gewand von weißem Zeuge, das bei Vornehmern reich mit Spitzen, bei Jedem aber mit vielen flatternden Bändern besetzt ist. Weiße, mit Stroh gestopfte Kissen, ebenfalls mit allerhand Bändern ausgeputzt, die bei jugendlichen Leichen stets roth, blau und gelb sind, dienen zur Unterlage. Ein Kruzifix ruht gewöhnlich auf der linken Brust des Todten, die Rechte hält Rosmarin, zuweilen auch eine Citrone.

Ehe man den Sarg wieder schließt, tritt die Leichenfrau heran und steckt, während die Verwandten von dem Verstorbenen Abschied nehmen, jedes Bändchen, und was sonst etwa noch flatternder Bewegung unterworfen ist, fest an die Kissen und bindet bisweilen einen weißen

Streifen um das Kinn des Todten, damit der Mund fest geschlossen bleibe. Auch versäumen die abschiednehmenden Verwandten nicht, dem Todten erst die Hand, sodann das Kinn fest anzudrücken. Ist dieß geschehen und hebt sich flatternd kein Bändchen mehr, so schließt der Todtengräber mit Hülfe der Leichenfrau den Sarg und die Träger senken ihn in das Grab, während das Sängerchor den Vers anstimmt: „Nun laßt uns den Leib begraben.“

Die Oberlausitzer sind, wie ich schon angedeutet, sehr abergläubisch; das Wunderbare, Geheimnißvolle zieht sie an, und wo sich dergleichen erhalten hat in uralten überlieferten Gebräuchen, da pflegt man es mit Vorliebe und Pietät. Bis auf den heutigen Tag wurzelt noch tief im Landvolke der Glaube, ein Verstorbener könne unter gewissen Umständen Ueberlebende, die ihm vorzugsweise lieb und werth waren, binnen kürzerer oder längerer Frist nachziehen, und sehr oft hört man im Volke von diesem „Nachziehen Lebender in's Grab“ sprechen. Dieser Aberglaube erinnert entfernt an die morgenländische Sage vom Vampyr und hängt in seinem Ursprunge jedenfalls mit derselben zusammen. Sterben schnell hintereinander Verwandte, Mann und Frau, Braut und Bräutigam, so sagt man allgemein, „der oder die hat ihn nachgezogen,“ ohne sich Rechenschaft über diese Sprechweise zu

geben. Etwas Arges denkt man sich nicht dabei, man betrachtet es mehr wie eine Schicksalsfügung, die man ertragen muß. Es kann jedoch das „Nachziehen“ gefährlich, ja ganzen Familien unheilbringend werden, wenn die Ueberlebenden nicht vorsichtig beim Schließen des Sarges sind. Veranlassung zu Vernichtung Lebender durch Abgeschiedene geben am leichtesten alle Liebesgaben, welche Freundschaft und Anhänglichkeit dem Todten in den Sarg legen. Fügt es nämlich der Zufall, daß irgend ein Band oder Tuch, dem Verstorbenen von Freundeshand geschenkt, die Lippen des Todten berührt oder sich wohl gar in dem etwas geöffneten Mund schiebt, so ist der Geber nach dem Volksglauben dem Tode verfallen. Der Verstorbene soll in diesem Falle instinctmäßig gleich einem Lebenden die Lippen öffnen und den so berührten Gegenstand langsam einschlürfen, der Lebende aber mit dem allmäligen Verschwinden desselben abzehren und sterben. Der gemeine Mann nennt dieß hin und wieder „schmatzen,“ und vor mehr als hundert Jahren gab ein derartiger Vorfall, der zu richterlicher Untersuchung führte, Gelegenheit zu einer wissenschaftlichen Beleuchtung der Frage: ob es möglich sei, daß Verstorbene Ueberlebenden gefährlich werden können, wenn sie in angedeuteter Weise mit denselben in fortdauernder Berührung bleiben. Um nun so viel

wie möglich solches Nachziehen Lebender zu verhindern, befestigt man alle Gaben der Liebe im Sarge und läßt alle Verwandte nochmals mit liebender Hand die Lippen des Todten schließen.

Nach beendigter kirchlicher Feier sammeln sich die Leidtragenden im Trauerhause, um dem Todtenmahle, „Traueressen“ genannt, beizuwohnen. Oft genug geht es dabei lebhafter und heiterer zu, als man denken sollte, in früheren roheren Jahren arteten derartige Mahle sogar häufig in wüste Gelage aus, bei denen die vom Trunk Erhitzten gelegentlich handgemein wurden und sich gleich den Irländern weidlich durchprügelten, ein Gebrauch, der glücklicherweise schon seit längerer Zeit für abgeschafft gelten kann.

c) Hohe Feste (Hihre Tage).

In dem geschichtlichen wie gesellschaftlichen Leben des lausitzischen Volksstammes macht sich durchgängig ein tief religiöser Zug bemerkbar. Die Stürme der Reformationszeit, die Gräuel der späteren Religionskriege, die tiefe Erschlaffung des deutschen Geistes, die leider die einzige Errungenschaft mehr als dreißigjähriger Kämpfe für das arme dahingeschlachtete Volk war, und die mancherlei Drangsale späterer Zeiten haben den Sinn

für das Religiöse in der Masse des Volkes nicht vermindert, vielmehr eher zur Stärkung desselben beigetragen. Man kann daher noch bis auf den heutigen Tag den Lausitzer religiös nennen. Vor der Reformation, so weit die Geschichte Zeugniß giebt, dem Katholicismus innig ergeben, traten, durch Luthers kühne Reden aufgerüttelt, in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit die meisten Städte und Flecken der obern Lausitz dem Augsburgischen Glaubensbekenntnisse bei und hängen seitdem mit eben so großer Zähigkeit wie tiefer Verehrung an demselben, als der Rest der übrig gebliebenen Katholiken an den Satzungen ihrer Kirche. Luther ist nächst Christus der vom Volke am meisten geachtete Mensch. Von ihm spricht Jedermann mit hoher Verehrung und nie wird sein Name genannt, ohne daß man respectvoll den Doctortitel hinzufügt. Wer dieß unterläßt und den großen Reformator nur schlechthin Luther heißt, kann sich als ein Mensch ohne Lebensart möglicherweise Unannehmlichkeiten aussetzen.

Sind nun die Lausitzer zum größten Theile aufrichtige Lutheraner und hängt besonders das Landvolk in vielen Ortschaften dem strengen Lutherthume an, so hat dieser scharf ausgeprägte Typus des religiösen Bekenntnisses doch niemals die Toleranz ausgeschlossen, welche eine der Grundlehren des auf Menschen- und Nächstenliebe ruhen-

den Christenthums ist. Die Lausitz war es, welche den vertriebenen mährischen Brüdern in einer der schönsten Gegenden der Provinz ein Asyl gewährte, das bald zu dem weltberühmten Bruderorte „Herrnhut" erblühte, von dem aus zahllose Missionäre als neue Apostel des Christenthums in die entlegensten Winkel der Erde ausgesendet wurden. Je mehr herrnhutisches Wesen sich ausbreitete in dem kleinen Lande, je tiefer der Geist des Herrnhuterthums Wurzel schlug in dem zu großem Wohlstande erblühenden Orte selbst; desto mehr mußte die umwohnende lutherische Bevölkerung aufmerksam werden auf das Thun und Lassen der „Brüdergemeinde." Das stille, anspruchslose Wesen dieser immer thätigen Leute machte auf harmlose Gemüther bleibenden Eindruck. Die Sauberkeit des städtischen Ortes, die Festtagsstille, der Gottesfrieden, welche auch an Werkeltagen Herrnhut charakterisiren, und die ewig sich gleich bleibende Zufriedenheit und Freundlichkeit der „Brüder und Schwestern" hatten etwas Berauschendes, Entzückendes. Zwar traten nur Wenige aus dem lutherischen Kirchenverbande zu den Herrnhutern wirklich über, wohl aber bildeten sich nach und nach in den meisten Ortschaften bald kleinere, bald größere Zirkel, die als „Stille im Lande" eine besondere Art Gottesverehrung einführten, sich sehr bald für bessere Christen als Andere hielten und später in

das nicht eben sehr ruhmreiche Conventikelwesen ausarteten. Aus früher Jugend weiß ich mich sehr wohl zu erinnern, daß in solchen Conventikeln die wunderlichsten Vorträge gehalten, die confusesten Auslegungen streitiger Bibelstellen versucht und die ungereimtesten Predigten oft von ganz unfähigen Köpfen, leider zur Erbauung der noch unfähigeren Zuhörer, gehalten wurden. [1]) Indeß schlug das Conventikelwesen der Lausitz meines Wissens niemals in verheimlichte Unsittlichkeit um, wie sie das Muckerthum schmachvollen Andenkens in den dreißiger Jahren gebar.

Zu läugnen ist es nicht, daß dieser stark ausgesprochene Hang zum Herrnhuterthume einerseits einer religiösen Kopfhängerei in der Lausitz Bahn brach, die viele nachtheilige Folgen hatte, andererseits aber diejenigen, welche der Lutherischen Lehre ergeben waren, zu einer schrofferen Starrheit forttrieb, die sich in dem sogenannten Altlutherthume scharf zuspitzte. Der Rationalismus fand in der Lausitz unter dem Volke keinen Boden, selbst unter den Geistlichen werden nur Wenige sich dieser Richtung

---

[1]) So kam es, um nur ein Beispiel anzuführen, einmal vor, daß ein Schneider der sich zum Prediger aufgeworfen und eine ziemliche Anzahl Gläubiger um sich geschaart hatte, allen Ernstes an diese das Verlangen stellte, sie sollten ihm einen Peltz schenken, denn dies hätte ihm die Jungfrau Maria aufgetragen, ihnen zu sagen. Dies irdische Verlangen zersprengte die Gläubigen.

angeschlossen haben. Die meisten waren Jünger des Supranaturalismus und mögen es wohl heute noch sein.

Was der Lausitzer einmal besitzt, das läßt er sich, wie schon bemerkt, nicht gern nehmen, selbst dann nicht immer, wenn dieses ihm Vortheil brächte. Es ist, als mache ihm das Festhalten des einmal Erworbenen oder Ueberlieferten ganz besonderes Vergnügen und als könne er nicht glücklich und zufrieden leben, wenn er dasselbe aufgäbe. Wie seine Abneigung gegen politische Neuerungen und Verbesserungen aus dieser Eigenthümlichkeit entspringt, so fließt auch sein Festhalten an kirchlichem Ceremoniell und religiösen Gebräuchen ganz aus gleicher Quelle. Als in den ersten dreißiger Jahren aus Utilitätsrücksichten die sächsische Regierung sich bewogen fand, die dritten Feiertage an Ostern, Pfingsten und Weihnachten aufzuheben, wäre in der Oberlausitz ob dieses Beschlusses beinahe ein Volksaufstand ausgebrochen. Viele Gemeinden widersetzten sich offen dieser Neuerung, in der sie einem Angriff auf die Religion selbst zu erblicken glaubten. Die Geistlichen wurden anfangs durch Deputirte der Gemeinde ersucht, die Kirchen öffnen zu lassen und Gottesdienst zu halten, und wo dieß nicht fruchtete, später mit sanfter Gewalt dazu gezwungen. Die Aufregung ward so ernsthaft, so drohend, daß auf erstatteten Bericht die Regierung den wunderlichen Beschluß faßte,

denjenigen Gemeinden der Lausitz, die sich durch das erlassene Gesetz in ihrer Kirchlichkeit gekränkt glaubten, die Feier des dritten Festtages frei zu geben. Seitdem wird nun auf vielen großen Dörfern der Lausitz noch jeßt an den drei hohen Jahresfesten der sonst im ganzen Königreiche abgeschaffte dritte Feiertag noch kirchlich begangen.

Von den genannten drei Kirchenfesten verdienen nur zwei, Weihnachten und Ostern, näher betrachtet zu werden; Pfingsten, obwohl mit nicht geringerer religiöser Innerlichkeit von dem Volke begangen, ist doch nicht ausgezeichnet durch Eigenthümlichkeiten, welche mit volksthümlichen Sitten und Gebräuchen in Wechselwirkung stehen. Ich wende mich daher zu den beiden genannten Festen und beginne mit dem Geburtsfeste Christi, dem alle Welt Freude und Glück bescheerenden Weihnachten.

Noch im zweiten Decennium unseres Jahrhunderts war es auf den Dörfern der Lausitz ziemlich allgemein verbreitete Sitte, daß etwa vier Wochen vor dem Feste der „heilige Christ“ seinen Umgang zu halten begann. Wenn Abends Burschen und Mädchen bei einem „Lichtengange“ [1]) versammelt sind, jene, um zu rauchen und

---

[1]) So heißen in der Lausitz die abendlichen Besuche mehrerer Freunde und Bekannten bei einem Nachbar, die mit der Herbstzeit beginnen und bis zum Frühjahr fortgesetzt werden. Es sind die Soireen der Landleute.

zu plaudern, sehr häufig auch Gespenstergeschichten zu erzählen, diese, um fleißig zu spinnen und zu weifen, klopft es mit leisem Finger an ein Schiebefenster. Die schnurrenden Rädchen stehen still, die plaudernden Burschen verstummen. Vorsichtig öffnet die Hausfrau das Fenster, um zu sehen, wer Einlaß begehrt, und sogleich fallen zwischen die Spinnerinnen prasselnd ein paar Dutzend Nüsse, die jubelnd aufgesucht und verspeist werden. Der „heilige Christ" hat auf seinem Umgange die Fleißigen belohnt, sie ermuntern wollen zur Fortsetzung gesitteten Lebenswandels. Bisweilen, im Allgemeinen aber doch selten, meldet sich auch noch das „Christkind" selbst in Begleitung des Knechtes Ruprecht, um Gesittete und Fromme zu belohnen, Ungesittete und Gottlose zu bestrafen. In der Lausitz ist gewöhnlich eine Bettelei damit verbunden, welcher Knecht Ruprecht mit seinem ledernem Dreschflegel nöthigenfalls Nachdruck zu geben weiß.

Am Thomastage gehen die Lausitzer gern in Gesellschaft, um in heitern Gesprächen bis tief in die Nacht beisammen zu bleiben und sich dabei gütlich zu thun. Man nennt diese Nachtschwärmerei „thomsen," und wer nur irgend kann, „thomst" mit. Die Sankt Thomasnacht wird für besonders glückbringend gehalten, weshalb denn auch junge Leute fast ohne Ausnahme in derselben

Fragen an das Schicksal thun, um Ausschlüsse über ihre Zukunft zu erhalten. Das „Bleigießen," wohl in ganz Deutschland gekannt, wird bloß zum Scherz getrieben, mehr Gewicht legt die Jugend auf das Nußschaalenschwimmen. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt jeder sein mit einem dünnen Wachslichte versehenes Schiffchen, freut sich, wenn es kein Wasser zieht und das Licht ruhig und langsam brennt, eine glückliche Zukunft daraus prophezeiend, während derjenige, dessen Nußschaale schwankt und zischend untergeht, wenn nicht seinen Tod im nächsten Jahre vermuthet, doch ganz gewiß auf empfindliche Schicksalsschläge sich gefaßt macht. Schwimmen die Nußschaalen eines Mädchens und eines jungen Mannes einträchtig nebeneinander und finden sie sich nach vorgenommener Trennung, wie von magnetischer Kraft angezogen, wieder zusammen, so werden die Inhaber derselben von den Anwesenden als zukünftige Brautleute betrachtet, was denn auch häufig im Laufe des Jahres in Erfüllung geht. — Junge Mädchen, wenn sie sich unbeachtet wissen, pflegen am Thomastage gern „den Pantoffel zu werfen," um zu erfahren, welche von den Versammelten zuerst heirathen wird. Sie setzen sich zu diesem Fragespiele an die Zukunft in gleicher Entfernung neben einander an die Erde, die Rücken der Thür zugekehrt, und werfen jede einen Pantoffel rückwärts

nach der Thür. Dasjenige Mädchen, dessen Pantoffel der Thür zunächst liegt, die Spitze derselben zugekehrt, verläßt zuerst als Braut das väterliche Haus, wogegen diejenigen, deren Pantoffelspitzen einwärts zeigen, im nächsten Jahre noch keine Hoffnung haben, unter die Haube zu kommen.

Der „heilige Abend" ist für Dorfbewohner schon darum ein ausgezeichneter Tag, weil in den meisten Ortschaften des Nachts in glänzend erleuchteter Kirche ein feierlicher Gottesdienst gehalten wird. Diesen Gottesdienst, „die Christnacht," besucht Jedermann, mag er nah oder fern wohnen, mag es stürmen oder schneien, oder harter Frost die Bäume spalten. Weiber und Kinder sind natürlich die eifrigsten Christnachtgänger. Jeder erscheint mit einer Laterne, in der ein buntbemaltes Wachslicht brennt. Diese Laternen pflanzen alle vor sich hin auf ihre Kirchstände, was denn einen allerliebsten Anblick gewährt. Die Andacht freilich ist nicht sehr groß, da die vielen Kinder, denen man doch den Zauberreiz einer festlich erleuchteten Kirche nicht entziehen will, Gesang und Predigt keine große Aufmerksamkeit schenken. Vor, meistentheils auch nach der „Christnacht" wird „bescheert," und dann erst eine stolze Mahlzeit eingenommen, die gewöhnlich aus polnisch gesottenen Karpfen, einem Lieblingsgericht aller Lausitzer, besteht.

Städter pflegen gewöhnlich fette „Mohnmilch“ zu essen, ein Gericht, das auch am Abend des heiligen Dreikönigstages, dem sogenannten „hohen Neujahre,“ selten auf bürgerlichen Tafeln fehlt.

Für äußerst wichtig hält der Lausitzer den Zeitraum vom Christtage bis zum „hohen oder großen Neujahr.“ Dieser Jahresabschnitt gilt ihm im wahren Sinne des Wortes für „hehr,“ weshalb er ihn auch „die heiligen zwölf Nächte“ nennt. Von der Witterung dieser zwölf Tage — weshalb sie Nächte heißen, weiß ich nicht — hängen nach dem Glauben des gemeinen Mannes die Geschicke der Völker und Staaten wie der einzelnen Familien im nächsten Jahre ab, und zwar ist es vorzugsweise die Sonne, deren belebender Strahl, je nachdem er die wolkenlose Himmelskugel erhellt oder hinter dichten Wolkenschleiern dem Auge des Menschen unsichtbar bleibt, Glück oder Unglück, des Segens Fülle oder maßloses Elend dem zagenden Menschengeschlechte prophezeit. Ich kann mich leider nicht mehr genau besinnen, welches Heil oder Unheil das Erscheinen der Sonne an jeder der „heiligen zwölf Nächte“ bedeuten soll; so viel nur weiß ich bestimmt, daß wolkenloses Sonnenlicht am „ersten heiligen Christtage“ im allgemeinen „ein glückliches Jahr“ bedeutet, am zweiten „Fried' und Einigkeit,“ am eilften „Pest und ansteckende Krankheiten,“

am zwölften „Krieg und Blutvergießen.“ Daß der Sonnenschein eines Tages die Wirkung der Sonne des andern Tages aufhebt, wenn in den „zwölf Nächten“ zufällig völlig heiteres Wetter eintritt, merkt der gemeine Mann nicht, wenigstens stört es ihn durchaus nicht in seinem Glauben, mag die Wirklichkeit ihn auch noch so oft eines Bessern belehren.

Das „hehrste“ Fest ist dem schlichten Landbewohner unstreitig Ostern. Es knüpfen sich an dasselbe für die meisten Menschen Erinnerungen, die dem Gedächtnisse tief eingeprägt bleiben, die für Außerordentliches empfängliche Seelen mit Furcht und Beben, mit Schauern der Andacht und mit hohem Entzücken erfüllen. In der „Marterwoche“ am Gründonnerstage werden auf den meisten Orten Knaben und Mädchen durch den erstmaligen Genuß des heiligen Abendmahles in den Bund erwachsener Christen aufgenommen. Die feierliche Stille der Kirche, die Gebete und Gesänge der anwesenden Eltern und Verwandten, die eindringlichen Worte des Predigers, die den Opfertod des Erlösers preisen; vergißt auch der Leichtsinnigste nicht, und so oft das Fest sich wiederholt mit seinen weltbewegenden Erinnerungen, so oft wird die Phantasie des Volkes von neuem angeregt, das Herz empfänglicher gemacht für das Wunderbare.

Schon mit dem Palmsonntage tritt auf allen Ort-

schaften eine größere Ruhe ein, die, je näher dem Feste, sich steigert und zuletzt alles profane Geräusch zum Schweigen bringt. Etwas geheimnißvoll Heiliges, eine sich Allen mittheilende Weltandacht scheint in der Luft zu liegen, und reizbare Seelen mögen wohl das Rauschen der himmlischen Heerschaaren zu vernehmen glauben, die den Tod des Gottessohnes und seine Auferstehung feiern.

Die Zeit vom Gründonnerstage bis zum Ostersonntage ist denn auch dem Volke wieder überaus heilig; heilige Zeiten aber sind ihm gewöhnlich gleichbedeutend mit wunderkräftigen. Die Lausitzer halten besonders viel auf die Wirkungen des in dieser heiligen Zeit vor Sonnenaufgang geschöpften Flußwassers. Ihm schreibt man eine solche Menge Wunderkräfte bei, daß man sie kaum zählen kann. Diese Kräfte aber wohnen dem Wasser, gemeinhin „Osterwasser" genannt, nur dann inne, wenn gewisse Formalitäten beim Schöpfen beobachtet werden oder werden können. Derjenige, welcher Osterwasser schöpfen geht, muß vor Sonnenaufgang einen rauschenden Bach aufsuchen, er muß dieß außerdem nüchtern thun, und es darf ihm, soll die Kraft des Wassers nicht geschwächt werden, Niemand, wenigstens keine alte Frau begegnen; auch muß er sich wohl hüten, vor dem Schöpfen einen Begegnenden anzureden: alles Bedingungen, die schwer zu erfüllen sind, da gerade an

jenen Tagen alle Wege und Stege von Leuten wimmeln, welche, um Wasser zu holen, nach rauschenden Bächen wandern. Mit solchem Wasser wäscht sich Jeder, sei's nun, um sich guter Gesundheit zu erfreuen, sei's um die Schönheit des Körpers zu erhöhen, oder in sonst einer andern Absicht. Auch glaubt man allgemein, daß Wasser, vom Gründonnerstage bis zum Ostersonntage geschöpft, sich, wenn ich nicht irre, dreißig Tage lang frisch erhalte.

Vor zwanzig und mehr Jahren war der Gründonnerstag für die Jugend auf den meisten Dörfern der Lausitz ein Tag schuldloser Freude und glücklicher Lust. Man ging Truppweise von Haus zu Haus, um den Bewohnern einen Gruß zum Gründonnerstage zu sagen. Dieß geschah natürlich nicht in flüsterndem Tone, sondern mit möglichstem Geräusch, und jeder Rufende erhielt dafür von dem Hausherrn gewöhnlich eine kleine Bretzel, hie und da auch einen Pfennig. War das Dorf groß und weitläufig gebaut, wie dieß in der Lausitz fast immer der Fall ist, so dauerte das Gründonnerstagsrufen mehrere Stunden, und die lustigen Schreier kehrten nicht selten heiser, dafür aber mit Bretzeln wahrhaft belastet nach Hause. Der übliche Gruß heißt: „Guten Morgen zum Gründonnerstage," im Lausitzischen Idiom: „„Gud'n Morgen zun Grinnduhrstje!"" So viel ich weiß, hat

sich diese, manchem Hausbesitzer vielleicht unbequeme, an sich aber heitere und von gesundem Frohsinn zeugende Sitte schon seit Jahren gänzlich verloren, woran zum Theil die liebe Polizei Schuld ist, die es unanständig fand, daß eine Menge Knaben und Mädchen wohlhabender Leute, denen sich bisweilen wohl auch Erwachsene beigesellen, mit lautem Geschrei offene Bettelei trieben. Lieber Gott, was ist der deutschen Polizei nicht Alles unanständig vorgekommen! Und wie viele alte sinnige, tief im Volke und seinem Leben wurzelnde Sitten und Gebräuche sind diesem ordnungsliebenden Institute geopfert worden, damit der deutsche Michel fein ruhig und gesittet werde und das Musterbild eines guten Bürgers vorstellen könne!

Kein Festtag im Jahre sieht gefülltere Dorfkirchen, als der Charfreitag. Es ist nicht sowohl die Wichtigkeit des Tages selbst, oder etwa die Kanzelberedsamkeit des Pfarrers, die mit magischer Gewalt so viele Zuhörer herbeiruft, sondern vielmehr ein seit Jahrhunderten üblicher Kirchengesang, der nur an diesem Tage vorgetragen und von der versammelten Gemeinde mit größter Andacht angehört wird. Dieser Gesang heißt „die Passion“ und ist die wörtlich nach der lutherischen Bibelübertragung auf Noten gesetzte Leidensgeschichte Christi, nach einem der vier Evangelisten, gewöhnlich nach dem Evangelium

St. Johannis. Ein musikalisch gebildetes Ohr würde schwerlich Genuß an dem Absingen der Passion finden, denn sie wird in der Regel schauderhaft executirt, der Landmann aber, der nur die Sache in's Auge faßt und in Bezug auf musikalische Leistungen durchaus nicht schwierig ist, ergötzt und erbaut sich gleicherweise an dem endlosen Gesange, der mit einer Menge Lieder verflochten ist, bei denen die ganze Gemeinde einfällt.

Der größte Reiz für den unmusikalischen lausitzischen Landbewohner besteht darin, daß die einzelnen in der Leidensgeschichte auftretenden geschichtlichen Personen von je einem der fungirenden Chorsänger dargestellt werden. Der Bauer sieht also mit einem gemischten Gefühl von Scheu und Bewunderung Christus selbst gleichsam handelnd auftreten, und es stört ihn keineswegs, daß dieser Christus, den er auf allen Stationen seiner Leiden begleitet und zuletzt mit versöhnendem Seufzer am Kreuze sterben sieht und hört, ein ihm wohlbekannter Schneider oder Zimmermann ist, der sich vielleicht sein ganzes Leben lang in christlichen Tugenden nicht eben sehr ausgezeichnet hat. Wir sehen in der Passion als Solosänger auftreten: Christus, den Evangelisten Johannis als Erzähler, Petrus, Pontius Pilatus, zwei Jünger, einen Thürhüter, Pharisäer, Juden und Kriegsknechte. Der Gesang Aller ist ein ziemlich monotones, wenn es von

musikalisch Gebildeten gesungen würde, ansprechendes, vielleicht ergreifendes Recitativ. Da es auf Dörfern gewöhnlich an geschulten Sängern fehlt, so ist es schwer, die Solopartien passend zu besetzen, weshalb denn gewöhnlich die Rollen an dieselben Personen auf Lebenszeit vertheilt bleiben. Ich habe z. B. Christus immer nur von einem alten Zimmermeister singen hören, der nicht den geringsten Begriff von Musik hatte und einen halsbrecherischen Baß sang. Die Rollen des Petrus und Pilatus, beide auf Alt gesetzt, fielen ein und demselben Virtuosen zu, und der Discant singende Thürhüter war jederzeit ein Mann in den besten Jahren, der indeß einen Fisteldiscant zu Stande brachte, wie man ihn nur immer wünschen konnte.

Nachmittags um die vierte Stunde zieht bei leidlichem Frühlingswetter die halbe Dorfbevölkerung auf's Feld, am liebsten auf buschige Höhen und kleine Berge, die einen weiten Fernblick in's Land gewähren. Unter meistentheils ernsten, nicht selten religiösen Gesprächen verbringt man, langsam Felder und Büsche durchschreitend, die Zeit bis gegen sechs Uhr, wo Jedermann seine Behausung wieder aufsucht. Diese Feldspatziergänge unternimmt man, um besser von verschiedenen Ortschaften her das Glockengeläute zu vernehmen, das gewöhnlich von fünf bis sechs Uhr Nachmittags zur Erinnerung an den

Tod des Weltheilands auf Dörfern und in Städten angestimmt wird. Gleiches einstündiges Geläut aller Glocken verkündet in der Nacht vom „stillen Sonnabend“ zum Ostersonntag den Gläubigen die Auferstehung des Herrn, und die Landleute geben sich alle Mühe, dieses Geläut nicht zu verschlafen. — Die Festtage selbst zeichnen sich durch keine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit aus.

Ein Gebrauch, früher allgemein im Gange, jetzt aber schon seit einer guten Anzahl von Jahren in's Vergessen gekommen, war das „Ostersingen.“ Zu diesem vereinigten sich die Chorsänger einer oder mehrerer Gemeinden unter Direktion des Kirchschulmeisters, der als Organist immer einige musikalische Kenntnisse besitzen muß. Ein solches „Ostersängerchor“ ging dann, Choräle und Motetten, wohl auch Fugen singend, unter Begleitung von Blasinstrumenten von Hof zu Hof und erhielt für diese musikalische Begrüßung ein von der Willkür des Gebers abhängendes Geldgeschenk. Die Lausitz hat unstreitig durch den Verfall dieses Gebrauches nicht viel verloren, denn weder Gesang noch Musik waren der Art, daß sie den Zuhörern einen Genuß verschaffen konnten. Vielleicht weil man dieß fühlte, oder weil wohl gar Klagen über schlechte Ostersänger einliefen, unterließ man es nach und nach ganz. Hiebei muß ich bemerken, daß die Oberlausitzer als Volksstamm wenig Sinn für Musik

haben, was um so mehr auffallen muß, als sie von ungemein musikalischen Stämmen rings umgeben sind, denn sowohl der Czeche und Deutschböhme, als der Sorbenwende spielen und singen mit Geschmack und sind mit musikalischem Talent fast überreich gesegnet. Der deutsche Bewohner der Oberlausitz dagegen hat weder Volkslied noch Volksgesang. Nur äußerst selten hört man bei der Arbeit, im Hause oder auf dem Felde singen, und geschieht es bisweilen, am häufigsten noch in den langen Winterabenden, so sind es gewöhnlich geistliche Lieder. Mir ist nicht ein einziges dem Volke entsprungenes Lied bekannt, eben so wenig eine Melodie, die sich volksthümlichen Ursprungs rühmen könnte, und so sehe ich mich leider genöthigt, meinen sonst wackern und tüchtigen Landsleuten im Allgemeinen Sinn für Musik und Gesang absprechen zu müssen. Glücklicherweise hindert dieser allgemeine Mangel nicht, daß unter den Lausitzern Musiker und Componisten ersten Ranges geboren worden sind, [1]) die redlich beigetragen haben, den Ruhm der Deutschen als tiefe, gedankenreiche und gediegene Tondichter auch im Auslande zu verbreiten.

---

[1]) So die Gebrüder Schneider, der verstorbene Hofkapellmeister in Hannover, Heinrich Marschner und Andere.

d) Nichtkirchliche Festlichkeiten.

Der Norden Deutschlands ist arm an eigentlichen Volksfesten. Das Volk ist ernster, die Phantasie weniger erregbar, das sinnliche Lebenselement dem geistigen mehr untergeordnet, als in dem phantasiereicheren, beweglicheren, sinnlich aufgeweckteren Süden. Wir haben daher nur schwache Anfänge volksthümlicher Belustigungen, die sich an bestimmte Tage, an Zeitabschnitte knüpfen, und welche in früheren Jahrhunderten, wo das Volksleben ein harmloseres war, ihren Ursprung haben. Die jährlich wiederkehrenden Kirchweihen tragen hin und wieder einen volksfestlichen Charakter, können aber, da sie nicht in e i n e Zeit fallen, sondern sich auf das ganze Jahr vertheilen, kaum in Betracht kommen. Auf Dörfern, deren Bewohner ausschließlich oder doch zum größern Theile von Ackerbau leben, wird das Erndtefest, „die Aehrenmohst,“ in heiterer Lust begangen, obwohl auch diese Vergnügungen mehr den Charakter eines Familienfestes haben. Allenfalls vereinigen sich die Besitzer mehrerer Höfe, um ihrem Gesinde nebst Arbeitsgehülfen eine solenne Mahlzeit zu geben und ihnen dann eine nahe Wiese zu dem beliebten Spiele des „Hahnschlagen“ anzuweisen. Gemeinsamer Tanz der geladenen und zufällig eingetroffenen Gäste schließt den festlichen Tag,

wozu immer ein Sonntag gewählt wird, um die Arbeitskräfte an den Werkeltagen nicht zu zersplittern.

Nur der Johannistag, oder richtiger der Johannisabend hat einen volksfestlichen Anstrich und giebt namentlich der heranwachsenden Jugend Gelegenheit zu allerhand lustigen Spielen, die jedoch nirgends geregelt erscheinen. Fremde, welche am Johannisabend das Hügel- und Bergland der Oberlausitz betreten, werden überrascht von einem feenhaften Anblick, denn auf allen Berghöhen, auf den zahllosen Kuppen des hohen Grenzgebirges, von den äußersten Abstürzen des Iserkammes in Schlesien bis zu den niedrigeren Gebirgszügen der sächsischen Schweiz erglänzt das ganze Land von tausend und abertausend Freudenfeuern, die meilenweit sichtbar sind und ihre sprühenden Flammen in den stillen blauen Nachthimmel emporsenden. Die Thäler entlang aber, an Bächen und Flüssen hin, über Felder, Wiesen und kahle Höhen schlängeln sich feurige Schlangen, die sich bald in glühende Knäuel zusammenrollen, bald phantastische Figuren, wohl auch Namenszüge bilden, und dazwischen knattern Musketen- und Büchsenschüsse, Raketen steigen zischend in die Luft, Schwärmer hüpfen sprühend durch die jauchzend auseinander stiebende Zuschauermenge. Der Besen spielt bei dieser volksthümlichen Illumination des ganzen Landes eine Hauptrolle. Die Schuljugend

geht schon Wochen vorher von Haus zu Haus, um Besenstümpfe einzusammeln und eine möglichst große Anzahl dieser billigen Fackeln sich zu verschaffen. Bewaffnet mit den dürren sprühenden Bränden, sammelt sich dann bei einbrechender Nacht die lärmende Menge, um oft weite Züge anzutreten und während derselben allerhand ansprechende Manövers auszuführen. So weit es sich thun läßt, wählt man dazu Bergabhänge, um die brennenden Stiele weithin leuchten zu lassen, während auf den höhern Bergen Pechtonnen, Massen dürren Reisigs, ja ganze Klaftern Holz in Brand gesteckt werden, die oft bis zum frühen Morgen mit ihren dunkelrothen Flammen das romantische Land wunderbar beleuchten. — Johanniskränze, mit denen man die Hausthüren schmückt, in den Erblanden eine allgemein verbreitete Sitte, kennt die Lausitz nicht. Sie feiert den Johannisabend ganz in der Weise uralter Tage, durch Freudenfeuer, als Fest des beginnenden Sommers, der Herrschaft der Sonne, und es wäre zu wünschen, daß dieser Gebrauch sich noch recht lange erhalten möchte.

Die Bewohner der großen Ortschaften im Neisse- und Mandauthale pflegen am Johannistage in großer Anzahl die prachtvollen Burg- und Klosterruinen auf dem Oybin zu besuchen, dessen überaus reizende Lage und eigenthümliche Form — er hat bekanntlich die

Gestalt einer Glocke — dem Freunde der Natur immer neue Genüsse spendet. Der Bursche, der ein Liebchen hat oder den Besitz eines Mädchens wünscht, geht sicherlich mehr wie einen Johannistag nach „dem Oyb'schen Schlosse," wie das Volk sagt, hinter'm Ohr eine duftende Nelke, die gewöhnliche Festtagszier junger Leute vom Lande. Ein vielbesuchter Ort auf dem senkrecht aus dem Thale aufsteigenden Sandsteinfelsen ist „der Jungfernsprung," ein tiefer Schlund an der Südseite des Oybin, welche der Sage nach einem solchen Johannisfeste seinen Namen verdankt. Mit weniger Gefahr als jene Jungfrau der Sage, die durch den kühnen Sprung ihre Ehre rettete, tänzeln jetzt die neugierigen Mädchen kichernd über den umfriedeten Felsspalt, geleitet und beschirmt von den Burschen ihrer Wahl. Böhmische Harfnerinnen spielen mit geübter Hand heitere und ernste Melodien, Böllerschüsse wecken das Echo in den Bergthälern, daß der Wiederhall wie Donnerruf aus Fels und Schlacht erschallt, und wenn der Vollmond mit silbernem Dämmerschein die Thäler füllt, ziehen die glücklichen Menschen befriedigt wieder der Heimath zu.

In vielen Orten, vorzüglich in solchen, wo nachweisbar in grauer Vorzeit Wenden saßen, hat sich noch eine vorchristliche Sitte, freilich nicht in ursprünglicher Reinheit erhalten. Dieß ist das „Todaustreiben" am Sonn-

tage Lätare, von dieser Ceremonie „der Todtensonntag“ genannt. Gegenwärtig dürfte dieser Gebrauch ziemlich überall in Vergessenheit gekommen sein, in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts kam er aber noch bisweilen vor, wenn auch nur Kinder sich dabei betheiligten. Am längsten und solennsten erhielt er sich in Königshayn bei Görlitz. Hier zogen die jungen Burschen am gedachten Sonntage mit aus Stroh geflochtenen Fackeln oder auch mit einem angeputzten Strohmann unter Gesang und Spiel aus dem Dorfe, zündeten die Fackeln an, verbrannten den Strohmann oder warfen ihn in's Wasser, wobei sie folgenden Vers sangen:

»'N Tud hammer ausgetrieben.
'N Summer breng' mer wieder,
'N Summer und en Mee,
Und Blümel allerlee.«

Die Kinder pflegten an diesem Sonntage mit Papierfahnen herumzuziehen und folgende Verse dabei zu singen:

»Die Schüssel hat einen goldenen Rand,
Die Jungfrau hat eine milde Hand,
Sie wird sich wohl bedenken
Und mir ein Trinkgeld schenken;
Und schenkt sie mir ein Trinkgeld nicht,
So kriegt sie auch den Liebsten nicht.«

Bisweilen sang man auch:

»Kleine Fischchen, kleine Fischchen schwimmen auf der See,
Rothe Rosen, rothe Rosen blühen auf dem Stengel,
Der Herr ist schön, der Herr ist schön, die Frau ist wie
ein Engel;
Der Herr, der hat ein hohes Haus,
Er guckt mit seiner Jungfrau 'raus.
Er wird sich wohl u. s. w.«

In Großenhayn war dieser Umzug der Kinder noch in den ersten dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts im Gange. In dem benachbarten Schlesien hat er sich bis heute erhalten. Hier bekommen die Kinder, welche man „Sommerkinder" heißt, Bretzeln, bisweilen auch kleine Münze für ihren Gesang, und werden mithin ganz so belohnt wie die Gründonnerstagsrufer. Beide Gebräuche haben zweifelsohne denselben Ursprung: sie sollen die Freude andeuten, welche die Menschen empfinden über die Rückkehr des blühenden Frühlings nach den langen, kalten und düstern Wintermonaten. — Nach allen hohen Festtagen, desgleichen nach Kirmeßgelagen und Hochzeitfesten pflegen die Lausitzer einen Rasttag zu halten, der ausschließlich der körperlichen Pflege, der physischen Erholung gewidmet ist. Dieser Tag heißt allgemein „Wälztag". Die Deutschen meinen, es rühre diese Bezeichnung von dem Bedürfniß her, sich ausruhen und so zu sagen zu faullenzen. Möglich, daß diese Erklärung

d) Nichtkirchliche Festlichkeiten.

Der Norden Deutschlands ist arm an eigentlichen Volksfesten. Das Volk ist ernster, die Phantasie weniger erregbar, das sinnliche Lebenselement dem geistigen mehr untergeordnet, als in dem phantasiereicheren, beweglicheren, sinnlich aufgeweckteren Süden. Wir haben daher nur schwache Anfänge volksthümlicher Belustigungen, die sich an bestimmte Tage, an Zeitabschnitte knüpfen, und welche in früheren Jahrhunderten, wo das Volksleben ein harmloseres war, ihren Ursprung haben. Die jährlich wiederkehrenden Kirchweihen tragen hin und wieder einen volksfestlichen Charakter, können aber, da sie nicht in eine Zeit fallen, sondern sich auf das ganze Jahr vertheilen, kaum in Betracht kommen. Auf Dörfern, deren Bewohner ausschließlich oder doch zum größern Theile von Ackerbau leben, wird das Erndtefest, „die Aehrenmohst," in heiterer Lust begangen, obwohl auch diese Vergnügungen mehr den Charakter eines Familienfestes haben. Allenfalls vereinigen sich die Besitzer mehrerer Höfe, um ihrem Gesinde nebst Arbeitsgehülfen eine solenne Mahlzeit zu geben und ihnen dann eine nahe Wiese zu dem beliebten Spiele des „Hahnschlagen" anzuweisen. Gemeinsamer Tanz der geladenen und zufällig eingetroffenen Gäste schließt den festlichen Tag,

wozu immer ein Sonntag gewählt wird, um die Arbeitskräfte an den Werkeltagen nicht zu zersplittern.

Nur der Johannistag, oder richtiger der Johannisabend hat einen volksfestlichen Anstrich und giebt namentlich der heranwachsenden Jugend Gelegenheit zu allerhand lustigen Spielen, die jedoch nirgends geregelt erscheinen. Fremde, welche am Johannisabend das Hügel- und Bergland der Oberlausitz betreten, werden überrascht von einem feenhaften Anblick, denn auf allen Berghöhen, auf den zahllosen Kuppen des hohen Grenzgebirges, von den äußersten Abstürzen des Iserkammes in Schlesien bis zu den niedrigeren Gebirgszügen der sächsischen Schweiz erglänzt das ganze Land von tausend und abertausend Freudenfeuern, die meilenweit sichtbar sind und ihre sprühenden Flammen in den stillen blauen Nachthimmel emporsenden. Die Thäler entlang aber, an Bächen und Flüssen hin, über Felder, Wiesen und kahle Höhen schlängeln sich feurige Schlangen, die sich bald in glühende Knäuel zusammenrollen, bald phantastische Figuren, wohl auch Namenszüge bilden, und dazwischen knattern Musketen- und Büchsenschüsse, Raketen steigen zischend in die Luft, Schwärmer hüpfen sprühend durch die jauchzend auseinander stiebende Zuschauermenge. Der Besen spielt bei dieser volksthümlichen Illumination des ganzen Landes eine Hauptrolle. Die Schuljugend

geht schon Wochen vorher von Haus zu Haus, um Besenstümpfe einzusammeln und eine möglichst große Anzahl dieser billigen Fackeln sich zu verschaffen. Bewaffnet mit den dürren sprühenden Bränden, sammelt sich dann bei einbrechender Nacht die lärmende Menge, um oft weite Züge anzutreten und während derselben allerhand ansprechende Manövers auszuführen. So weit es sich thun läßt, wählt man dazu Bergabhänge, um die brennenden Stiele weithin leuchten zu lassen, während auf den höhern Bergen Pechtonnen, Massen dürren Reisigs, ja ganze Klaftern Holz in Brand gesteckt werden, die oft bis zum frühen Morgen mit ihren dunkelrothen Flammen das romantische Land wunderbar beleuchten. — Johanniskränze, mit denen man die Hausthüren schmückt, in den Erblanden eine allgemein verbreitete Sitte, kennt die Lausitz nicht. Sie feiert den Johannisabend ganz in der Weise uralter Tage, durch Freudenfeuer, als Fest des beginnenden Sommers, der Herrschaft der Sonne, und es wäre zu wünschen, daß dieser Gebrauch sich noch recht lange erhalten möchte.

Die Bewohner der großen Ortschaften im Neisse- und Mandauthale pflegen am Johannistage in großer Anzahl die prachtvollen Burg- und Klosterruinen auf dem Oybin zu besuchen, dessen überaus reizende Lage und eigenthümliche Form — er hat bekanntlich die

Gestalt einer Glocke — dem Freunde der Natur immer neue Genüsse spendet. Der Bursche, der ein Liebchen hat oder den Besitz eines Mädchens wünscht, geht sicherlich mehr wie einen Johannistag nach „dem Oyb'schen Schlosse," wie das Volk sagt, hinter'm Ohr eine duftende Nelke, die gewöhnliche Festtagszier junger Leute vom Lande. Ein vielbesuchter Ort auf dem senkrecht aus dem Thale aufsteigenden Sandsteinfelsen ist „der Jungfernsprung," ein tiefer Schlund an der Südseite des Oybin, welche der Sage nach einem solchen Johannisfeste seinen Namen verdankt. Mit weniger Gefahr als jene Jungfrau der Sage, die durch den kühnen Sprung ihre Ehre rettete, tänzeln jetzt die neugierigen Mädchen kichernd über den umfriedeten Felsspalt, geleitet und beschirmt von den Burschen ihrer Wahl. Böhmische Harfnerinnen spielen mit geübter Hand heitere und ernste Melodien, Böllerschüsse wecken das Echo in den Bergthälern, daß der Wiederhall wie Donnerruf aus Fels und Schlacht erschallt, und wenn der Vollmond mit silbernem Dämmerschein die Thäler füllt, ziehen die glücklichen Menschen befriedigt wieder der Heimath zu.

In vielen Orten, vorzüglich in solchen, wo nachweisbar in grauer Vorzeit Wenden saßen, hat sich noch eine vorchristliche Sitte, freilich nicht in ursprünglicher Reinheit erhalten. Dieß ist das „Todaustreiben" am Sonn-

tage Lätare, von dieser Ceremonie „der Todtensonntag“ genannt. Gegenwärtig dürfte dieser Gebrauch ziemlich überall in Vergessenheit gekommen sein, in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts kam er aber noch bisweilen vor, wenn auch nur Kinder sich dabei betheiligten. Am längsten und solennsten erhielt er sich in Königshayn bei Görlitz. Hier zogen die jungen Burschen am gedachten Sonntage mit aus Stroh geflochtenen Fackeln oder auch mit einem angeputzten Strohmann unter Gesang und Spiel aus dem Dorfe, zündeten die Fackeln an, verbrannten den Strohmann oder warfen ihn in's Wasser, wobei sie folgenden Vers sangen:

»'N Tud hammer ausgetrieben.
'N Summer breng' mer wieder,
'N Summer und en Mee,
Und Blümel allerlee.«

Die Kinder pflegten an diesem Sonntage mit Papierfahnen herumzuziehen und folgende Verse dabei zu singen:

»Die Schüssel hat einen goldenen Rand,
Die Jungfrau hat eine milde Hand,
Sie wird sich wohl bedenken
Und mir ein Trinkgeld schenken;
Und schenkt sie mir ein Trinkgeld nicht,
So kriegt sie auch den Liebsten nicht.«

Bisweilen sang man auch:

»Kleine Fischchen, kleine Fischchen schwimmen auf der See,
Rothe Rosen, rothe Rosen blühen auf dem Stengel,
Der Herr ist schön, der Herr ist schön, die Frau ist wie
ein Engel;
Der Herr, der hat ein hohes Haus,
Er guckt mit seiner Jungfrau 'raus.
Er wird sich wohl u. s. w.«

In Großenhayn war dieser Umzug der Kinder noch in den ersten dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts im Gange. In dem benachbarten Schlesien hat er sich bis heute erhalten. Hier bekommen die Kinder, welche man „Sommerkinder" heißt, Bretzeln, bisweilen auch kleine Münze für ihren Gesang, und werden mithin ganz so belohnt wie die Gründonnerstagsrufer. Beide Gebräuche haben zweifelsohne denselben Ursprung: sie sollen die Freude andeuten, welche die Menschen empfinden über die Rückkehr des blühenden Frühlings nach den langen, kalten und düstern Wintermonaten. — Nach allen hohen Festtagen, desgleichen nach Kirmeßgelagen und Hochzeitfesten pflegen die Lausitzer einen Rasttag zu halten, der ausschließlich der körperlichen Pflege, der physischen Erholung gewidmet ist. Dieser Tag heißt allgemein „Wälztag". Die Deutschen meinen, es rühre diese Bezeichnung von dem Bedürfniß her, sich ausruhen und so zu sagen zu faullenzen. Möglich, daß diese Erklärung

die richtige ist. Indeß wäre es auch möglich, daß der wahre Ursprung des Namens im Wendischen zu suchen sei, und zwar in dem noch heut üblichen wendischen Spiele Wâlê, von walkac, wälzen, kollern, das von Groß und Klein am Tage nach Ostern gespielt wird, und zwar mit bunt gemalten Ostereiern. Diese werden nämlich in eine abschüssige Erdbahn, deren unteres Ende tief ist, hinabgerollt, gewälzt und zwar mit der Absicht, das hinuntergerollte Ei des Vormanns mit seinem eigenen Ei zu treffen, wodurch man gewinnt.

e) Seher und kluge Männer.

Seit ewigen Zeiten hat es Propheten gegeben unter allen Nationen. Erständen sie nicht selbst im Volke, die Hinneigung zum Wunderbaren im Menschen, das Bedürfniß, Unerklärliches, Geheimnißvolles auf sich einwirken zu lassen, würde sie alsbald schaffen. Was anderes, als der unbesingbare innere Drang, die Zukunft enthüllt zu sehen, führt selbst Gebildete zu Wahrsagern und Kartenschlägerinnen? Und wenn tausendmal die gesunde Vernunft das Thörichte solcher Prophezeiungen nachweist, es wird ihr doch niemals gelingen, sie gänzlich und für immer zu beseitigen.

Unter den civilisirten Nationen unserer Tage stehen vor allen die Hochschotten in dem Rufe, reich zu sein an Sehern und Propheten. Das „zweite Gesicht" dieses Volksstammes ist weltbekannt und wiederholt Gegenstand gründlicher Besprechung gewesen. In fast ganz ähnlicher Gestalt kommt die Gabe der Prophetie bei den Westphalen vor, obwohl weniger häufig und weniger allgemein als in den hochschottischen Gebirgen. Auch das lausitzische Oberland kennt diese Erscheinung, doch nimmt sie hier eine wesentlich andere, von jenem zweiten Gesicht der Schotten und Westphalen sehr abweichende Form an. Merkwürdig aber und völlig unerklärlich bleibt es, daß die Gabe des Sehens, wo immer sie beobachtet wird, nur dem Ende des Lebens gilt, daß die verschiedenen Seher der genannten drei Volksstämme nie von etwas anderem in naher oder ferner Zukunft Vorhergehendem Kunde haben, als entweder von ihrem eigenen Ende oder von dem Tode eines Andern.

Schotten und Westphalen, wenn ihnen die Gabe des Sehens verliehen ist, erscheint bekanntlich in plötzlich aufsteigendem Schattenbilde, gleichsam in einer geistigen Fata Morgana, das Ereigniß ganz so, wie es später sich zutragen wird. Nicht so bei den Sehern der Lausitz. Diese kennen kein Bild, ihnen erscheint weder die Person, deren baldiges Ende bevorsteht, noch die Art und Weise

oder die Veranlassung, die es herbeiführt. Sie erfahren durch eine ganz sonderbare Erscheinung, die eben so unerklärlich ist als die Gabe der Prophetie selbst, daß Dieser oder Jener binnen kürzerer oder längerer Frist sterben wird, ohne jedoch angeben zu können, ob ihm ein friedlicher oder gewaltsamer Tod bevorsteht. Man nennt diese Begabung „das Todsehen,“ weil derjenige, der sie besitzt, den Tod zu sehen vorgiebt, nicht gerade in der Gestalt, wie ihn die christliche Mythologie abzubilden pflegt, sondern als weiß glänzendes Gebild, das bald menschliche Form annimmt, bald in ungewisser oder oft wechselnder Gestalt dem Seher sich zeigt.

Häufig kommt diese prophetische Begabung in der Lausitz nicht vor, auch dürfte sie sich kaum in eigentlichen Niederlande wieder finden. Im Gebirge waren mir vor zwanzig und mehr Jahren zwei solcher Seher bekannt, deren Einer den Tod mehrerer Personen und schließlich seinen eigenen fast auf die Stunde voraus sagte. Seltsamer Weise stand dieser Mann nicht im besten Rufe, während man sonst annehmen darf, daß große Seher, also Menschen, die Gott vor andern bevorzugt hat, die Achtung Aller in hohem Grade genießen. Er war arm, anerkannt ein harter Familienvater, hatte in früher Jugend ein ausschweifendes Leben geführt, und nach der Behauptung der ganzen Gemeinde lastete ein falscher

Eid auf seinem Gewissen. Dem sei wie ihm wolle, der fragliche Seher nährte sich ehrlich und kümmerlich durch Tagarbeit, pflog wenig Umgang und war meistens still und in sich gekehrt. Nur wenn er seiner feierlichen Versicherung nach „den Tod sah," ward er gesprächig, wenigstens machte er gegen solche, denen er Vertrauen schenkte, so wie gegen seine eigene Familie, kein Geheimniß daraus. Die Erscheinung selbst beschrieb er folgendermaßen: „Wenn einer sterben soll, den ich kenne, begegnet mir ein weißer „Schiem" (Schein), geht oder kriecht wie eine breite Schlange vor mir her und bleibt vor dem Hause des dem Tode Verfallenen stehen. Der Schein hält sich mehrere Schritte von der Person entfernt, die abgerufen werden soll, oder nimmt, ist sie nicht gegenwärtig, deren gewöhnlichen Sitz im Zimmer ein. Legt sich der Schein vor die Füße des Bezeichneten, so steht sein Tod nahe bevor, und beugt er sich gar über ihn dergestalt, daß er ihn umarmt und gleichsam in ihm verschwindet, so lebt er keine vierundzwanzig Stunden mehr."

Der Seher versicherte hoch und theuer, daß er sich niemals irre, daß er jedesmal, wenn ein Bekannter sterbe, den Tod in angegebener Weise sehe, und daß die seltsame Erscheinung erst nach erfolgtem Ableben des Bezeichneten wieder verschwinde. Als sein eigenes Ende

herannahte, gab er genau den Tag seines Todes an, ohne Scheu oder Angst davor zu äußern. Er behauptete, den weißen Schein anfangs am Fenster, später an der Zimmerthür gesehen zu haben, versicherte, daß er täglich einen Schritt näher trete und in so und so viel Tagen ihn umarmen werde. Am bezeichneten Tage starb er still und schmerzlos. Bemerkenswerth ist noch, daß die unerklärliche Erscheinung nie am Tage, sondern erst mit einbrechender Dämmerung sich zeigt, nie also einem Schatten, sondern stets einem matt glänzenden weißen Lichtscheine ähnelt. Das Gefühl der Nähe des unheimlichen Boten will zwar der Seher auch am Tage haben, doch könnte dieß wohl auf Täuschung beruhen.

Auffallende Verehrung zollt man solchen Sehern im Volke eben so wenig, als man sich scheu vor ihnen zurückzieht. Man betrachtet sie weder als von der Hand des Herrn wunderbar Gesegnete noch als Gezeichnete. Wenn man ihnen dennoch nicht häufig im Gedränge des Lebens begegnet, sie meist still und in sich versenkt antrifft, so ist die Ursache davon einzig und allein in ihrer Gemüthsart zu suchen. Leichtsinnige, sanguinische, zu lautem, heitern Lebensgenusse hinneigende Menschen besitzen die Gabe des Sehens niemals, es scheint ein gewisser Grad von Schwärmerei, ein Hang zu anhaltendem Grübeln zu ihrer Ausbildung erforderlich zu sein. —

An die Untrüglichkeit des Sehens glaubt das Volk eben so fest als der Seher selbst, doch mochte es kaum irgendwo vorkommen, daß Jemand aus Neugier einen als Seher bekannten Mann fragte, wer von seinen Bekannten wohl zunächst sterben würde. Die Scheu vor dem Tode, deren sich auch der Roheste nicht gänzlich erwehren kann, hält selbst Frivole ab, mit übermüthigem Finger an die dunkle Pforte zu klopfen, und so erfahren selbst diejenigen, welche derartigen Sehern näher stehen, nur zufällig, ob und wann sie von dem todtverkündenden Gesicht heimgesucht werden.

Einigermaßen verwandt mit dieser geheimnißvollen, ja unheimlichen Sehergabe ist die Kunst gewisser Personen, gestohlene oder verlorene Gegenstände wieder zu finden, den Dieb zu ermitteln oder sogleich zu bezeichnen, ferner alle Leibesschäden durch gewisse, sehr geheim gehaltene Mittel zu heilen. Solche Personen nennt man in der Lausitz „kluge Männer." Sie finden sich ungleich häufiger als die Seher, stehen in außerordentlichem Ansehen bei den Landleuten, und erwerben sich meistentheils, da sie sich ihre Kunst theuer bezahlen lassen, ein ansehnliches Vermögen. Daß bei dem Treiben dieser Leute die Leichtgläubigkeit der ungebildeten Menge einerseits, die plumpste Charlatanerie andererseis Hauptrollen spielen, bedarf keines Beweises. Auffallend freilich, bisweilen

sogar an das Unbegreifliche grenzend sind die Aussprüche der „klugen Männer;“ sie würden aber sehr bald auf ihr natürliches Maaß zurückzuführen sein, wüßte man die klugversteckten Quellen zu entdecken, aus denen sie ihre Weisheit schöpfen. Bekannt mit Jedermann, verbunden mit zahllosen Mittelspersonen, die immer die Zuträger machen müssen, außerdem vorsichtig, stets wachen Geistes, mit Schlauheit und zuversichtlichem Wesen ausgestattet, und nie um Antworten wie um Ausflüchte verlegen, wenn es gilt, ihre Kunst, ihren Ruf zu retten, finden sie in Dreistigkeit und zweifellosem Glauben des hülfesuchenden Volkes ihre sichersten Bundesgenossen. Gewisse medicinische Kenntnisse kann man solchen Personen nicht absprechen, anderer unschädlicher Hülfsmittel, deren sie sich bedienen, nicht zu gedenken. Von Haus aus sind sie weiter nichts als kecke und glückliche Taschenspieler, die mit wenig Kunst und vielem Glauben Wunderdinge verrichten und von allem Volk in hohen Ehren gehalten werden.

Fast alle „kluge Männer“ wohnen im Gebirge, gewöhnlich dicht an den Grenzen Böhmens, manche auch in diesem Königreiche. Ein möglichst versteckter Wohnort scheint zur Betreibung ihres einträglichen Geschäftes nöthig, wenigstens sehr empfehlend zu sein. So häufig die Landleute ihre Kunst oder Weisheit in Anspruch

nehmen, so wenig Verkehr im gewöhnlichen Leben pflegen sie mit „klugen Männern" zu haben. Man fürchtet sie, weil man ihnen Kräfte zuschreibt, die fast an Zauberei, wo nicht gar an Hexerei grenzen. Hülfesuchende müssen, soll der „kluge Mann" ihrer Sache sich annehmen, gewöhnlich ein paar Haare oder eine ungleiche Anzahl Tropfen von ihrem eigenen Blute, zu einer bestimmten Stunde dem Körper entnommen, bisweilen auch ein Stückchen ihrer Kleidung oder irgend etwas der Art dem Dorfweisen einhändigen, bevor er seine Operationen beginnt, Hülfe zusagt und schafft.

Es ist sonderbar, daß man nur von „klugen Männern," niemals auch von „klugen Frauen" in der Lausitz sprechen hört. Sei es nun, daß man dem weiblichen Geiste nicht so viel Kraft der Forschung zutraut, wie dem Manne, sei es, daß vor Allem Verschwiegenheit erforderlich ist, um mit Erfolg die Klugheit in den verworrensten Lebensverhältnissen als Schiedsrichterin sprechen zu lassen — genug, die Frauen haben in dieser Hinsicht keinen Kredit bei den Lausitzern. Nur eine gewisse Gabe der Hexerei schreibt man einzelnen Frauen in fast jedem Orte noch heutigen Tages zu. Wenig genügt, um in solchen nicht eben empfehlenswerthen Ruf zu kommen — stets gut melkendes Vieh, vortreffliche Butter, fetter Rahm, überreichlicher Kleewuchs u. dgl. mehr. Fügt es gar der

Zufall, daß an einem vom Volke für unheimlich gehaltenen Tage, etwa am Walpurgisabend, eine Sternschnuppe über dem Schornsteine einer solchen glücklichen Hausfrau zerplatzt, so darf man mit Sicherheit darauf zählen, daß es Viele giebt, die steif und fest an den Besuch des Drachen glauben. Die Massen haben sich in dieser Hinsicht selbst durch den vielfach verbesserten Schulunterricht noch wenig geändert, und schwerlich möchte sobald eine Aenderung eintreten, da das heranwachsende Geschecht von früher Jugend auf in alle abergläubischen Meinungen eingeführt und der Glaube daran durch Eltern und Verwandte möglichst genährt wird.

f) Feuerfühler.

Unter der vorigen Rubrik hätte ich wohl noch einer höchst eigenthümlichen Art von Sehern gedenken sollen, von denen ich anderswo in deutschen Landen niemals etwas gehört habe. Ob diese seltsam gearteten Menschen in dem Berglande der Ober-Lausitz ausschließlich zu finden sind oder ob auch andere Strecken deutscher Gauen wenigstens ganz ähnliche Individuen aufzuweisen haben, ohne daß sich Jemand die Mühe gab, auf sie zu achten, muß ich ununtersucht lassen. Jedenfalls muß in sittenschildernden Skizzen dieser Leute

Erwähnung geschehen, wäre es auch nur der Sonderbarkeit wegen, und nur aus diesem Grunde widme ich denselben noch einen besondern Abschnitt.

Der geistvolle Verfasser der odisch-magnetischen Briefe hat uns vor einigen Jahren eine Welt erschlossen, die früher Niemand ahnte. Schon jetzt wird der Mann der Wissenschaft und gewissenhaften Forschung nicht mehr zweifeln, daß auf der Basis jener Mittheilungen eine bedeutend modificirte Weltauffassung sich entwickeln dürfte und daß, wenn nicht Alles, so doch das Meiste von dem, was bisher als thöricht entweder verlacht oder als unerklärbar mit geheimnißvoller Scheu betrachtet wurde, sich auf einfache Naturgesetze zurückführen läßt, die man bisher nur nicht hinlänglich kannte, um sie eben als Gesetze hinstellen und auf dieselben verweisen zu können. Es ist dies nur ein Gewinn für die Wissenschaft, wie für die Fortbildung der Menschheit zu einer naturgemäßeren und darum höherem Weltanschauung. Gewiß nur hängen mit jener Urkraft, welche der Verfasser der erwähnten Briefe „Od" nennt, auch noch andere Erscheinungen zusammen, und vielleicht ließe sich dahin auch die Begabung der Hochschotten und der Bewohner mancher andern Länder zählen, theils ihr eigenes, theils Anderer Schicksal genau in der Gestalt vorauszusehen, wie es sie bald früher, bald später wirklich erreicht. Betrug

kann bei solchen Sehern nicht im Spiele sein, da gar zu viele Beispiele dagegen sprechen. Es bleibt daher nichts übrig, als eine eigenthümliche Fähigkeit bei solchen Personen anzunehmen, die doch nur in ihrer erhöhten Sensitivität ruhen kann.

Wer vermag die Zahl derer zu nennen, die mit so fein fühlenden Nerven begabt auf Erden wandeln! Der Gebildete, der sich selbst zu beobachten pflegt und dem etwas daran gelegen ist, Erscheinungen, die anfangs überraschen, natürlich zu erklären, spricht sich gegen Andere aus, wird mithin früher oder später als ein eigenthümlich Begabter erkannt. Seltener ist dies der Fall bei dem gemeinen Mann. Dieser spricht von dem, was er sieht, was ihm „vorkommt," was als unklare Ahnung ihn beunruhigt, höchstens vorübergehend mit seines Gleichen, wodurch er entweder in den Ruf eines klugen, d. h. ungewöhnlich begabten Mannes kommt, oder als Geisterseher mehr gefürchtet als geachtet wird. Dem Gebildeten ist ein so gearteter Mensch überhaupt schwer zugänglich, am wenigsten enthüllt er aber einem solchen sein innerstes Heiligthum, weil er stillschweigend voraussetzt, daß man ihn als närrischen eingebildeten Kauz verlachen würde, wenn er Alles haarklein erzählen wollte, was ihm schon zugestoßen ist in seinem Leben, und was er noch täglich sieht, während es den Augen Anderer verborgen bleibt.

Von dem zweiten Gesicht, das sich auf dem Festlande am häufigsten in Westphalen und einigen Gebirgsgegenden Mitteldeutschlands zeigt, ist bereits die Rede gewesen. Ob nun diese Gabe des Voraussehens verwandt sein mag mit dem odisch-magnetischen Fluidum, wäre doch wohl einer gründlicheren Untersuchung werth. Man hat ferner häufig von Personen gehört, welche mit Leichtigkeit, auch ohne das Hocuspocus der Wünschelruthe, in der Erde verborgene Quellen entdecken. Derartige Individuen sind keine seltenen Erscheinungen in gebirgigen Gegenden, auch viel gesucht und gern gesehen; daß ihnen sonst Kenntnisse eigen wären, wüßte ich nicht, der Bau der Erde wenigstens und die Lagerungsschichten verschiedener Steine und Erdarten, die hier allein das Vorhandensein von Quellen mit einiger Bestimmtheit anzeigen könnte, ist ihnen eine völlige Terra incognita. Solche Personen hat man Wasserfühler genannt, und der Verfasser der erwähnten Briefe hat mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nachzuweisen versucht, daß dieselben nur stark sensitive Naturen, daß sie Odträger seien.

Wer hat wohl schon von Feuerfühlern gehört? Es sei mir erlaubt, hier auseinander zu setzen, was man unter einem Feuerfühler, oder wie ein solches Individuum etwa zu nennen sein möchte, versteht.

Es ist mir nur eine einzige Person bekannt geworden, die sich dieser wunderlichen Begabung nicht blos rühmte, sondern die sie auch wirklich in einem so merkwürdig hohen Grade besaß, daß sie deshalb mehrmals recht unangenehme Verwickelungen zu überstehen gehabt hat. Man könnte allerdings veranlaßt werden, die ganze Sache für Täuschung, vielleicht sogar für böswillige Täuschung zu erklären, spräche nicht eine sehr große Menge von Beispielen für das Unbestreitbare ihrer Angaben. Gesetzt aber auch, es liefe Täuschung mitunter, so läßt sich doch nicht behaupten, daß diese Täuschung eine absichtliche war. Die erwähnte Person war eine hoch bejahrte, damals immer noch sehr rüstige Frau, die sich ihr Brod als Botin verdiente. Ihr Aeußeres war ernst, fast streng, ihre Sprache salbungsvoll. Stets ging sie, trotz ihres hohen Alters, grad' aufgerichtet einher und trat mit vielem Selbstbewußtsein auf. Sie liebte es, auch in die allergewöhnlichsten Erzählungen eine Menge Sprüche der heiligen Schrift einzuflechten, wie sie denn überhaupt voll von dem Worte Gottes war. Dies empfiehlt gerade nicht, auch spricht es weder für Offenheit noch Gradheit des Charakters. Indeß konnte ihr Niemand mit Fug und Recht etwas Schlechtes oder nur Unordentliches nachsagen. Diese sonderbare Frau nun behauptete, Feuer, mochte es nahe oder fern auflodern, ein paar Tage,

wenigstens aber einen Tag vorher zu fühlen, zu sehen, zu hören!

Zu einer Zeit, wo theils in dem Wohnorte dieser Frau, theils in der Umgegend sehr häufig Feuersbrünste entstanden, die allem Vermuthen nach von Frevler Hand herrührten, glaubte sich die Behörde berechtigt, die auffallende Prophetin gefänglich einzuziehen, da es weit und breit ruchbar wurde, daß die vielbekannte Botenfrau jeden Brand vorausgesagt, ja hin und wieder sogar die Häuser bezeichnet hatte, welche demnächst von den Flammen verzehrt werden würden. Was lag näher als die Vermuthung, daß die schwatzhafte Alte in irgend einer Weise um diese Unglücksfälle wissen möge, daß sie vielleicht Kunde habe von Dingen, die Andern verborgen geblieben waren? Man sperrte sie also ein und verhörte sie wiederholt, obwohl ohne irgend welchen Nutzen. Man war also genöthigt, sie nach einiger Zeit wieder zu entlassen, denn die sonderbare Person erklärte unumwunden, daß man sie einsperren und in Ketten und Banden legen könne, wie man wolle, die Gabe des Feuerfühlens werde man ihr damit eben so wenig rauben als es verhindern können, daß bald da, bald dort, je nachdem es Gottes Wille sei, der Wiederschein eines Brandes den Himmel röthe. Es soll sogar vorgekommen sein, daß die Feuerfühlerin noch während ihrer Haft die Gegend bezeichnete,

wo es demnächst brennen werde, denn sie sehe die Feuerwolken und höre das Rauschen des Feuerwindes.

Thatsache ist es, daß diese räthselhafte Frau im Jahre 1842 den großen Hamburger Brand drei Tage vor seinem Ausbruche voraussagte, obwohl sie schwerlich wissen mochte, in welcher Himmelsgegend sie Hamburg zu suchen habe. Die Feuerwolke allein, die nur ihr Auge sah, zeigte ihr an, daß in weiter, weiter Ferne eine ganze Stadt in Flammen stehen müsse. Aehnliches sagte sie voraus bei andern großen Bränden, die fünfzig und mehr Meilen von ihrem Wohnort entfernt entstanden. In der Nähe, d. h. in einem Umkreise von mehreren Meilen, behauptete sie jedes Feuer, möge es noch so unbedeutend sein, voraus zu wissen, zu „fühlen“, wie sie sagte, und zwar war es ganz gleich, ob die betreffende Feuersbrunst böswilliger Brandlegung, bloßer Unvorsichtigkeit oder einem Naturereigniß, wie dem Zünden eines Blitzstrahles, ihre Entstehung verdankte.

Als gewöhnliches Zeichen eines nahe bevorstehenden Feuers nannte die eigenthümliche Seherin das Aufleuchten einer Wolke, der „Feuerwolke,“ wie sie sagte. Meistentheils zeigte sich dieses Phänomen ihrem Auge gegen Abend, gleichviel ob der Himmel klar oder bewölkt war. Sie beschrieb sie als ein brandroth gefärbtes Wolkengebild, das entweder über dem Gebäude, welches den Flam-

men verfallen solle, unmittelbar sichtbar ward, oder sich gegen dasselbe hinzog. Entstand das Feuer in größerer Entfernung, so zeigte die Feuerwolke nur die Richtung an, wo der Brand aufleuchten würde.

Ungewöhnlicher war die zweite Form der Erscheinung, welche der Seherin sagte, daß eine Feuersbrunst nahe bevorstehe. Dies war der „Feuerwind." Hörte die Seherin diesen Wind, so zeigte sich die beschriebene Wolke nicht. Der Feuerwind springt auf bei tiefer Windstille, am Tage wie bei Nacht, und ist der begabten Person eben sowohl hörbar als sichtbar. Derselbe entsteht in dem Wipfel irgend eines der Seherin sichtbaren Baumes, schüttelt und rüttelt dessen Aeste wild durch einander, unterscheidet sich aber von jedem andern Winde dadurch, daß sein Rauschen genau dem Knistern, Knattern und pfeifenden Sausen verzehrender Flammen gleicht. Der Feuerwind zeigt der Seherin auch nur den baldigen Ausbruch einer Feuersbrunst an, nicht deren Richtung oder den Ort, wo sie zu gewärtigen ist.

Diese Mittheilungen habe ich zum Theil aus dem eigenen Munde der sonderbaren Frau, die gegenwärtig wahrscheinlich nicht mehr unter den Lebenden weilt. Sie brüstete sich nicht damit, sondern suchte sich vielmehr durch die Aeußerung zu entschuldigen: „Ich kann nichts dafür. Wenn's irgendwo brennen soll, seh' oder hör' ich's

eben, und dann läßt's mir keine Ruhe; ich muß den Leuten sagen, daß es wieder einmal brennen wird."

Prophetisches Wesen wie prophetischer Ton war der Seherin übrigens stark zur andern Natur geworden. Sie prophezeite gern und unaufgefordert, doch hatte sie bei andern Prophezeiungen, namentlich bei dem Voraussagen der Witterung, nicht so viel Glück wie bei ihren traurigen Feuergesichten.

Ist dies nun Täuschung oder Begabung? Gehört dieses Feuerfühlen mit zum second sight oder ruht es auf odisch-magnetischem Grunde? Ist vielleicht alles Vorahnen, Vorfühlen und Vorsehen nur der Ausfluß einer odisch-magnetischen Kraft? Diese Fragen liegen so nahe, daß man sie kaum von der Hand weisen kann. Höchst wahrscheinlich wäre auch bei jenen Begabten, welche das zweite Gesicht haben, die Sehergabe auf vollkommen natürliche Ursachen zurück zu führen, gäbe man sich die Mühe, solche Individuen genauerer Prüfung und unausgesetzter Beobachtung zu unterwerfen.

2.

Erinnerungen aus der wendischen Lausitz.

Wenn man von Zittau, aus dem hohen Grenzgebirge kommend, die Heerstraße nach Bautzen einschlägt, erreicht man hinter dem Herrnhut zunächst gelegenen Dorfe Strahwalde eine breite Hochebene, wo sich nach allen Himmelsgegenden die reizendste Aussicht aufthut. Diese Hochebene bildet in meilenweiter Ausdehnung die Wasserscheide zwischen den größern und kleinern Zuflüssen der Elbe und Oder, also der Gewässer, welche die großen Wasserbecken der Nord- und Ostsee füllen helfen. Außerdem ist sie als Scheidewand zwischen dem eigentlich sogenannten Oberlande und dem Niederlande zu betrachten, unter welch' letzterem das Volk alles nördlich und westlich vom Kottmar gelegene Land versteht, dessen Gebirgszüge im Vergleich mit dem Grenzgebirge niedrig zu nennen sind. Einige Strecken dieser Hochebene gehören zu den unheimlich ödesten Gegenden, die man sich denken kann, und gerade die Heerstraße berührt bei dem sogenannten „Todten" einen Punkt, wo ein freier Blick über diese traurigen Landstrecken gewährt ist. Die Sage, wie sie bis auf den heutigen Tag im Munde des Volkes sich erhalten hat, zeichnet den Charakter dieser trostlosen

Oede, in der einem fühlenden Herzen wirklich angst und bange werden kann, am besten. „Als der Teufel sich in der Welt umsah," heißt es darin, „um sich einen Ort auszusuchen, wo er die Hölle bauen könnte, kam er auch in die Gegend von Dürrhennersdorf, Oberkunnersdorf und Schweidnitz, und wie er sich da umsah, war ihm die Gegend zu schlecht, und der Teufel baute da die Hölle nicht."

Kaum zwei Stunden nördlich von dem höchsten Rande genannter Hochebene beginnt die Herrschaft der slavischen Zunge, erst in bunter Mischung mit deutschen Lauten, bald aber entschieden das deutsche Idiom verdrängend. Der fremde Wanderer fühlt bald, daß er sich unter einem andern, nicht deutschen Volksstamme befindet; denn abgesehen von der Sprache, die er vielleicht nicht einmal hört, weicht die Bauart der Häuser ab von der unter den Deutschen üblichen, und andere Tracht, bisweilen auch andere Sitte, verräth die fremde Nationalität.

Die deutsche Lausitz kann man stundenlang durchstreifen, ohne in den endlosen Dörfern einen andern Laut zu hören als das Klappern der Webstühle, das Schnurren der Spulräder und, wenn es hoch kommt, das unmelodische Jodeln eines Kuhhirten bei seiner Heerde. Berühren ausnahmsweise Gesangestöne sein Ohr, so sitzt irgendwo in halb verfallenem Gedingehäuschen eine ein=

same alte Spinnerin und singt mit zitternd näselnder Stimme ein geistliches Lied. Wie ganz anders dagegen kündet die Heimath der Wenden sich an! Da hallen Feld und Wald aller Orten wieder von hellem Gesang. Im Wettgesange Frage und Anwort gebend, unterhält sich der arbeitende Nachbar mit der schäkernden Nachbarin, und kaum möchte es Abends ein Haus geben, in dessem Innerem nicht eine eigenthümlich rührende Melodie von geübten Stimmen gesungen wird. Tiefer im Heidelande, an den sumpfigen Ufern der Spree, hört man wohl auch bisweilen noch den Dudelsack, ein ächt national wendisches Instrument, das jedoch in neuerer Zeit mehr und mehr aus der Mode kommt. Die wendische Oberlausitz kennt Dudelsackpfeifer nur als Raritäten und belohnt solche umherwandernde Künstler wie Bärenführer und Kameeltreiber; zum Tanz locken seine quäckenden Töne nur selten noch Bursche und Mädchen.

Schon in dieser Hinneigung zu Gesang und geselligem Verkehr verräth sich die slavische Nationalität und bildet einen um so größeren Abstand von der umwohnenden germanischen Bevölkerung, als diese, wie schon früher bemerkt ward, in der Lausitz geringe umsikalische Begabung besitzt. Während der deutsche Bauer still und ernst hinter seinem Pfluge hergeht, singt der wendische Pflüger eines seiner zahllosen „Feldlieder“ (Psezpólna); sitzt der

deutsche Leineweber mit trübseliger Miene hinter seinem Webstuhle, nur darauf denkend, recht bald die aufgebäumte Leinwand tadellos dem Lohnherren abliefern zu können, so vertreibt sich der Wende Zeit und Grillen dadurch, daß er mit den andern Hausbewohnern einen „Rundgesang" anstimmt. Wie auch die Zeiten beschaffen, ob die Feldfrüchte durch Hagelschlag und widrige Witterung verdorben sein mögen, ob Wasserfluthen die Heuernte vernichtet, ob der Blitz die Scheuer angezündet und eine Feuersbrunst Haus und Hof verzehrt hat, seine Fröhlichkeit, seinen Hang zu geselligem Leben, seine Lust an Gesang und Tanz läßt der glücklich begabte Wende sich nicht rauben. Es ist deshalb im Allgemeinen mit Wenden leicht Umgang zu pflegen, mit ihnen bekannt und vertraut zu werden. Sie sind nicht verstockt und düster, wie die Czechen, nicht so launisch und slavischer Tücke voll, wie die Polen. Ein Jahrhunderte lang fortgeführtes Leben mitten unter Deutschen, mit diesen in ununterbrochenem Verkehr, scheint die abstoßenden Eigenschaften der slavischen Nationalität in den Wenden fast gänzlich verwischt zu haben, während alle liebenswürdigen Seiten sich schärfer herauskehrten und sie als umgängliche, leicht zu behandelnde Menschen Jedermann angenehm machen. Nur bisweilen, wenn Fremde ihre Marken überschreiten und sich nach Weg und Steg

erkundigen, regt sich in der Jugend die Lust zur Neckerei und Schabernack, und nicht selten kommt es vor, daß solche Fragende entweder durch falsche Antworten irregeleitet werden oder daß sie gar keine, höchstens aber eine höhnische Antwort erhalten. Häufig stellt sich bei solchen Gelegenheiten der Wende, als verstehe er nicht deutsch, und die Antwort „nerosymju“ (ich verstehe nicht) kann man auf eine Frage sehr leicht erhalten.

Betritt man in wendischen Ortschaften den Krug oder Kretscham, so kann man sicher darauf rechnen, Gesellschaft zu finden. Ist der Abend nahe, so finden sich mehrere ein, und gibt es Frauen und Mädchen darunter, so ist ein Tanz bald arrangirt. Bei solchen Gelegenheiten hört man nur wendisch sprechen, wie sie denn seit undenklichen Zeiten unter sich ihres weichen, sehr wohlklingenden slavischen Idioms ausschließlich sich bedienen. An solchen Orten sieht man auch ihre eigenthümliche Nationaltracht, vornehmlich an Sonntagen, wo Frauen und Mädchen im Festtagsschmucke erscheinen. Hat man das Glück, einen wendischen Krug gerade während einer Kindtaufe oder einer Hochzeit zu betreten, so kann man mit Bequemlichkeit Manches von wendischer Art und Sitte kennen lernen und sich dabei wahrhaft vergnügen. Ich möchte deshalb den Leser freundlichst ersuchen, mich auf einer Sonn- und Feiertagswanderung durch's Wenden-

land, bei den Deutschen „die Wendei" genannt, zu begleiten, sich mit mir niederzulassen am gastfreien Tisch des Sorben, der für jeden Fremden gedeckt ist, und ein paar Stunden mit ihm zu leben in Haus und Hof, auf Feld und Flur, zu Sommer- und Winterszeit, und ich hoffe, daß er nicht gelangweilt zurückkehren wird in sein deutsches Heimwesen.

a) Hochzeitsgebräuche.

Jahrhunderte langes Zusammenleben Deutscher und Sorben auf einem kleinen Stück Erde hat in die Sitten und Gebräuche beider Volksstämme viel Aehnliches, ja ganz Uebereinstimmendes gebracht. Ob Germanisches oder Slavisches im Allgemeinen darin herrschend geblieben ist, läßt sich kaum ermitteln, doch kann man annehmen, daß die Sorben als der unterworfene Stamm mit größerer Zähigkeit an den Ueberlieferungen ihrer Väter festgehalten haben, als die erobernden Deutschen, und daß, wo sich volle Gleichheit der Gebräuche unter Deutschen und Sorben findet, die wendische Sitte in der Regel tonangebend gewesen sein mag.

Diese Ueberzeugung drängt sich dem Beobachter von selbst auf, indem wir bei den Deutschen ein minus, bei den Wenden ein plus in allen Gebräuchen finden.

Dort ist das Herkommen loser, wandelbarer, hier geschlossener, stabiler. Außerdem finden wir bei Deutschen und Wenden für dieselben Dinge fast gleiche Bezeichnungen, nur daß die deutsche Zunge das ursprünglich slavische Wort germanisirt hat. Von solchen slavisch-deutschen Ausdrücken im gewöhnlichen Leben wimmelt die lausitzische Volkssprache. So sagt man z. B. für „trinken“ „pitschen,“ von picz, für „junge Gans“ „Huschel,“ von huss u. s. f.

Schon der deutsche Lausitzer hat, wie wir früher gesehen, bei Hochzeiten eine Menge Förmlichkeiten zu beobachten, soll dem geheiligten Herkommen sein Recht werden. Ungleich förmlicher geht bei dieser Feierlichkeit der Wende zu Werke. Wo der wortkarge, kurz angebundene deutsche Bauer zu sprechen pflegt oder für sich sprechen läßt, da singt und spielt der sanguinisch leichtblütige Wende. So häufig schon bei der Werbung um das Mädchen seiner Wahl. Hauptperson ist von Anfang an Ceremonienmeister, Lustigmacher und Schalk der Brautwerber oder Hochzeitsbitter (braska, auch druzba genannt). Dieser, nicht der heirathslustige Bursche, geht zu dem Vater des Mädchens, und zwar gewöhnlich Abends, um im Fall einer abschläglichen Antwort nicht von Schadenfrohen ausgelacht zu werden. Er hält aber nicht etwa geradeswegs um das Mädchen an, sondern stellt sich, als ob

er um etwas handeln wolle, weshalb denn die gewöhnliche Frage lautet: ob nicht ein junges Ferkel, eine Ziege oder anderes Thier u. dgl. zu verkaufen sei? Dabei kommt denn gelegentlich die wirkliche Absicht zu Tage. Schlägt der Vater das Gesuch nicht rund ab, so findet sich später in Begleitung des Braska auch der Bräutigam ein, um die Braut zu besehen, weßhalb diese Besuche auch „Besichtigungen,“ wuhlady, heißen. Sie endigen mit der Zusage des Mädchens, dem „Jawort.“

Die Verlobung (slub) ist bei den Wenden ein reiner Familienakt, während die Deutschen der Lausitz sie in einen kirchlichen verwandeln. An manchen Orten, gewöhnlich aber bei wenig Bemittelten, findet sie ohne alles Ceremoniell ganz in der Stille statt, an andern dagegen und bei Begüterten fast überall unter langen Reden des Druzba, der auch schließlich die Hände der Verlobten zusammenfügt. Die Anwesenden singen einen Vers und ein heiteres Mahl endigt die Feierlichkeit.

Zur Hochzeit, die, wie bei den Deutschen, nach dreimaligem, öffentlichem Aufgebot gehalten wird, schicken sich Braut und Bräutigam gegenseitig einige Geschenke, die gewöhnlich aus Kleidungsstücken bestehen. Es ist üblich, daß die Braut diese, so weit möglich, selbst näht. Etwa acht Tage vor der Trauung erhält der Hochzeitbitter den Auftrag, die Gäste persönlich einzuladen.

Zu diesen Ehrengängen wird er durch die Braut ganz besonders herausgeputzt. Ein Kränzchen mit flatterndem Bande von rother Seide wird an seinen Hut gesteckt, ein gleiches an den großen Stock, den jeder Hochzeitbitter trägt, befestigt; ein buntes Tuch guckt weit aus der Tasche des Rockes, ein anderes baumelt vorn am linken Rockflügel. So phantastisch ausstaffirt tritt er seine Wanderung an, bei jedem einzuladenden Gaste eine feierliche Rede haltend. Etwas anders gestaltet sich dieser Act in den wendischen Heidelanden. Hier besorgt nicht der Druzba die Einladung, sondern zwei Freunde des Bräutigams, die zu Pferd von Hof zu Hof reiten und, ich weiß nicht warum, der Große und der Kleine (weliki und maly) heißen. Zwei oder drei Tage vor der Hochzeit pflegen die Gäste allerhand Geschenke an Lebensmitteln, am meisten aber Milch und Butter, in das Haus der Braut zu schicken, um die Kosten der Ausrichtung des Brautmahls einigermaßen mit tragen zu helfen. Weil unter allen Gaben Butter die Hauptrolle spielt, nennt man dies „das Tragen der Butterbüchse" (krinku nosyc).

Zur Trauung wird der Bräutigam von seinen Freunden und Verwandten, wie bei den Deutschen, in seinem Hause abgeholt. Hier findet sich auch der Braska ein, dem die Pflicht obliegt, jeden einzelnen Gast zu begrüßen,

ihm Bier oder Branntwein zu reichen, und dazu jedesmal einen ziemlich langen Spruch herzusagen. Sind alle Gäste beisammen, so leitet der Braska „das Scheiden“ oder „Aussegnen“ ein, was immer durch Absingen eines Liederverses geschieht. Fragen und Anreden voll Salbung an Bräutigam und Gäste folgen, so wie Danksagungen an Pathen, Bruder, Schwester, Vater und Mutter, worauf abermals unter Anstimmung eines Gesanges Stube und Haus verlassen wird und der Zug nach dem Brauthause sich ordnet. Heirschte bisher Ernst und feierliche Stimmung vor, so gewinnt während dieses Umzugs Heiterkeit und Uebermuth die Oberhand. Unter lautem Jauchzen und Jodeln nähert sich der Zug dem Orte, wo die Braut ängstlich bangend des Bräutigams harrt.

Lebt die Braut in einem andern Dorfe, so macht der Zug an der Grenze desselben Halt. Zwei Freunde des Bräutigams gehen allein als Abgesandte zum Richter und fragen an, ob es fremden Männern gestattet sei, das Dorf zu betreten. Die Antwort lautet bejahend, doch mit dem Bedeuten, daß sie Kindern und alten Leuten nichts Uebles zufügen möchten. Die Abgesandten gehen zurück, ihnen auf dem Fuße folgt die Dorfjugend und hält den Hochzeitern, bevor sie das Dorf selbst betreten, eine mit Bändern verzierte Stange vor. Es

entspinnt sich nun zwischen jenen und dem Braska ein Gespräch, das mit Erlegung einer unbedeutenden Summe endigt, worauf die Stange entfernt wird. Diese Sitte, „das Abkaufen der Stange," hat sich bis heut auch auf den deutschen Dörfern erhalten in der Form des sogenannten „Verschnürens," was ebenfalls eine kleine Gabe des Bräutigams erheischt.

Am Hofe der Braut angekommen, finden die Hochzeiter Thür und Fenster fest verschlossen. Erst auf mehrmaliges Klopfen des Braska läßt sich die Stimme des Brautvaters auf der Flur hören. Er fragt nach dem Begehr der Fremden, die dann gewöhnlich um Herberge bitten. Nach einigen Zaudern wird geöffnet, doch darf der Bräutigam die Schwelle des Hauses erst überschreiten mit seinen Begleitern, nachdem der Braska nochmals förmlich um die Braut geworben hat. Nun beginnt eine lustige Neckerei, indem man dem sehnsüchtigen Bräutigam erst eine alte Frau, später ein junges geputztes Mädchen und erst zuletzt die wirkliche Braut zuführt. Bei allen diesen herkömmlichen Ceremonien spielt der Braska die wichtige Rolle des Sprechers und Vermittlers. Er fragt die endlich erscheinende Braut, ob sie wirklich ihre Hand dem jungen Manne reichen wolle, und hält ihr nach empfangener Bejahung die schweren Pflichten einer Hausfrau und dereinstigen Mutter vor.

Ist dies Alles geschehen, so folgt auch hier die Ceremonie des Aussegnens oder Scheidens, und man bereitet sich zum Aufbruch in die Kirche. Die Deutschen gehen gewöhnlich zu Fuß, die Wenden, prunkliebender, ziehen es vor, in geputzten Wagen, geleitet von mit bunten Tüchern geschmückten Kutschern, den Trauungszug anzutreten. Dem Brautwagen voraus fährt das Musikchor, in dem selten die national wendischen Instrumente, die dreisaitige Geige (husla, so genannt, weil sie einer Gans ähnelt) und eine klarinettenartige Flöte (Tarackawa) fehlen. Unterwegs lärmen, singen und jodeln die Hochzeiter nach Kräften. An vielen Orten schießt man dabei Pistolen und Flinten ab, oder führt mit derben Stöcken ein Scheingefecht auf, nur um möglichst viel Spectakel zu machen. Begegnenden werden unterwegs Bier und Branntwein gereicht, die man zu diesem Behufe besonders mitnimmt. Vor dem Kirchhofe ordnet sich der Zug, das Toben einstellend. Hinter dem vorausschreitenden Braska geht die Braut, ihr folgt zunächst die Slonka (die Salzmeste der Deutschen), sodann die Züchtjungfer (Druzka). In gleicher Ordnung schließt sich die Begleitung des Bräutigams an, und dieser alle übrigen Gäste.

Die kirchliche Trauhandlung ist mit sehr geringen Abweichungen, wozu der „Umgang" das dem Pfarrer zu erlegende Opfer, gerechnet werden kann, der in

deutschen Gemeinden ähnlich. Nach erfolgter Einsegnung bewegt sich der Zug in der vorigen Ordnung wieder zurück, nur sitzen jetzt Braut und Bräutigam in einem Wagen, während sie auf dem Wege zur Kirche von einander getrennt in verschiedenen Wagen saßen. Jeder Begegnende wünscht auf diesem Rückwege in's Brauthaus den Neuvermählten Glück mit der stehenden Formel: Daj bôh zbozje! worauf die immer wiederkehrende Antwort folgt: Daj to bóh! (das gebe Gott!). Beim Eintritt in's Gehöft, wo sich immer eine Schaar Neugieriger einfindet, nimmt die Braut eine Milchgelte und giebt diesem Zuschauertroß daraus Bier zu trinken, wohl zum Zeichen, daß sie mildthätig sein will gegen alle Nothleidenden. Zuweilen geschieht es auch, daß die Gäste einen Tanz im Hofe improvisiren, während die Braut den Viehstall besucht und eine Kuh melkt.

Die allgewaltige Herrscherin der Zeit, die Mode, hat bei den Wenden von ächtem Schrot und Korn die uralte Nationaltracht noch nicht ganz vertrieben. Bei außerordentlichen Feierlichkeiten, wie eben bei Hochzeiten sieht man wenigstens die Braut noch ganz im Schmuck vergangener Jahrhunderte einherschreiten. Dieser ist in verschiedenen Gegenden des Wendenlandes verschieden, anders bei den Sorben der Oberlausitz, anders bei den Bewohnern des fruchttragenden ebenen Ackerlandes,

anders in den sumpfigen Heidegegenden. Auch nach dem religiösen Bekenntniß scheidet sich der Brautanzug, so daß die katholische Braut wesentlich anders gekleidet auftritt als die evangelisch-lutherische. Die Hauptzier der wendischen Braut besteht in der Borta, der bräutlichen Kopfbedeckung. Es ist dies eine hohe, in Gestalt eines stumpfen Kegels oben etwas spitz zulaufende, wohl zehn bis zwölf Zoll hohe Mütze von schwarzem Sammet. Am obern offenen Rande ist sie mit rothem Sammet, eingefaßt und umlegt mit einem fast zollbreiten stark vergoldeten Reife, an welchem zwölf vergoldete, bewegliche Sterne blinken. Um den obersten offenen Rand wird das Zeichen der Jungfräulichkeit, ein mit künstlichen Blumen ausgeschmückter Rautenkranz gelegt. Am Hinterkopfe läßt sich die Borta erweitern oder verengern, um sie jeder Braut anzupassen. Man befestigt sie mittelst bunter Bänder an das Haargeflecht und schlingt um den dadurch gebildeten Absatz abermals ein mit goldenen Sternchen verziertes Band, das „Haarband" oder „Silberband" (Slyebornik), so genannt, weil es ursprünglich aus Silber bestand. Unter der Borta über der Stirn zeigt sich ein grünseidenes Band, vielleicht zum Zeichen, daß sie froher Hoffnung voll dem neuen Stande entgegengeht. Um den Hals trägt die wendische Braut stets eine Perlenkette, an der jedoch keine rothe

Perle zu finden sein darf, wie denn überhaupt alles Rothe streng vermieden, die grüne Farbe aber sehr geliebt wird. Von sonstigem Schmuck ist als national wendische Zier nur noch zu erwähnen die „Flizur,“ ein über Brust, Schultern und Rücken reichendes, drei bis vier Zoll breites Stück weißer Leinwand, das in viele Falten gelegt und mit grünseidenem Bande eingefaßt wird. Der Rock besteht aus schwarzem, in enge Falten gelegtem Tuche. Darüber trägt die Braut zwei Schürzen, eine Unterschürze von Kattun und eine Ueberschürze von weißem gestickten Zeuge.

Obwohl diese Tracht die gewöhnliche ist, wird sie doch nicht aller Orten getragen. In der Gegend von Muskau und tiefer in die Spreewälder hinein kleidet sich die Braut ganz anders. Die national wendische Borta verschwindet hier gänzlich. Statt derselben umwindet man den ganzen Kopf so dicht mit hellgrünen Bändern, daß es scheint, als habe die Braut ein eng anliegendes grünseidenes Mützchen aufgesetzt. Am Scheitel wird ein kleines Kränzchen von Raute festgesteckt, und von diesem Kränzchen bis zum Gürtel herab läßt man ein Büschel von grüner und weißer gezupfter Seide flattern. Dem Brautanzuge allemal entsprechend ist die Tracht der Züchtjungfer, nur daß dieser der Rautenkranz fehlt.

Von den mancherlei unwesentlichen Abweichungen, die hin und wieder vorkommen, muß ich noch die Tracht der Züchtjungfern katholischer Konfession erwähnen, wie sie meistentheils unter den um Bautzen wohnenden Wenden vorkommt. Ihr Hauptschmuck besteht aus einem anderthalb Hände breiten hellrothen Bande mit dunkelrothen Blumen, dessen am Hinterkopf angebrachte Schleifen bis zum Gürtel herabfallen. Den Hals schmücken vier Korallenschnüre, an deren jeder im Nacken eine seidene Schleife prangt. Von diesen Schleifen ist die oberste am kleinsten, die unterste am größten. Mehrere Perlenschnüre schließen sich unten den Korallen an, und endlich folgen zwei, drei, auch wohl noch mehr Reihen gehenkelte schwere Gold- und Silbermünzen, die fast die ganze Brust bedecken; über diesen Münzen aber sieht man ein goldenes Kreuz hängen.

Die Tracht des Bräutigams hat nichts besonders Ausgezeichnetes, nur daß an manchen Orten, z. B. in Schleife, dem Bräutigam das Rautenkränzchen wie der Braut am Scheitel befestigt wird, möchte der Erwähnung werth sein. Im Uebrigen trägt er sich einfach und entsprechend der Kleidermode, die eben Geltung hat. Ein Rosmarinzweig, der auch der Braut nicht fehlt, steckt gewöhnlich im Knopfloche des Rockes.

Beim Hochzeitsmahle gelten unter den Wenden fast dieselben Regeln wie unter den Deutschen, nur sitzen Männer und Frauen einander gegenüber, nicht an getrennten Tafeln. Die Tafel selbst bildet immer einen rechten Winkel und wird so gestellt, daß die Tischecke der Stubenthür gegenüber im Zimmerwinkel sich befindet. Hier nehmen Braut und Bräutigam Platz, so daß zwischen beiden die Tischecke bleibt. Dieser Ehrenplatz heißt deshalb auch „der Brautwinkel.“ Zur Rechten der Braut sitzt deren Slonka, links vom Bräutigam die Slonka dieses. Beide Ehrenpersonen sind während des Mahles gewissermaßen die Beaufsichtiger und Moderatoren des Brautpaars. Sie legen ihren Schütz- und Pfleglingen die Speisen vor, bestimmen was und wie viel sie essen sollen, und geben vor Allem Acht, daß die vor den Brautleuten aufgestellten beiden Lichter ja von Niemand geputzt werden.

Schon während der Tafel beginnen die Gäste in den Pausen zu tanzen. Gewöhnlich wird dazu die Scheuertenne benutzt. Theilnehmen an diesem Vergnügen darf Jeder mit alleinigen Ausschluß des Bräutigams, der am Hochzeittage sich ganz still verhalten muß. Dagegen sieht man es gern, wenn die Braut recht viel tanzt. Sie hat an diesem Ehrentage das Recht, die Tänzer sich zu wählen, überhaupt ihnen Vorschriften zu geben,

und bei jedem neu beginnenden Reigen den Vortanz. Fehlt es zufällig einmal an einem Partner, so muß einer der Ehrendiener des Bräutigams (ein Swat) den Lückenbüßer machen und mit der Braut tanzen. Der eigentliche große Tanz beginnt erst nach beendigtem Mahle und nachdem der Braska abgebetet, auch die jungen Eheleute durch vermahnende Rede zu einem ehrbaren christlichen Lebenswandel aufgefordert hat. Seltsam und nur den Wenden eigenthümlich ist die Sitte, daß beim Verlassen der gemeinsamen Tafel die Braut über den Tisch schreiten und auf der andern Seite herabspringen muß. Ehe es dahin kommt, pflegen die Züchtjungfern dem Bräutigam gewöhnlich den Hut, die Ehrendiener des Bräutigams aber der Braut einen Schuh zu rauben. Beide Gegenstände müssen durch Geldgeschenke wieder eingelöst werden. Während der ganzen Dauer des Mahles sammeln sich die jungen Mädchen des Dorfes im Brauthofe und stimmen eine Menge theils geistlicher, theils weltlicher Lieder an, Gesänge voll slavischer Naivetät, reich an wahrer Volkspoesie und leider viel zu wenig gekannt. Sie erhalten dafür reiche Spenden an Bier, Butter, Brod und Käse, und entfernen sich erst beim Aufbruche der Gäste von der Tafel.

Um die Zeit, wo sich das Brautpaar zurückzuziehen pflegt, umringen die anwesenden Männer den Bräutigam,

Frauen und Mädchen die Braut, und geben sie erst nach längerem Sträuben wieder frei. Der Braut wird hierauf Borta und Kranz genommen und die Haube aufgesetzt. Unter Gesang und Musik begleiten dann sämmtliche Hochzeiter die Neuvermählten bis an die Schwelle des Schlafgemachs. Nur der Braska und die Slonka der Braut dürfen es mitbetreten, um Zeugen des Gebets der jungen Eheleute zu sein und den Segen des Himmels auf sie herabzuflehen. Diese Ceremonie heißt „das Einsegnen in's Brautbett."

Der nächste Tag ist fast nur der Pflege des Leibes durch Speise und Trank gewidmet. Es wird zweimal gefrühstückt und abermals ein lang dauerndes Mittagsessen gehalten. Nach diesem zweiten Mittagsmahle werden auf besondere Aufforderung des Braska von den Gästen die Hochzeitgeschenke gegeben. Es geschieht dies in folgender Weise. Der Braska nimmt zwei übereinander gesetzte Teller, läßt sich damit neben dem Brautpaare nieder und legt ein paar Thaler darauf, indem er eine Anrede an die Anwesenden hält, in welcher er sagt, die neuen Eheleute müßten sich eine eigene Küche bauen, um etwa eintreffende Gäste gastfreundlich bewirthen zu können. Aus diesem Grunde nun bitte er um einige milde Gaben. Die Schenkenden treten hierauf der Reihe nach zu dem Braska, legen ein Geldstück auf den obersten Teller

und sprechen dazu die stehende Formel: „Gott gebe, daß es euch viel helfe und mir wenig schade!“ Der Braska aber läßt die Münze auf dem Teller klingen, nennt den Namen des Gebers und legt sie in den untern Teller. Jedem Einzelnen wird dabei das Glas des Braska gereicht, um daraus zu trinken, und dieser hat dem Geber im Namen des jungen Ehepaars für das Geschenk zu danken, was am Schlusse des ganzen Schenkaktes dieses nachträglich selbst noch thut.

Nun erst schicken sich die Neuvermählten an, das Brauthaus zu verlassen und ihr eigenes Heimwesen zu beziehen. Die Brautdiener packen die Ausstattung, die Geschenke und in der Regel aus Eifer, den Vortheil der Braut im Auge zu behalten, mehrere ihr nicht zugehörende Gegenstände, die später wieder zurückgegeben werden, auf Wagen und spannen die Pferde ein. Zugleich beginnen die Hochzeiter den Abschiedsgesang unter dem Spiel der Musikbande. Während dieses Gesanges, der ein Meisterstück slavischer Volkspoesie genannt zu werden verdient, sagt die Braut der Wiege ihrer Kindheit, ihrer glücklichen Jugend, Vater, Mutter, Geschwistern, Gespielen ein wehmüthiges Lebewohl. Dieser Gesang rührt gewöhnlich nicht bloß die Braut, sondern auch sämmtliche Anwesende theils durch den Wortlaut, theils durch die

rührend melancholische Melodie zu Thränen, und wenn unter den klagenden Worten der Gäste:

»Gute Nacht, alte Mutter mein, gute Nacht,
Nicht länger bin ich mehr euer Töchterlein,
Gehöre dem Mann, mein Herz das ist sein.«

die weinende Braut den Wagen besteigt, bricht Alles in lautes Schluchzen aus. Voran der Wagen mit dem Ehepaare, gefolgt von den Gästen und den mit Hausrath und Geschenken beladenen Packwagen, die möglichst glänzend ausgeschmückt werden, um den Reichthum der Braut in's beste Licht zu stellen, bricht der Hochzeitzug auf. Bevor er aber das Dorf verläßt, wird die Braut von den jungen Mädchen „verschnürt“ und muß ihren Abzug mit Geldgeschenken ebenso erkaufen, wie ihren Einzug in den Ort, wo sie künftig als Hausfrau wohnen und schaffen soll.

Sobald der Zug den Wohnort des Bräutigams von Ferne erblickt, beginnt von Neuem Gesang und Jubel der Begleiter. Es sind im Munde des Volkes fortlebende Lieder, die von Geschlecht zu Geschlecht vererben, die Jeder kennt und zu singen weiß, und die immer in derselben Reihenfolge bei jeder neuen Hochzeit abgesungen werden. Sie sind größtentheils naivsentimental und athmen einen friedliebenden Geist, der sein höchstes Glück in patriarchalischen Familienleben findet. — Im Hofe

ihres jungen Gatten wird die jugendliche Frau von ihrem Schwiegervater mit Kuß und Händedruck begrüßt, worauf sie ihren neuen Verwandten die üblichen Geschenke, den Zuschauern aber Kuchen und Bier reicht. Der Braska hält wieder eine ermahnende und belehrende Rede, die namentlich an die junge Frau gerichtet ist. Diese, wie alle übrigen bei wendischen Hochzeiten vom Braska gehaltenen Reden haben immer denselben Wortlaut.

Abermals setzt man sich nun zur Tafel, die nur aus wenigen Gängen besteht. Der jungen Frau liegt es dabei ob, nach dem ersten Gange einen Teller mit Brot eigenhändig derjenigen Familie im Dorfe zu bringen, die für die ärmste gilt. Nach dem Mahle endlich zerstreuen sich die Gäste und das junge Ehepaar wird von seinen Ehrendienern in die festlich geschmückte Kammer geleitet.

Von diesen bei wendischen Hochzeiten in der Oberlausitz üblichen Gebräuchen weichen mehrfach ab die in der Niederlausitz geltenden. Ich würde für diese Skizzen einen zu großen Raum beanspruchen müssen, wollte ich jede Kleinigkeit anführen, die „in der Haide" anders ist als „im Gefilde." Deßhalb beschränke ich mich bloß auf das Hauptsächlichste und vorzugsweise Charakteristische.

Der Brautwerber heißt in diesen Gegenden Pobratrka. Am Trauungstage pflegt er ein Schwert zu tragen und

beritten zu erscheinen, was auch bei den Freunden des Bräutigams, Towarise genannt, der Fall ist. Bei der „Abbitte“ unmittelbar vor dem Aufbruche der Hochzeiter nach dem Brauthause, reitet der Pobratrka, falls sie im Hofe von ihm gehalten wird, um Wagen und Reiter, und schlägt dreimal ein Kreuz mit dem Schwerdte. Kommt der Zug vor dem Wohnorte der Braut an, so reiten die Towarise voraus, um sich vom Ortsrichter die Erlaubniß zum Eintritt in's Dorf zu erbitten, sprengen dann nach dem Brauthause und reiten so lange vor demselben auf und ab, bis man sie bemerkt und nun durch einen abgeschickten Boten ihr Begehr erfährt. Bei Ankunft des Bräutigam's geht nur der Pobratrka ins Brauthaus. Er findet die Braut in vollem Schmuck trauernd zwischen ihren Züchtjungfern sitzend, mit beiden Händen das Gesicht verhüllend. Nach kurzem Gruße schlägt er mit dem Schwerte auf den Tisch und fragt, was die Braut koste? Es ist herkömmlich, 80 Thaler für sie zu verlangen, eine Summe, die der Brautwerber zu hoch findet, da er sehr viel an der Braut auszusetzen hat. Die Towariska der Braut muß ihre Schutzbefohlene vertheidigen, was denn in der Regel zu einem bald länger, bald kürzer dauernden witzigen Streite führt, der endlich mit Entschleierung der Braut und deren Verkauf für 50 Thaler endigt. Die Towariska verlangt

5 harte Thaler Aufgeld, die auch erlegt werden. Erst nach diesen Förmlichkeiten giebt man dem Pobratrka aus einem mit Raute umwundenen Glase den Begrüßungstrunk und putzt ihn in üblicher Weise mit Blumen und Bändern heraus. Die älteste Züchtjungfer überbringt dem Bräutigam Kranz und Rosmarienstengel nebst einem weißen Tuche, dem Geschenk seiner Braut. Er nimmt Alles im Empfang mit der Versicherung, daß ihm jedes einzelne Geschenk werth, das Liebste ihm aber die Braut sei. Darauf trinkt er den dargereichten Ehrentrunk und reicht das geleerte Glas über die rechte Schulter dem ältesten Ehrendiener, der es ihm in die Tasche steckt. Erst nach der Trauung darf er es wieder zurück geben. Beim Zuführen der Braut erlaubt man sich, wie bei den Oberwenden, allerhand Scherze, nur daß man in der Niederlausitz noch etwas weiter geht und die erste als Braut erscheinende schlumpige Alte vom Bräutigam mit Stockschlägen fortgejagt wird. Bei der Fahrt zur Kirche ist zu erwähnen, daß gleichsam als Oberaufseherin der Wagen und der ganzen Gesellschaft eine alte Frau, die Balka, mitfährt, und so lange Fahrt und Trauhandlung dauern, den Wagen nicht verlassen darf. Nach der Trauung wird vor dem Kirchhofe der „Brauttanz" aufgeführt, eine Art Polonaise, die der Probatrka mit der Braut eröffnet, worauf alle der Reihe

und dem Range nach mit der Braut tanzen, mit alleiniger Ausnahme des Bräutigams. Dieser Tanz wird vor dem Hochzeithause nochmals wiederholt. Das Erpressen von Geldgeschenken durch die jungen Leute des Dorfes mittelst Vorhalten bunter Bänder kömmt auch hier vor, doch ist es mit weniger Umständlichkeiten verbunden.

Auch in der Tracht weichen die Wenden der Niederlausitz ab von ihren Stammesbrüdern in der Oberlausitz. So fällt z. B. bei der Braut die Borta ganz weg. Statt derselben umwindet man das Haar derselben mit Bändern, wie in der Gegend von Muskau, nur bedient man sich dazu verschiedenfarbiger Bänder. Ueber der Stirn umsäumt das Haar ein schmaler Streifen weißseidenen Bandes, dann folgt grünes, weiß gewürfeltes und endlich ganz schwarzes Band. Den Scheitel ziert ein kleiner Kranz seidener Schleifen von gelber und blauer Farbe. Daran wird noch besonders der Rautenkranz befestigt. Der ganze Kopfputz heißt „Hupatz." In einigen Orten nimmt man zum Kranze statt der Raute ausnahmsweise Myrthe, noch öfter aber Eppichblätter, und wo dies üblich ist, legt man der Braut auch Eppichblätter in die Schuhe. Gewöhnlich trägt die Braut an solchen Orten den sogenannten Slabnik, einen Reif von Gold, auf dem der Kranz ruht. Bräute mit

diesem Goldreif gehen dann zur Trauung mit lang wallendem Haar, um das vier lange grüne Bänder flattern. Die Brautführer (Towariski), unverheirathete junge Leute, haben für das Brautpaar einen Thronhimmel von gestickten weißen Tüchern zu erbauen über den Sitzen, welche die Neuvermählten bei Tafel einnehmen, auch müssen sie jedem geladenen Gaste ein roth- und blaues Band überreichen, das mit Goldflittern eingefaßt ist und um den Hut geschlungen wird — die Landesfarben der Lausitz.

Bei Tafel gelten im Allgemeinen dieselben Gebräuche, wie bei den Wenden der Oberlausitz, desgleichen hinsichtlich der Ceremonie des Schenkens. Abschied und Abreise der Braut aus dem väterlichen Hause erfolgen ebenfalls unter Musik und Gesang der Gäste. Man weiß es immer so einzurichten, daß beim Einzuge der jungen Frau in das Haus ihres Mannes noch Dunkelheit herrscht. Ehe die Braut den Hof betritt, läßt sie eine mitgebrachte Henne heraus laufen. Bleibt diese ruhig im Hofe, so bedeutet dieß ein glückliches, zufriedenes Leben der jungen Eheleute, flattert sie aber unruhig umher oder sucht gar das Weite, so wird die Ehe nicht ohne Stürme bleiben. Vor dem Eintritt in das Haus wird ein Topf gegen die Thür geworfen, daß er zerbricht; hierauf ergreift der junge Mann die Hand seiner

Frau und geleitet sie über eine an der Schwelle liegende Axt in's Zimmer, wo die größte Dunkelheit herrscht, denn das Heerdfeuer ist vorher sorgfältig verdeckt worden. Bald darauf aber erhellt man das Zimmer und begrüßt die neue Gebieterin. Diese hat nun allen Anwesenden ein Stück frisch gebackenen Brodes zu überreichen, auch gleiche Stücke an alle Haushaltungen des Dorfes zu übersenden. Als eine Eigenthümlichkeit ist noch zu erwähnen, daß die Wenden sich nie Donnerstags trauen lassen. Dieser Tag wird, wie bei den Deutschen der Lausitz Mittwoch, für einen unglücklichen Tag gehalten. Auch hat der junge Mann wohl darauf zu achten, daß er einen andern Weg zur Trauung, und einen andern bei der Rückkehr aus der Kirche mit seiner Braut einschlägt. — Wer einen und denselben Weg wandeln wollte, würde nach dem Volksglauben nur Unglück in seinen Hausstand mitbringen.

b) Bei Tod und Begräbniß.

Die Wenden sind ein frommes, in religiösen und kirchlichen Angelegenheiten orthodoxes Völkchen. Wie sie unverbrüchlich festhalten an den Ueberlieferungen ihrer Urväter und mitten im Wandel der Zeit, in politischen und socialen Revolutionen treu bleiben ihren alten, zum

Theil noch aus heidnischer Vorzeit stammenden Sitten und Gebräuchen, eben so beharrlich zeigen sie sich auch als Mitglieder christlicher Gemeinschaften. Der katholische Wende ist mit ganzer Seele Katholik, wovon er erst in neuerer Zeit den schlagendsten Beweis gegeben hat. Nirgends fand der neu aufkommende Deutschkatholicismus unfruchtbarern Boden, größere Abneigung, entschiedenere Gegner, als unter den katholischen Wenden der Lausitz. Ich glaube nicht, daß zwanzig Personen dem alten Glauben entsagt haben. Der Protestant dagegen ist eben so eifriger Bekenner seiner Lehre, und lebt und stirbt für sie.

Fühlt der Wende sein herannahendes Ende, so bereitet ihm seine Familie das Sterbelager. Man trägt nämlich frisches Stroh in's Zimmer, breitet ein weißes Tuch darüber und legt auf dieses mehr als einfache Lager den Kranken. Während des Sterberöchelns öffnen die Umstehenden einen Fensterflügel oder die Thür, um die Seele des Scheidenden bei ihrem Fluge zum Himmel nicht aufzuhalten.

Alle Wenden behandeln und pflegen ihr Vieh mit großer Vorliebe und zählen es gleichsam mit zur Familie. Ganz besondere Aufmerksamkeit aber schenken sie der Bienenzucht, die, namentlich in den Haidestrichen, einen wichtigen Erwerbszweig bildet. Was daher immer im

Hause geschieht, die Pferde und das Rindvieh werden davon in Kenntniß gesetzt, den fleißigen Bienen wird davon Nachricht gegeben. Stirbt der Besitzer eines Hofes, der viele Bienen hielt und deshalb den Namen „Bienenvater“ führte, so geht der Sohn oder doch ein Verwandter des Verewigten in's Bienenhaus, klopft mit leisem Finger an jeden Stock und verkündet den Bienen den Tod ihres Pflegers mit den solennen Worten: „Bienchen, steht auf, euer Wirth ist gestorben.“ Dem Last- und Nutzvieh aber sagen Knecht oder Magd am Tage des Begräbnisses im Augenblick, wo die Träger den Sarg heben, daß ihr Herr beerdigt werde, wobei das Vieh aufgejagt und ihm etwas Futter vorgelegt wird.

Bei den Deutschen ist, wie früher gemeldet worden, der Todtengräber auch zugleich der Grabebitter. Die Wenden kennen beide Persönlichkeiten nicht, das Grabmachen geht in der ganzen Gemeinde der Reihe nach herum, und zwar so, daß beim Ableben eines Erwachsenen zwei Männer, beim Tode eines Kindes bloß Einer zum Aufwerfen des Grabes beordert werden. Die Einladung zur Leichenbegleitung besorgt man durch das bei allen Gemeindeangelegenheiten übliche Herumschicken der Gemeindekeule. Diese trägt der Nachbar dem Nachbar zu, bei der Abgabe den Gegenstand nennend, weshalb sie

herumgeht. An manchen Orten bedient man sich auch zur Anmeldung von Todesfällen eines schwarzen Stockes, der gewöhnlich in den Hof geworfen und dabei der Name des Verstorbenen laut genannt wird.

In einem wendischen Trauerhause herrscht bis zum Begräbnißtage des Verstorbenen die tiefste Ruhe. Alle Arbeit, selbst die nöthigste, wird eingestellt. Man rührt keinen Dreschflegel, schwingt kein Beil, läßt Feld und Wiese unbestellt. Nur Abends beim weithin leuchtenden Kaminfeuer kommt die Familie zusammen, um Sterbe- und Trostlieder zu singen, woran bisweilen auch die nächsten Nachbarn Theil nehmen, die sich ebenfalls in Haus und Hof größter Ruhe möglichst befleißigen. Größer wird der Zufluß von Menschen im Trauerhause am Abend vor dem Begräbniß, denn jetzt finden sich nicht bloß die Leidtragenden und Nachbarn ein, sondern jede Haushaltung im Orte schickt einen Vertreter in's Trauerhaus. Diese oft sehr zahlreiche Gesellschaft umgibt den bereits aufgestellten Sarg, auf dessen Deckel gewöhnlich eine blanke Axt gelegt wird, und unterhält sich monoton genug bis tief in die Nacht hinein mit Absingen von Trost- und Sterbeliedern. Sehr bezeichnend nennt man diese wendische Todtenwache „den wüsten Abend" (pusty wecor)

In Gemeinden, die ihre eigene Kirche haben, wird der Verstorbene zu Grabe getragen, bei in benachbarte Dörfer eingepfarrten Orten aber führt man den Sarg auf einen Leiterwagen bis in die Nähe der Kirche, wo er zuerst auf die bereit stehende Bahre gesetzt und auf den Kirchhof getragen wird. Die Leiter, auf welcher der Sarg stand, wirft der Fuhrmann vor dem Dorfe ab und hier bleibt sie unangetastet liegen, bis Wind und Wetter sie zerstören. Bei der Rückkehr aus der Kirche werden fast überall Schemel oder Bänke, auf denen der Sarg im Trauerhause stand, während der Dauer des Begräbnißtages umgekehrt. Dasselbe geschieht hin und wieder auch mit dem Wagen, der die Leiche zur Kirche geführt. Von kirchlichen Ceremonien ist als den Wenden eigenthümlich nur „das Lebewohl" oder „gute Nacht" (dobra nóc) zu nennen, das der Geistliche nach gehaltener Predigt im Namen des Verstorbenen jedem seiner Verwandten, allen Freunden, Pathen ꝛc. einzeln zuruft. Es enthält dasselbe einen Dank für alles im Leben ihm erwiesene Gute.

Die Trauerzeit hält der Wende sehr gewissenhaft ein, vor Allem die tiefe Trauer, welche vier Wochen dauert. In dieser Zeit dürfen gewisse häusliche Verrichtungen nicht vorgenommen werden. Streng verpönt z. B. ist es, Lauge zu bereiten, oder Wäsche in Lauge aufzu-

brühen. — Höchst eigenthümlich und meines Wissens nur bei den Wenden üblich ist die Trauerkleidung der Frauen. Deutsche und andere Nationen kleiden sich bekanntlich zum Zeichen, daß sie Leid tragen um einen Abgeschiedenen, schwarz oder doch dunkel; die Wenden der Lausitz dagegen hüllen sich in blendend weiße Gewänder. Man nimmt dazu gewöhnlich feines Linnengewebe und hüllt sich darin von Kopf bis zu Fuß, nichts frei lassend als Augen und Hände. Die Oberwendinnen tragen außer diesem Ueberwurf noch ein die ganze Stirn bedeckendes mindestens drei Zoll breites weißes Linnenband, die Bewohnerinnen der Haide aber ein Mundtuch, ebenfalls von weißer Leinwand. Am beliebtesten ist diese Art der Trauer in dem von zahllosen Flußarmen, Teichen und Sümpfen durchschnittenen Spreewalde. Hier begegnet man häufig ganzen Reihen solcher weiß gekleideter Gestalten, die auf schmalen Steigen, auf hohen Dammwegen im Düster des Waldes schweigend wie Geister vorüberwandeln, oder in dunkeln Kähnen über den zitternden Wasserspiegel gleiten. — Die Männer behalten auch für die Zeit der Trauer ihre gewöhnliche Sonntagstracht bei, ohne besondere Auszeichnung. Nur in einzelnen Orten ist es Brauch, daß während der tiefen Trauer die nächsten männlichen Anverwandten eines Verstorbenen beim Kirchenbesuch einen sehr breit-

krempigen Hut tragen, der zum größten Theil das Gesicht verdeckt. Wo dieser Hut getragen wird, bleibt der Trauernde während des Gottesdienstes mit bedecktem Haupte sitzen.

c) Gesellige Vergnügungen.

Frohsinn und Heiterkeit sind Haupteigenschaften des wendischen Stammes. Selbst in trüben Zeiten verleugnet sie der Wende nie, im Glück beherrschen sie all' sein Thun und Treiben. Der Ruhe genießend in seiner umfriedeten Wohnung, wie bei angestrengter Arbeit auf Flur und Feld verkündet er durch Gesang, wie wohl ihm zu Muthe ist, und ist das Tagewerk vollbracht, bannt ihn die rauhe Jahreszeit in's Haus, so vertreibt er sich auch hier die Zeit mit Singen und Jauchzen, mit Spiel und Tanz. Besonders sind es die langen Winterabende, die diesem Hange, das Leben von der heitersten Seite zu nehmen, Vorschub leisten. In keinem deutschen Orte ist das Gesellschaftsleben so ausgebildet wie auf wendischen Dorfschaften. Hier vergeht im Herbst und Winter kein Tag ohne fröhliche Zusammenkünfte der Jugend, und bei diesen Zusammenkünften spielt der Gesang vom Volke gedichteter Lieder, denen poetischer Gehalt nicht abzusprechen ist, eine Hauptrolle. Diese

Gesangeslust der Wenden hat dem wendischen Volksliede eine Ausbildung gegeben, die bei dem Mangel einer selbstständigen Literatur überraschen muß. Die Zahl der Volkslieder ist sehr groß und sie sind im Munde jedes Wenden. Der Sohn lernt sie vom Vater, die Schwester vom Bruder, und kaum möchte ein Jahr vergehen, in welchem nicht neue entstehen, ohne daß irgend Jemand die Verfasser anzugeben weiß. Der Eine dichtet in fröhlicher Laune nach bekanntem Rhythmus und ansprechender Melodie einen Vers, der Andere fügt antwortend einen zweiten hinzu. So hat sich ein reicher Liederschatz unter diesem rundum von Deutschen dicht eingeschlossenen kleinen slavischen Volksstamme gebildet, der leider viel zu wenig gekannt ist. Man schätzt im Ganzen die Zahl dieser Lieder auf mehr als 500, die ihrem Inhalte nach in Feldlieder, Tanzlieder, Hochzeitlieder und Bittlieder zerfallen, ohne die sogenannten „Sätzchen" und „Legenden," die ebenfalls im Liedertone gehalten sind. Bei der Arbeit auf dem Felde verkürzt sich der wendische Bauer die Zeit mit Absingen der erstern, bei Tanz, Hochzeiten und Bittgängen, wobei man scherzweise Brot und Bier von einem Hauswirthe erpreßt, werden die übrigen gesungen. Die „Gesetzchen" stimmt der tanzende Bursche zu Ehren seines Mädchens an, wenn er ihr einen Tanz in der Schenke kauft und

damit das Recht des „Vortanzens“ gewinnt. Außerdem kennt der Wende noch „Rundgesänge,“ die in den Gesellschaften von Burschen und Mädchen gemeinschaftlich gesungen werden. [1]) Das gesellige Zusammenleben der Wenden in der Familie beginnt seit undenklichen Zeiten regelmäßig am Burkhardstage (den 11. Octbr.) Dies ist die Zeit, wo die Spinngesellschaften (psaza) feierlich eröffnet werden und nun ununterbrochen den ganzen Winter hindurch bis zum Aschermittwoch dauern, an welchem Tage sie aufhören. Das Flachsspinnen ist den Wenden eine liebe Beschäftigung, der sich Männer und Frauen, das Alter und die Jugend hingeben. Es ist wichtig für das Hauswesen, für den Wohlstand der Familie, da in den fruchtbaren Gefilden, die sie bewohnen, der Flachsbau vortrefflich gedeiht und jeder Hauswirth seinen Bedarf an Linnenzeug durch eigenen Fleiß zu beschaffen sucht. Im Sommer können sich nur ältere Leute mit Spinnen beschäftigen, im Winter aber, wo die Feldarbeit ruht, spinnt Jedermann, und ein wendisches Dorf schnurrt daher an dunkeln Herbstabenden von schwirrenden Spinnrädern wie eine Spinnfabrik.

---

[1]) Eine höchst werthvolle Sammlung wendischer Volkslieder haben Haupt und Smaler herausgegeben, zwei gründliche Kenner wendischer Art und Sitte.

Um nun diese Spinnabende so unterhaltend wie möglich zu machen, treten bekannte und verwandte Familien eines und desselben Ortes zusammen und bilden ein Kränzchen. Die Mitglieder desselben versammeln sich um Sonnenuntergang in einem der dazu gehörigen Höfe, der dann für dieses Jahr der Sammelplatz Aller bleibt. In jedem Winter wechselt man, damit die Kosten der Gastfreundschaft auf Alle gleich vertheilt werden. Jede dieser Spinngesellschaften, die selten aus mehr als zehn bis zwölf Familien bestehen, hat zur Leitung des Gesanges ihre Vorsängerin, der es obliegt, die zu singenden Lieder anzufangen und auf Takt und Ordnung zu sehen. Solche Vorsängerinnen sind geachtet und nicht wenig gesucht. Daher kommt es, daß Personen, welche genöthigt sind, bei Fremden Dienste zu nehmen, dann am liebsten von den Hofbesitzern genommen werden, wenn sie viele Lieder kennen, und eine wohlklingende Stimme besitzen. Außer bei Eröffnung der Spinnabende am genannten Tage wird während der Sitzungen sehr frugal gelebt, auch nie in der Arbeit eine Pause gemacht. Nur Sonnabend feiern die fleißigen Hände kurze Zeit zwischen neun und zehn Uhr Abends, und diese kurze Ferienzeit heißt „die halbe Spinte" (pól psazy).

Abwechselung ist die Würze des Vergnügens. Auch das fröhlichste Herz wird matt, der munterste Geist

stumpft sich ab, wenn es an frischer Anregung fehlt und in geselligem Verkehr immer nur ein und dasselbe getrieben wird. Darum sorgen die jungen Burschen dafür, von Zeit zu Zeit frisches, wo möglich keckes Leben in die Spinngesellschaften zu bringen. Dieß geschieht, indem sie bald da, bald dort sich zu Besuch anmelden, öfter aber noch durch unerwartetes Erscheinen, was dann jedesmal mit Kurzweil und allerhand ergötzlichem Maskenspiel verbunden ist. Wird der Besuch vorher angemeldet, so legen die spinnenden Mädchen zusammen, um ihre Gäste zu bewirthen, die ihrerseits es ebenfalls nicht an mitgebrachten Lebensmitteln fehlen lassen, wie man sie auf dem Lande liebt. Bis zehn Uhr, wo die Arbeit regelmäßig eingestellt wird, tragen bei solchen Besuchen die jungen Bursche die Kosten der Unterhaltung, indem sie Wettgesänge anstimmen, Mährchen erzählen und allerhand Possen treiben. Hat es zehn geschlagen, so verstummt das Schnurren der Räder, die tanzenden Spindeln werden bei Seite gelegt, die Paare ordnen sich zum Tanze und die ganze Spinngesellschaft jubelt und tobt oft bis zum dämmernden Morgen, wo dann die Burschen die ländlichen Schönen nach Hause begleiten. Unangemeldete Besucher erscheinen maskirt, gewöhnlich in der Verkleidung eines ungestaltenen Pferdes, das durch seine posierlichen Sprünge die Mädchen ergötzt, manchmal auch wohl

erschreckt. Es läßt sich von den Spinnerinnen füttern, und nachdem es genug Tollheiten getrieben hat, entpuppt es sich, um mit seinen Gefährten die Mädchen zum Tanz zu führen.

Am letzten Spinnabende, dem Aschermittwochstage, ist es Brauch, diese winterlichen Vergnügungen feierlich zu tödten. Die Spinte wird „erstochen.“ Zu diesem Besuche erscheint einer der lustigsten Burschen mit einem Spieß oder Degen bewaffnet, in deren Ermangelung auch eine Ofengabel nicht verschmäht wird, und durchsticht einen aufgeputzten Rocken. Mit diesem lustigen Rockenmorde schließen jedes Jahr die ländlichen Gesellschaftsabende der Wenden.

Wir haben gesehen, daß es um die Osterzeit bei den Deutschen der Lausitz Sitte ist von Hof zu Hof zu ziehen und geistliche Lieder oder Motetten mit Musikbegleitung zu singen. Auch bei den Wenden begegnen wir einer ähnlichen Sitte. Nur sind es hier nicht die angestellten Chorsänger der Gemeinde, sondern die Mitglieder der Spinngesellschaften, und zwar meistens bloß die jungen Mädchen jeden Ortes. Diese treten während der ganzen Fastenzeit zusammen und singen Abends geistliche Lieder. Wie in den Spinnstuben, richtet sich die Gesellschaft auch bei diesen Singübungen nach einer leitenden Vorsängerin. Am feierlichstem begeht man die heilige

Osternacht. Mit dem Glockenschlage zwölf verlassen sämmtliche Singgesellschaften ihre Versammlungsorte und wandeln singend durch das Dorf. Bei diesem „Umgange" ist es gebräuchlich, vor jedem Hause anzuhalten und die Zahl der zu singenden Lieder nach der Zahl der einzelnen Hausbewohner zu bemessen, worüber denn gewöhnlich die ganze Nacht vergeht. Ein zweiter von Gesang begleiteter Umzug beginnt nach beendigtem Nachmittagsgottesdienste. Zu diesem sammeln sich die Sängerinnen in höchstem Feiertagsstaate in der Kirche und eröffnen den Umgang durch einen auf dem Kirchhofe anzustimmenden Gesang. Mädchen fremder Orte, die keine eigene Kirche haben, pflegen singend durch die Felder zu wandeln, und mit dem Eintritt in ihr Dorf den gewöhnlichen Umgang zu halten.

Die wendischen Burschen, ungenügsamer als die Mädchen, schaffen sich lustigere Vergnügungen. Das beliebteste unter diesen sind die sogenannten „Wurstbrüderschaften." Ihr tolles, ausgelassenes Wesen treiben dieselben nur in der eigentlichen Fastnachtswoche. Hauptzweck dieser Brüderschaften ist, von Haus- und Hofbesitzern möglichst viele Geldgeschenke und andere Gaben, namentlich Butter, Eier, geräuchertes Fleisch ꝛc. zu erbetteln. Sie ziehen zu diesem Behufe in Maskenkleidern mit lärmender Musik durch die Dörfer, machen vor

jedem Hause Halt, treiben tolles Zeug und lassen die Musik dazu aufspielen. Mit Anbruch des Abends begiebt sich die Wurstbrüderschaft in den Krug oder Kretscham, läßt für das empfangene Geld Bier auftragen, tractirt mit den gesammelten Eßwaaren die sich einfindenden Mädchen und durchschwärmt tanzend die Nacht. Besonders lustig geht es zu am letzten Tage dieser Maskopei. Jeder Theilnehmer, Burschen wie Mädchen, erscheinen in festlichem Schmucke. Den Mädchen wird in besonders lebhafter Weise der Hof gemacht, wofür sie jedoch ebenfalls eine Gabe an Geld erlegen müssen, um für die zusammenkommende Summe recht lange jubeln und schwärmen zu können. Gewöhnlich ist man aber so freigebig, daß alle Gaben nicht ausreichen die Kosten zu decken, weßhalb am Ende des wendischen Carnevals die Wurstbrüder in ihre eigene Tasche greifen und das Fehlende ergänzen müssen.

II.

Auf deutsch-dänischem Boden.

II.

Auf deutsch-dänischem Boden.

1. Der Mövenpreis.

Vor langen, langen Jahren ging ein Wanderer des Nachts von Fahrdorf am südlichen Schleiufer nach dem uralten Haddebye. Es war heller Himmel und stilles Wetter, was eine Seltenheit ist an den Ufern der Schlei. Als er den Damm überschritten hatte, der zwischen beiden Orten durch die Schlei setzt, warf er zufällig einen Blick hinüber nach der Altstadt des lang gestreckten Schleswig, deren Dom in der Dämmerung der hellen Sommernacht deutlich zu erkennen war. Plötzlich bemerkte er auf dem breiten, stillen Wasserspiegel ein seltsames Glänzen und Flimmern. Als würden tief im Grunde tausend Lichter angezündet, so leuchtete es über den Wellen. Die sonderbare Helligkeit war genau an der Stelle, wo die Schleiinsel, der Mövenberg, als sanfter grüner Hügel sich aus den Gewässern erhebt. Daß auf diesem Berge vor vielen hundert Jahren einmal eine Burg gestanden habe, die ehemalige Residenz der Herzöge von Schleswig, das war dem Wanderer wohl bekannt; jetzt aber sah er den ganzen entzückenden

Wunderbau dieser Burg wieder emportauchen, so daß es ihm fast grauste. Den Blick unverwandt diesem wunderbaren Schauspiel zukehrend, schritt der nächtliche Wanderer fürbaß. Bald hörte er nicht mehr das Geräusch seiner Tritte, und als er zur Erde blickte, befand er sich zu seinem größten Erstaunen mitten auf dem glitzernden Strome. Die Wogen rollten dicht unter ihm fort, und doch ward ihm nicht einmal die Spitze des Fußes davon benetzt. Er mußte daher wohl annehmen, daß ganz besondere Mächte schützend die Hand über ihn hielten. Zwar klopfte ihm das Herz vor Bangigkeit, aber die Neugierde war doch noch stärker als die Furcht, und trieb ihn unaufhaltsam vorwärts. So erreichte er denn die Insel, die jetzt ein kolossaler Bau in alterthümlicher Pracht schmückte. Alle Fenster waren hell erleuchtet, besonders schön aber strahlte die weit offenstehende Pforte. Dahin wandte der Wanderer seine Schritte. Als er nun in den Schloßhof trat, sah er eine große gelbe Blume von seltener Schönheit in dessen Mitte blühen, aus deren Kelche die unbegreifliche Helligkeit zu strahlen schien. Der Duft dieser Blume war wo möglich noch verführerischer als ihr Glanz. Kecker und sicher geworden, streckte der Wanderer seine Hand danach aus und brach sie ab, dem Innern des Schlosses zuschreitend. Wie von Geisterhänden geöffnet, thaten sich alle Thüren vor ihm auf,

und eine Pracht, ein Reichthum zeigte sich, wie er ihn nie zuvor, selbst nicht in Träumen, geahnt hatte. Gold und Silber war in solchen Massen vorhanden, daß er der Versuchung nicht wiederstehen konnte, etwas von diesem Ueberflusse sich anzueignen. Er durfte es ungestraft thun. Als er sich nun die Taschen tüchtig gefüllt und nebenbei das Innere des Schlosses genau betrachtet hatte, das leider von Niemand bewohnt zu sein schien, trat er wieder den Rückweg an. Bei dem Aufnehmen der mancherlei Kostbarkeiten legte er die glänzende Wunderblume aus der Hand und ohne weiter auf sie zu achten, verließ er die geheimnißvollen Hallen. Eine Stimme, die er laut hinter sich die Worte rufen hörte: „Vergiß das Beste nicht!“ beschleunigte noch seine Schritte. Das Beste aber war die gelbe Blume, der Schlüssel zu den unermesslichen Schätzen der Jurisburg. Der glückliche Wanderer erreichte unbehindert seine Wohnung, sah sich auch andern Tages in Besitz bedeutender Reichthümer, die Burg aber stieg nie mehr vor seinem Augen auf, so oft ihn auch die Neugierde des Nachts an die Ufer der still dahinströmenden Schlei lockte.

So lautet die Sage von den verborgenen Schätzen des Königs Abel im Munde des Volkes. Abel war ein verworfener, wilder Mensch, ein Königs- und Brudermörder, der nach seinem Tode keine Ruhe in geweihter

Erde fand, und deshalb hinter dem Gottorper Teiche im Buchengehölz des Thiergartens begraben wurde. Dort sieht man noch heute sein vereinsamtes, von Jedermann geflohenes Grab, sein Geist aber geht um als Gespenst in dem ihm angewiesenen Reviere des Thiergartens und alljährlich in der Nacht, wo er seinen Bruder Erich erschlagen ließ, auf dem Mövenberge und an den Ufern der Schlei.

Von der Jurisburg, deren Existenz sich historisch nachweisen läßt, sieht man heutigen Tages nur noch wenige Mauerüberreste, und eine nicht unbeträchtliche Kellervertiefung. Die Habsucht der Menschen hat, der Sage vertrauend, mehrmals in diesem Keller nach Schätzen gegraben, ohne je etwas zu finden. Gegenwärtig denkt wohl Niemand mehr daran. Die Insel ist ein Aufenthalt und Brutort zahlloser Möven geworden und führt deshalb den Namen „Mövenberg."

Seit dem Untergange der romantischen Wunderwelt ist der Mövenberg eine ziemlich prosaische Insel geworden. König Abel's Schloß taucht nicht mehr auf aus den Fluthen, zwischen dem hohen Riedgras der Insel blüht keine Zauberblume, und der Ort selbst würde alles Interesse verlieren, hätte man ihn nicht zum Schauplatze eines ganz eigenthümlichen Volksfestes gemacht. Schon seit langer Zeit nämlich hegt man die vorerwähnten

Seevögel mit vieler Sorgfalt. Es besteht ein Gesetz, nach welchem Jeder, der während der Brütezeit den Mövenberg betritt, um Eier zu suchen, für jedes mitgenommene Ei in eine Strafe von mehreren Species verfällt. Nur ein Tag im Jahre ist die kleine Insel Jedermann zugänglich. Dies ist der Tag des allgemeinen Mövenschießens, an welchem auch der humanste und gutmüthigste Schleswiger zum blutdürstigen Jäger wird, und mit wahrer Berserkerwuth hunderte und aberhunderte von Möven hinschlachten sehen, ja selbst mit dabei helfen kann.

Diese allgemeine Hinopferung der armen Thiere findet gewöhnlich am 12. Juli, auch einen Tag früher oder später Statt, und wird acht Tage zuvor öffentlich bekannt gemacht. Der Schleswiger freut sich das ganze Jahr darauf, und wer nur immer ein Gewehr besitzt oder sich ein solches verschaffen kann, der putzt es zu diesem Freudentage und schafft sich hinreichende Munition an. Zum „Möven-Preis," wie man beliebter Kürze wegen in schleswig'schem Hochdeutsch die Preisgebung der Möven nennt, wird alle Welt in der Schleistadt beweglich. Wer nicht mit Jagd macht auf die schuldlosen Thiere, der will doch den Spektakel mit ansehen, und wirklich, es ist ein Spektakel, des Ansehens werth.

Schon am frühen Morgen hört man überall Schüsse fallen, denn Mövenjäger probiren ihre Gewehre. Der Angriff auf die Insel erfolgt Schlag zwölf Uhr Mittags, und wird durch drei Signalschüsse des Flurschützen, der den Berg bewacht, angezeigt. Zwei bis drei Stunden zuvor belebt sich die Schlei mit Kähnen und Barken aller Art. Segel= und Ruderboote durchschneiden die Wellen und blockiren die Insel. Mancher Kahn ist so dicht mit Jägern besetzt, daß er die Last kaum zu tragen vermag. Bisweilen kommt es auch vor, daß eine oder die andere Barke Wasser schöpft und ihren Inhalt in die Schlei selbst absetzt, was bei der Seichtigkeit des Meerstromes nahe dem Mövenberge ziemlich gefahrlos ist und daher nur Gelächter erregt. Gegen Mittag umgeben hunderte von Kähnen die Insel von allen Seiten. Jeder Jäger hält sich bereit, nach dem dritten Signalschusse an's Land zu gehen, um einer der Ersten unter den Stürmenden zu sein. Ehe noch dies sehnlichst erwartete Zeichen erfolgt, werden die aufgestörten Möven unruhig. Klagend steigen sie hoch auf in die Luft und schweben als bewegliche, silbern schimmernde Wolke über der Insel. Die kaum flügge gewordenen Jungen mühen sich vergebens ab, ihren rufenden Müttern in die obern Regionen zu folgen. Aengstlich rufend fallen sie wieder zurück in die bergenden Nester oder lassen sich außerhalb

des Kreises der Boote auf dem Wasser nieder, wo sie dann in breiten Geschwadern dem Lande zurudern.

Endlich knallen die Signalschüsse des Wächters, und mit tausendstimmigem Hurrah werfen sich die Jäger aus allen Fahrzeugen in's Schilf, erklimmen die Ufer und erstürmen den Mövenberg. Vom Ufer des Festlandes aus gesehen, wo sich Tausende von Zuschauern einfinden, gewährt dieser Anlauf einen prächtigen Anblick. Leider ist er nicht ohne Gefahr und verläuft selten ohne Unglücksfall. Da nämlich die Mövenjäger von allen Seiten zugleich vordringen, Jeder der Erste am Platze sein will und Alle zugleich ihre Gewehre in die niedrig ziehende Wolke der jungen Möven abfeuern, so beobachten nur Wenige die nöthige Vorsicht im Eifer des ersten Angriffes, was denn gewöhnlich mehrere Verwundungen zur Folge hat. In einem Augenblicke wimmelt der ganze Berg von Tausenden. Jeder beeilt sich entweder junge, noch nicht vollkommen flügge gewordene Möven zu „greifen," die Manche als Delicatesse verspeisen, oder einen der aufgeflogenen Vögel durch einen glücklich gezielten Schuß zu erlegen. Gleichzeitig beginnt die freie Jagd auf die schwärmenden Vögel, nicht allein von der Insel aus, sondern auch von den Ufern des Schleistromes, welche dicht mit Jägern besetzt sind, und aus den zahlreichen Barken, die mit raschen Ruderschlägen die Schlei nach allen Richtungen befahren.

Schonungslos schießt Jung und Alt auf die flüchtenden Thiere. Weder Luft noch Wasser schützt die Geächteten vor den Verfolgungen der Jäger. Hageldicht fallen die Schroote nieder in die heransegelnden Nachen und neben denselben, und wenn mit ihnen zugleich eine zum Tode getroffene Möve wie eine silberne Flamme herabsinkt in's Wasser, so jubelt das mordlustig gewordene Publikum freudetrunken mit und jagt der auf den Wellen forttreibenden Leiche nach. Bei der Menge Schützen, von denen gewöhnlich mehrere, oft zehn, zwölf, funfzehn, auf eine in den Schuß kommende Möve fallen, ist der glückliche Schütze nicht immer zu ermitteln. Ueber manches vorzüglich schöne Thier gerathen verschiedene Jäger in Streit. Da keiner nachgibt, muß zuletzt die Faust entscheiden. Man pufft und schlägt sich unter dem Hurrah der Uebrigen, die inzwischen frisch darauf los über die Ringenden hinweg nach andern Möven schießen, und gewöhlich endet der Kampf um den während des Zankes übel zerzaußten Vogel mit dem Sturze des Einen oder Andern in das schlammige Wasser.

Gegen Abend, wenn die jungen Thiere längst theils lebendig, theils todt eine Beute der räuberischen Jäger geworden sind, von denen die glücklichsten Schützen sich dermaßen damit behängen, daß sie Papageno gleichen, schwimmen neue Boote über den Strom, diesmal großen-

theils mit der schönen Welt Schleswigs besetzt. Die Damen der Schleistadt besuchen erst Abends den Mövenberg, um sich das Schlachtfeld anzusehen und nebenbei die besten Schützen zu bewundern. Um diese Zeit kehren auch die anfangs durch das viele Schießen verscheuchten alten Möven zurück, um ihre Brut zu atzen. Klagend umirren sie den Berg, erst hoch in goldig schimmernder Abendluft, dann langsam kreisend immer tiefer abwärts schwebend. Die Schützen feiern, um die unglücklichen Thiere sicher zu machen, und locken dadurch noch viele der erst entflohenen in Tod und Verderben.

Mit Anbruch der Nacht vereinsamt der Berg mehr und mehr, nur die leidenschaftlichsten Jäger bleiben in ihren Booten, durch hohes Schilf verborgen, auf der Lauer, um das Grauen des Morgens zu erwarten und noch einige Nachzügler zu erbeuten.

Dies ist das einzige den Schleswigern eigenthümliche Volksfest, an welchem Stadt und Landbewohner gleich lebhaft sich betheiligen, und das selbst aus entfernteren Gegenden viele Neugierige herbeilockt. Merkwürdig ist, daß nach dem Mövenschießen die unfruchtbare Insel in der Schlei sofort gänzlich verödet. Zwar kreisen vereinzelte Möven noch wenige Tage um den Berg, keine aber läßt sich auf dem zerstampften, blutigen Gestade nieder. Erst im Frühjahr kehren sie zurück, um, des

traurigen Schicksals, das ihrer im Sommer harrt, nicht achtend, abermals im frisch aufgesproßten Grase Eier zu legen und zu brüten. Die Anhänglichkeit des Menschen an seine Scholle scheint sich auch diesen Seevögeln mitgetheilt zu haben, die eine regelmäßig wiederkehrende Verfolgung wohl zeitweise verscheuchen, nicht aber für immer vertreiben kann.

---

2. Die Geest. Husum und die Deiche der Westküste.

Verläßt man die große Heerstraße an der romantischen Ostküste Schleswigs, um das Innere des Landes zu bereisen, so kommt man überall auf Wege, die bei schlechtem Wetter kaum zu passiren sind. Auf den Landkarten sind diese Nebenwege freilich als Poststraßen bezeichnet, in der Wirklichkeit aber gleichen sie breiten, ausgefahrenen Sandbetten, die weder festen Grund noch bestimmte Begrenzung haben.

Auf einem dieser Urweltpfade ließ ich mich eines hellen Sommertages im Jahre 1849 von drei lahmen Rosi-

nanten westwärts ziehen in einem Fuhrwerke, das weit mehr Aehnlichkeit mit einem baufällig gewordenen Frachtwagen als mit einer Kutsche hatte. Drei Anwohnerinnen der Westküste, leider keine nahen Verwandten der schaumgeborenen Göttin, waren meine Begleiter. Den noch übrigen Raum unseres Gefährs nahmen Kisten, Schachteln, Butter- und Branntweinfässer, und verschiedene Säcke getrocknetes Seegras ein, so daß wir über Mangel ambrosischer Düfte nicht Klage führen durften.

Unser Ziel war die alte Stadt Husum. Mich zog weniger die Stadt als das Meer nach diesem südlichsten Punkte des alten Friesenlandes, wohin sich damals noch selten der Fuß eines Reisenden verirrte.

Da unser Fuhrmann viele Chargen in sich vereinigte, indem er Spediteur, Personenbeförderer, Post-, Brief- und Zeitungsbote war, so bewegten wir uns in dem fußtiefen Sande nur sehr langsam fort. Jeder Krug, jeder seitwärts liegende Hof, jeder kleinste Ort war ein Ruhepunkt. Hier wurden Briefe, da Zeitungen und Wochenblätter abgegeben, und mit Willfährigkeit neue Bestellungen angenommen. Mädchen und Frauen harrten gewöhnlich schon von ferne auf den langsam heranrollenden Wagen. Kinder hoben ihre blonden Köpfchen neugierig über die Knicke, um auch dabei zu sein, wenn der allbekannte Bote Neuigkeiten mitzutheilen habe.

Ueberall zeigten sich erwartungsvolle Gesichter, von denen sich manches mit getäuschten Mienen zurückzog.

Je mehr wir uns dem hohen Rücken der Geest näherten, desto schlechter ward der Weg. In drückend schwüler Sonnengluth flog der feine Sandstaub auf und erfüllte so ganz unsern Wagen, daß der Rosslenker dem Wolkenversammler Zeus glich. Dabei links und rechts Aussicht auf endlose braune Haideflächen, finstere Torfmoore und vereinzelte stehende Gewässer. Außer den Knicken zu beiden Seiten der Straße kein Baum, kein Strauch. Nur bei Treya, einem hübschen Orte an der Treene, bildet das Land mitten in trauriger Geest-Einöde eine liebliche grüne Oase mit fetten Wiesengründen und reichen Buchengehölzen. Weiter westlich verliert das Land allen Charakter. Es ist trostlos flach, öde, dürr. Sähe man nicht da und dort eine Windmühle ihre Flügel regen, eine Thurmspitze über die Haide emporragen, oder ein Haus vereinzelt in steinerer Umwallung liegen, so würde man in völlig unbewohnter Gegend zu sein glauben.

Bei Schwesing dem letzten Kirchdorfe vor Husum, zeigt sich wieder mehr landschaftliches Leben. Man sieht abermals wogende Saaten, grüne Koppeln und hie und da einige Bäume. Auf der Höhe hinter dem Dorfe blinkte die Nordsee auf, im Sonnenlicht funkelnd wie ein unermesslicher Strom geschmolzenen Silbers. Von

den Inseln war nichts zu sehen. Husum selbst versteckt sich hinter einen grünen Baumwall, der es recht freundlich umschattet.

Wie fast alle Städte Schleswigs ist auch Husum weitläufig und für den Verkehr höchst unbequem gebaut. Seine beiden Hauptstraßen, Norder- und Süderstraße, mögen leicht über eine Viertelstunde lang sein. Bei florirender Schifffahrt nährt sich der Ort gut und ist ziemlich lebhaft.

Von allen Städten Schleswigs, die ich sah, macht diese Hafenstadt an der Hever-Aue den Eindruck der ältesten im ganzen Lande. Nirgends sah ich so viele wunderlich gegiebelte und verwitterte Häuser, die zusammen ein ganz merkwürdiges Bild geben, so gefährlich sie auch mitunter aussehen. Entweder nämlich hängen sie mit ihren sehr hohen gezackten Giebeln über auf die Straße, oder sie beugen sich rückwärts, als wollten sie die alt werdenden Steinglieder ausrecken und versuchen, ob sie wohl auch noch einige Zeit zusammenhalten werden. Auf allen Schornsteinen nistet der Storch, der sich hier ganz besonders wohl zu befinden scheint. In goldenem Abendsonnenschein, der den ganzen uralten Ort mit einer Glorie umgab, bot Husum das eigenthümlichste Schauspiel, indem auf dem Giebel fast eines jeden

Hauses einer dieser gravitätischen Vögel stand und sich klappernd mit seinem Nachbar unterhielt.

Husum liegt ungefähr eine gute halbe Stunde vom Meere entfernt, gegen den Andrang der Spring- und Sturmfluthen geschützt durch einen ungeheuern Deich. Dennoch steigt das Wasser bei anhaltenden Nordweststürmen bisweilen so hoch, daß es in der Stadt bis zum Markte vordringt. Bei ruhigem Wetter sollte man diesem sanft scheinenden Meere solche Zerstörungskraft gar nicht zutrauen, zumal, wenn man bedenkt, daß nur zur Fluthzeit die Wogen bis in's Land hereindringen, während die Ebbe den Grund des Meeres meilenweit beinahe trocken legt.

Von der Construction eines Seedeiches können sich Bewohner des Binnenlandes schwer einen Begriff machen. Sie ist äußerst complicirt und kostet unglaubliche Arbeit. Zunächst dem Meere oder vielmehr noch innerhalb des Bereiches der Fluth sucht man die Gewalt der Brandung durch eingerammte Reisigbündel zu brechen, eine Art Pallisaden, die sich schräg gegen den sanft ansteigenden Deich hinaufziehen. Hinter dieser Reisig-Verrammelung ist der Deich bis hinauf zum breiten Rücken dicht mit fest gepflöcktem Strohgeflecht bestrickt, über welches die steigenden Wellen brausend fortrollen, ohne dem eigentlichen Erdwalle, dessen Inneres aus halben mit Erde

überschütteten Waldungen besteht, Schaden zuzufügen. Nur wenn irgendwo an einer Stelle das Strohgeflecht losgespült wird und die See sich einwühlen kann in das unbeschützte Erdreich, dann frißt die Woge rasch um sich und kann bei lang anhaltendem Sturme dem ganzen Deiche leicht gefährlich werden. Hinter solchen Deichen liegen die schönsten Wiesen, auf denen Tausende von breitgestirnten Stieren und buntgefleckten milchgebenden Kühen in tiefstem Frieden weiden.

Kleinere Deiche von ähnlicher Construction hat man in das seichte Bett der Hever-Aue hineingebaut, um bei steigender Fluth die Wassermenge mehr nach dem schmalen Canale hinzuleiten, durch welchen allein die Küstenfahrer bis in den Hafen von Husum gelangen können.

Ein nach Föhr zurückkehrender Schiffer überließ mir für ein mäßiges Fahrgeld die Hälfte seiner Kajüte, und Abends bei Sonnenuntergang trieben wir langsam mit dem Ebbestrom die trübe Hever-Aue hinab, dem grauen unheimlich rollenden Meere zu.

---

3. Eine Nacht auf den Watten.

Nach 10 Uhr rollte der Anker des Ewers „Emanuel“ auf der Höhe von Pohnshallig in die Tiefe. Der Horizont war klar, der Wind flau Nordwest, ein bequemer Fahrwind für ein Segelschiff nach den West-see-Inseln. Als der Ewer festlag im tiefen Heverstrome, der dreifach getheilt durch die Trümmerwelt der nordfriesischen Inseln wogt und zu den gefährlichsten Küstengewässern gehört, krochen Schiffsherr und Steuermann in ihre Cojen, und empfahlen mir, ein Gleiches zu thun. Allein der allzu enge Raum der kleinen Kajüte, die schwehlende Thranlampe, die einen unangenehmen Dunst in dem verschlossenen Raume verbreitete, und das klatschende Anschlagen der Wellen an Schiff und Boot ließen mich nur kurze Zeit ruhen. Ich stieß die niedrige Cajütenthür auf und haspelte mich die schmale Treppe auf's Deck hinaus. Ein wunderbarer, ebenso anziehender als unheimlicher Anblick überraschte mich.

Es war eben Mitternacht. Ich hörte deutlich die Thurmschelle in Husum die letzte Stunde des Tages

schlagen. Weißlich-gelb durch dünnen Nebelflor schimmerte das letzte Mondviertel und schaukelte sein Spiegelbild auf den düstern Fluthen. Die mehr und mehr zunehmende Ebbe legte mit jedem Augenblicke mehr überfluthetes Land blos, bis endlich früh in der zweiten Stunde der ganze Leichnam dieser in den wilden Sturmfluthen der Nordsee untergegangenen Welt auf kurze Zeit wieder sichtbar ward. Nichts kann wohl melancholischer sein, als diese unermesslichen Watten des Nordmeeres bei dämmerndem Mondscheine. Grau, oft kohlschwarz, dann wieder matt glitzernd in falbem Zwielicht, häufig durchschnitten durch bald engere, bald weitere Rinnen, aus denen die Wasser in den großen Wattstrom absickern, bieten sie ein Bild steter Vernichtung, ewiger Verwesung dar. Jede Fluth bröckelt mehr Erde los von den noch übrig gebliebenen Trümmern dieser Inselwelt, zermalmt und zerreibt sie in schlammige Atome, und bereitet daraus jene ungeheuern Schlickmassen, die von den Wogen dem Festlande zugetrieben werden, sich daselbst ansetzen und immer neue Vorlande bilden. Diese Vorlande deicht der Küstenbewohner mit unsäglicher Mühe und unglaublichen Kosten ein, um Acker und Wiesenland zu gewinnen. So entstehen jene fruchtbaren Kooge, von denen die Westküsten Holsteins und Schleswigs bis nahe an die Grenzen Jütlands gleichsam

umgürtet sind. Sie bilden das fetteste Weideland der Marschen, enthalten den schwersten Kleiboden, in welchem der Weizenhalm die Stärke eines dünnen Stöckchens erhält und die Rapsstaude in einen Stamm sich verwandelt, den nicht die Sense, sondern nur eine beilartige Sichel zu fällen vermag. Und so spendet denn die zerstörende Fluth auf der einen Seite unermessliche Schätze, während sie auf der andern Seite immer nur vernichtet, gleich einem heißhungrigen Ungethüm stets nur raubt, zerreißt und verschlingt. Das Festland lebt von dem Mark und Blut der Inseln, die dereinst wahrscheinlich gänzlich verschwinden und dann nur noch in der Geschichte als eine ehemals dagewesene Welt fortleben werden.

Diese Wattenwelt zu beobachten, ist von großem Interesse, denn auch in ihr regt sich fort und fort ein eigenthümliches Leben. Und diese täglich zweimal von der salzigen Meerfluth überströmte Erdfläche ist nicht von geringem Umfange; denn sie beträgt in ihrer ganzen Ausdehnung, wenn man die nordfriesischen und holsteinischen Watten zusammennimmt, und noch die sandigen „Gründe“ an der Westküste der Inseln hinzurechnet, gegen 70 Quadrat-Meilen. In dieser Sand- und Schlickwüste leben noch jetzt Tausende von Menschen, in

steter Gefahr, von der wüthenden See unerwartet wie Tausende vor ihnen verschlungen zu werden.

Sobald sich die Fluth verläuft, erheben sich die Watten gleich düsteren Moorwiesen, und bringen eine Menge Muscheln, Seethiere, Tang- und Grasarten, wohl auch Kostbarkeiten zum Vorscheine, die von früheren Schiffbrüchen herrühren. Aber auch bei tiefster Ebbe sind die Watten nicht immer und auf allen Punkten zugänglich. Die Fluth zerreißt sie in zahllose unter dem Hochwasser verborgene Eilande, die wieder von kleineren Bächen, Strömen und Untiefen umspült werden. Diese, je nach ihrer Größe und Beschaffenheit „Tiefen," „Priele" oder „Leien" genannt, erhalten die Verbindung der Watten mit dem Meere.

Die hohen entwässerten Wattenfelder, die gefährlichen Stege der Wattenläufer, d. h. derjenigen verwegenen Menschen, die während der Ebbe von Hallig zu Hallig über den Schlick gehen und Botendienst verrichten, haben ganz das Ansehen breiter, etwas gewölbter Beete, von flachen Furchen umsäumt, deren feuchte Rillen sich am Ende einer längeren oder kürzeren Reihe solcher Schlickbeete in einen „Priel" vereinigen.

Gegen zwei Uhr, wo die Abend- und Nachtdämmerung in rosigen Morgenschimmer überging, machte sich in dem nach und nach still gewordenen Heverstrome eine lebhafte

Bewegung bemerkbar. Die grauen Wogen rollten rückwärts und spritzten hochauf an den Wattenwänden. Von Nordstrand herüber, dessen Häuser in weiter Ausdehnung auf dem Wasser zu schwimmen schienen, war ein eigenthümliches Geräusch zu hören, das ganz dem dumpfen Brausen eines fernen Hagelschlages glich, nur daß es viel stärker war und mit jeder Minute an Heftigkeit zunahm. Dies war der Athemzug des aus dem Ebbeschlummer erwachenden Meeres. Die Fluth wälzte die unermessliche Wasserwoge der Nordsee wieder gegen das Festland. Zugleich, wie dies gewöhnlich geschieht, sprang ein lebhafter Wind auf, der Anker wurde gelichtet, die Segel gespannt, und rasch flogen wir mit anschwellender Fluth eine kurze Zeit an dem flachen Strande der langen Pohnshallig der Nordküste Nordstrands zu.

Das Steigen des Wassers, das immer gewaltiger werdende Aufbrausen der Wogen, das Springen der Wellen über die Wattenfelder, bald in einzelnen dünnen Schaumstreifen, bald in breiten vollen, zischenden Strömen, welch' ein Schauspiel voll eigenthümlichen Lebens! Anfangs bemerkte man die Wirkungen der Fluth auf die Watten nur wenig, sowie aber die ersten Wellen mit wolligen Pudelköpfen an dem thongrauen Schlick emporhüpften, wurden in wenigen Augenblicken viele Meilen Landes von allen Seiten überfluthet. Als

hüpften Millionen weißer Lämmer über den Meeresgrund, so rollten die schäumenden Wogen darüber hin, Alles bedeckend, Alles verschlingend. Diese unglaubliche Schnelligkeit der Fluth, wenn sie erst eine gewisse Höhe erreicht hat, ist für den verspäteten Wattenläufer der sichere Untergang. Wohin er sich auch wendet, er kann dem wilden Andrange der Wogen nicht widerstehen. Selbst wenn die Höhe des Wassers an sich nicht gefährlich wäre, würde doch das Wogen und Wallen der großen Wasserfläche seine Kräfte bald erschöpfen. Dazu kommt, daß häufig mit Eintritt der Fluth, namentlich früh und spät am Tage, neblige Dünste über dem Meere aufsteigen. Diese folgen stets der Richtung des Fluthstromes und bedecken breite Strecken der See mit undurchdringlichen Schleiern. Wer in solche Meernebel geräth, ist gewöhnlich auf Schlickwatten ein Mann des Todes. Selbst der Besitz eines Compasses rettet nicht immer, da der Verirrte den einmal verlorenen Pfad nicht so leicht wieder findet, und ein Abweichen von demselben eben so gefahrvoll ist, wie ein Irregehen auf den Eisfeldern der Gletscher.

Mit Sonnenaufgang schlug der Wind um, die Meernebel zerstreuten sich und von goldenem Frühlicht übergossen zeigten sich am Horizont die nächst gelegene Hallige „Südfall,“ „Nordstrandischmoor“ und „Hamburger

Hallig," nebst der großen eingedeichten Insel Pellworm, mit ihrer weithin sichtbaren, braunrothen Kirchen-Ruine, die für Küstenfahrer ein sicherer Fanal ist.

Bisher hatten wir kreuzen müssen, um den Wind gleichsam zu umgehen, jetzt aber bekamen wir den frischesten Segelwind nach Norden, und nun glitt der leicht gebaute „Emanuel" mit Sturmeseile über die hoch aufspritzenden Wogen. Die Segel wurden fester gespannt, da wir nicht mehr umzulegen brauchten, und da inzwischen der zehrende Hauch des Meeres unsern Appetit geschärft hatte, so erhoben wir alsbald, gleich Odysseus und seinen Gefährten, die Hände „zum lecker bereiteten Mahle."

---

4. Fahrt durch die Hallige.

„Föhr in Sicht!" rief der Gehilfe des Ewerführers, der am Steuer stand, und störte dadurch meinen Schiffer in seinem Frühstücksbehagen. Es litt den Friesen keine Minute länger in der Cajüte. Das Fernrohr ergreifend, sprang er eiligst auf's Deck, um zu sehen, ob sein Untergebener auch Recht habe.

Nach langen Ausschauen, während der „Emanuel“ die grünen Wogen pfeilschnell durchschnitt, setzte der Föhringer den Tubus wieder ab und sagte trocken: „Ist recht. Ich sehe die Raaen des Grönlandsfahrers und das Briggschiff, das nach England will.“ „Wußte es, ohne die Giek zu brauchen,“ versetzte der Mann am Steuer, lächelte still vor sich hin, und hielt geraden Cours auf Nordstrandischmoor, das mit seinen einzelnen Häusern langsam aus der Meerfluth auftauchte.

Von den Halligen, diesen merkwürdigen und in ihrer Art wohl ganz einzigen Eilanden der Nordsee wußte man früher in Deutschland nichts. Selbst der Name mag nur Einzelnen bekannt gewesen sein. Dem verstorbenen Biernatzki, welcher auf einer dieser verlorenen Erdbrocken als Pfarrer lebte und wirkte, bleibt das Verdienst, durch sein werthvolles Buch „Die Hallige“ zuerst auf dieselben aufmerksam gemacht und den Blick auch der Fest- und Binnenlandssöhne darauf hingelenkt zu haben.

Inseln kann man die Hallige nicht eigentlich nennen, es sind bald große, bald kleine, mehr oder weniger fruchtbare Grasflächen, die nur ein paar Fuß über den Spiegel des Meeres hervorragen. An ihren Lehm- und Sandboden leckt und nagt unablässig die gefräßige Fluth, und kein Hochwasser vergeht wohl, ohne daß es

diesen letzten Ueberbleibseln einer ehedem reich bevölkerten Welt irgendwo ein Stück abrisse und so dieselbe mehr und mehr dem Untergange entgegenführte.

Die Hallige sind bis auf einige wenige bewohnt. Auf der größten, Langeneſſ, gibt es sogar zwei Kirchspiele. Die kleineren und schwächer bevölkerten haben nur Schulen, und ihre Bewohner müssen, wollen sie einem Gottesdienste beiwohnen, weite Wege zu Schiff oder zu Fuß über die todbrohenden unheimlichen Watten machen. Bei Spring- und Sturmfluthen, namentlich im Spätherbst und Winter, braus't die See gewöhnlich über die ganz schutzlosen Erdflächen dahin. Kein Baum, kein noch so kleiner Strauch, nicht einmal üppiger Graswuchs schmückt ihre öden Marken. Der mit Seesalz stark geschwängerte Boden läßt nur kurzes Futter karg gedeihen, das sich für Schaafweide besser eignet als zu Futter für Pferde und Hornvieh. Auf diesen Halligen gibt es kein genießbares Trinkwasser, was die Einwohner nöthigt, ihren Bedarf an süßem Wasser theils durch Auffangen des Regens zu beschaffen, theils vom Festlande herüber zu holen. Mit welchen Drangsalen mögen diese Insulaner zu kämpfen haben, wenn die Fluthen höher als gewöhnlich steigen, wenn dichte, festliegende Nebel allen Verkehr unmöglich machen, wenn die Winterstürme tagelang die brüllenden Wogen peitschen und

Alles nicht fest in die Erde Gewurzelte erbarmungslos in die zischende Wasserwüste fortfegen!

Dennoch lieben die Halligbewohner ihre melancholischen Eilande, und schon Manchen, der auf dem Continent ein glückliches Leben führen konnte, trieb das Heimweh wieder zurück auf den baumlosen Strand seiner zerbrökkelnden Insel.

Der Haupt-Nahrungszweig der Halligmänner ist neben dem Fischfang etwas Viehzucht. Hornvieh und besonders Schaafe werden auf allen Halligen in bedeutender Menge gehalten. Bei klarem Wetter sieht der ansegelnde Seefahrer lange zuvor, ehe der flache Inselrand auftaucht, die Heerden dieser weidenden Thiere und die gewaltigen Heuschober, die um festgerammte Stangen aufgegipfelt sind — ein Anblick, der überaus seltsam ist und der, sähen wir nicht die Häuser dazwischen, uns glauben machen könnte, es treibe eine fortgeschwemmte Heerde rettungslos auf dem Meere. Hört man dazu noch das immerwährende ängstlich klingende Blöcken der Schaafe, das dumpfe Gebrüll der Kühe, das Schreien zahlloser Möven, die in silbernen Geschwadern um ihre Nester kreisen, so gewinnt eine solche Vermuthung noch um Vieles an Wahrscheinlichkeit.

Den allersonderbarsten Anblick aber gewähren die Häuser der Hallige. Sie bilden, von ferne gesehen,

die wunderlichsten Gestalten und Gruppen, und sind, je nach Richtung und Lage des segelnden Schiffes, immerwährender Wandelung unterworfen. Von Süd gen Nord betrachtet haben sie größtentheils die Gestalt vereinzelt stehender Felsen mit breiten Abdachungen. Sie erscheinen um so höher und großartiger, weil ihnen aller Hintergrund fehlt. So ähneln z. B. einige Häuser auf Nordstrandischmoor frappant den charakteristischen Sandsteinbildungen des Königs- und Liliensteines in der sächsischen Schweiz. Später nehmen sie konische Formen an, und die nördlichste Ansicht gibt ihnen die Gestalt kolossaler Bienenkörbe, einigen aber auch Aehnlichkeit mit Kirgisenhütten. Die Hallige Oland, mit einer Reihe einander ziemlich nahe stehender Häuser besetzt, zeigte sich einige Augenblicke als gewaltige Gebirgskette, die sich nach und nach so zackig, schroff und eng gegipfelt zusammenschob, daß man versucht werden konnte zu glauben, irgend ein Zauberer habe hier eine Sierra Spaniens in die Untiefen der Nordsee versetzt.

Die eigenthümliche Bauart der Häuser, auf diesen flachen Erdstrecken eine Nothwendigkeit, verursacht solche Täuschungen und macht eine Fahrt durch die Inselwelt der Hallige zu einem interessanten Stück Leben. Um nämlich die Wohnungen gegen Sturm und Fluth zu sichern und ihre Insassen nicht täglich der Gefahr aus-

zusetzen, von den salzigen Wogen verschlungen zu werden, werfen die Söhne der Hallige einen hohen Erddamm auf, den sie mittelst Pfahlwerkes gleichsam an das dünne Erdbrett festnageln, welches die Hallig bildet. Auf dem Gipfel dieser zum Theil umfangreichen Erdwälle erbauen sie Haus und Stallung in einer Weise, die man ebenfalls ein Annageln auf künstlich gebildeter Scholle nennen könnte. Nur so ist es möglich, bei hoch gehenden Fluthen Haus und Viehstand zu retten, obschon auch hierbei die schlaueste Berechnung doch schon Hunderte betrogen und in der Tiefe des Meeres begraben hat. Da nämlich keine Hallig mit Deichen eingefaßt ist und wegen ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit auch nicht durch solche Abdämmung gegen die Sturmwuth der See geschützt werden kann, so unterwühlen die Wetter nicht selten in einer einzigen Fluth das lockere Erdreich des Warfthügels so tief, daß der ganze künstliche Menschenbau zusammenstürzt und binnen wenigen Augenblicken ein Raub der gierigen Wogen wird.

Jedes Haus der Hallig steht vereinzelt auf solchem Erdwalle, wahrscheinlich um die Gewalt der Fluthen zu brechen, die an zusammenhängenden Dämmen weniger Widerstand finden würden. Schlagen nun bei heftigen Sturmfluthen die Meereswogen über dem flachen Grundlande der Hallig zusammen, so stehen die einzelnen

Häuser derselben wie eben so viele Inseln im Gischt der Brandung.

Als wir die Höhe von Gröde, Habel und Apelland erreicht hatten, eine Halliggruppe, die nur durch schmale Meerströme getrennt ist, bekamen wir Föhr schon näher in Sicht, so daß wir jetzt deutlicher die großen an der Küste vor Anker liegenden Schiffe erkennen konnten.

Bisher waren wir ungeachtet der frischen Briese doch nicht allzu rasch vorwärts gekommen, weil der Föhringer meistentheils schräg gegen den Wind segeln mußte. Jetzt aber, wo das Fahrwasser sich anders gestaltete, konnte er dem Ewer eine andere Wendung geben, und nun glitten wir mit Mövenschnelle über die smaragdgrün schimmernden Wellen. Die gefahrvolle Untiefe bei Oland ward glücklich noch bei vollem Hochwasser passirt und nunmehr in gerader Richtung auf die große Frieseninsel zugesteuert. Hinter uns in blendend hellem Sonnenschein lag die ganze so wunderbar gestaltete Welt der Hallige, deren Häuserfesten nochmals abenteuerliche Formen annahmen und die pittoreskeste Scenerie auf dem blaugrünen Meeresspiegel darboten.

5. Föhr und die Föhringer.

Nordstrand und Pellworm sind eingedeichte Marschländer, in Kooge geschieden, wie die Marschen des Festlandes. Ihr Anblick bietet dem Auge keinerlei Reiz. Kunst- und Schönheitssinn findet hier nirgend Befriedigung. Fette Wiesen, schwer wogende Saaten, wohlgenährte Heerden — das ist Alles, was sich auf diesen Inseln bewundern läßt. Es ist eine fette Monotonie, die auf die Dauer noch mehr Langeweile erzeugt, als die magere Eintönigkeit endloser Moor- und Haidestrecken. Das einzige Erfreuliche ist der große Wohlstand ihrer Bewohner, die denn auch in Stämmigkeit, in körperlicher Kraft und Fülle mit den Söhnen der Marsch wetteifern können.

Auch Föhr, die größte und bevölkertste aller nordfriesischen Inseln ist kein romantisches Land. Sie besitzt weder Berge noch Wälder, weder Seen noch Flüsse, ja ich glaube nicht einmal, daß man einen wirklich ansehnlichen Stein auf ihr findet. Dennoch kann man sie

anziehend nennen, und diese Anziehungskraft liegt in ihrer altfriesischen Bevölkerung.

Die Insel zerfällt in eine östliche und westliche Hälfte, von welcher jene Osterland=Föhr, diese Westerland=Föhr heißt. Die östliche Hälfte gehört zum Herzogthume Schleswig, die westliche zum Amte Ripen, mithin zu dem eigentlichen Dänemark. Hier sollen auch eine Menge eingewanderter Jüten angesessen sein.

Hauptort der Insel ist Wyck auf Osterland = Föhr, unmittelbar am Küstenrande gelegen. Flüchtlinge von Nordstrand, die aus dem furchtbaren Untergange dieser großen Insel am 11. October 1634 sich gerettet hatten, gründeten den Ort, der gegenwärtig zu einem freundlichen Flecken sich ausgeweitet hat, und einen kleinen, aber sichern Hafen für Küstenfahrzeuge besitzt.

Die Häuser Wyck's sind klein, meistens einstöckig, mit bunter, gewöhnlich grünen Thüren und Fensterrahmen, wie man dies überall findet, wo ursprünglich friesische Bevölkerung seßhaft ist, spiegelblank und überaus sauber. Viel Einladendes hat die, überhaupt durch ganz Nordalbingien verbreitete Sitte, alle Fenster mit möglichst vielen und schönen Blumen zu verzieren. Ohne solche duftende Kinder Flora's in zierlichen Steingut = oder Porzellan = Töpfen, und ohne frisch gewundene Kränze,

ruhend auf Porzellanschaalen, findet man in Wyck selten ein Zimmer. Wunderlich gegen diese lieblich-zarte Gewohnheit, die so überaus reinlich aussieht, sticht häufig das Aeußere der Häuser ab, die man von unten bis oben, sowohl Steinwand wie Bretterverschlag, mit kohlschwarzem Steinkohlen-Theer anstreicht, um sie gegen die Einwirkungen des Wetters besser zu schützen.

Vor den meisten Häusern rauschen wohlgepflegte Linden oder Kastanien, um deren Stämme nicht selten das Geisblatt sein süß duftendes Blüthenhörnchen rankt. Alleen laufen längs dem Strande fort, haben aber ein etwas dürftiges Ansehen. Der scharfe Seewind ist dem Baumwuchse nicht günstig.

Im Schleswig'schen sind die Dörfer anders gebaut wie im größten Theile Mittel- und Süddeutschlands, auf Föhr dagegen begegnet uns eine ähnliche Bauart. Dorf reiht sich hier an Dorf in langer Ausdehnung, und diese Föhringer Dörfer, beschattet von den schönsten Frucht- und Nutzbäumen, umhegt von hohen Steindämmen, hinter denen gut gehaltene Gärten liegen, sind eine wahre Zierde der Insel, und geben Zeugniß von der Wohlhabenheit ihrer Besitzer. Ihre Namen sind ächt friesisch. Da gibt es ein Boldixum, Wrixum, Oevenum, Midlum, Alkersum, Niblum — Dörfer, die zusammen von Wyck bis fort zur Südküste der Insel ein großes

Dreieck bilden, und auf allen Seiten von wallenden Saatfeldern umgeben sind.

Es war ein schöner, warmer Sonntag, als ich eine Wanderung nach Osterland-Föhr antrat. Ein südlich blauer Himmel, wie man ihn selten erblickt in diesen nordischen Breiten, leuchtete über Land und Meer. Einem kleinen zackigen Gebirge gleich stiegen die Dünenkegel der Insel Amrum aus den durchsichtigen tief grünen Wogen empor.

Der schöne Tag lockte die Bewohner aller Ortschaften in's Freie. Auf jedem Feldrain wanderten Föhringer. Ueberall hörte man das Rollen der Kegelkugeln, ein Spiel, das man in den Herzogthümern leidenschaftlich liebt und aller Orten spielen sieht und hört.

Bei einer solchen Wanderung durch das Land fällt dem Fremden zuerst die Tracht der Frauen und Mädchen auf, die ihm etwa begegnen, oder die er vor den Thüren der schmucken Häuser und in laubigen Garteneingängen sitzen und schaffen sieht. Diese Tracht ist höchst eigenthümlich und wohl die einzige dieser Art so hoch im germanischen Norden. Ich glaubte im Orient, irgendwo in Arabien zu sein, als ich diese schlanken, von Kopf zu Fuß in dunkle, meistentheils sehr braune, auch wohl zum Theil ganz schwarze Stoffe gehüllte Gestalten durch die grünen Fluren schreiten sah. Damit die Täuschung

eine vollständige werde, schlagen die Föhringerinnen um den Kopf ein dunkles Tuch, dessen Zipfel sie über der Stirn so zusammenschlingen, daß dieser Schmuck des Hauptes in einiger Entfernung genau einem schwarzen Turban gleicht. Unverheirathete bedecken den Hinterkopf mit gleichfarbigen Zeuge oder lassen auch die Flechten ihres reichen Haares daraus hervorschauen; Verheirathete dagegen legen ein purpurrothes Tuchstück innerhalb des Kopftuches auf das Haar, was die an sich schon so ernste Tracht noch mehr hervorhebt. Ein ebenfalls dunkles, mit kleinen mattfarbigen Blümchen durchwirktes Tuch umschlingt den Hals und hängt kaputzenartig gefaltet im Rücken bis fast zum Gürtel herab. Am düsterfarbigem Kleide, das nur um die Achselhöhlen mit kornblumenblauem Besatz und mit einem handbreiten Saume von gleicher Farbe über den Knöcheln verziert ist, hangen vorn auf beiden Seiten der Brust je zwei sehr fein gearbeitete silberne Knöpfe von der Größe einer wälschen Nuß. Kleinere Knöpfe von gleichem Metall und gleicher Arbeit schmücken die Handgelenke. Eine dunkel meergrüne Schürze über dem schwarzen Rocke, im Rücken durch eine thalergroße Silberschnalle festgehalten, fehlt keiner Föhringer Schönen. Diese auf Föhr allgemein getragene nationale Sonntagstracht steht den hochgewachsenen Insulanerinnen ganz vortrefflich, namentlich

bildet der turbanartige dunkle Kopfputz zu dem schönen Oval der fein geschnittenen Gesichter und ihrem überaus zarten Teint einen prächtigen Rahmen.

An Werkeltagen ist die Tracht einfacher. Es fällt dann der reiche Silberschmuck und der Sonntagsturban weg. Statt dessen verpuppt sich die ächte Föhringerin wie eine geborene Türkin, indem sie Kopf und Gesicht dergestalt mit schwarzem oder wenigstens dunkelbraunem Tuche verhüllt, daß nichts als zwei große, freundlich lachende Augen davon zu sehen sind. Man sollte glauben, frühere Seefahrer hätten diese, im übrigen Norden völlig unbekannte, nur auf dieser einzigen friesischen Insel heimische Tracht aus dem Oriente mit heimgebracht und sie ihren Frauen und Töchtern anempfohlen oder aufgedrungen.

Föhr macht den Eindruck eines Acker- und Wiesenlandes, wenn man an der Seite der lang gestreckten, mit einander fest zusammenhängenden Dörfer fortwandert. Die Knicke, welche in Holstein und Schleswig jedes Ackerfeld umsäumen und durch ihr grünes Gebüsch so gefällig auf das Auge wirken, fehlen auf dieser Frieseninsel gänzlich. Die Aecker liegen dicht beisammen, wie in Deutschland, nur durch kleine und schmale Fußsteige oder Feldwege von einander geschieden. Häuser und

Höfe aber umgibt der Föhringer mit Steinwällen, auf denen dann auch wohl Zäune gehegt werden.

Föhr hat drei Kirchen von hohem Alter und ehrwürdigen Ansehen. Zwei derselben, St. Nicolai- und St. Johannis-Kirche gehören zu Osterland-Föhr, St. Laurentius-Kirche nach Westerland-Föhr. Durch ihre nicht unansehnlichen Thürme sind diese Kirchen meilenweit in die See hinein zu sehen und werden deshalb von ansegelnden Schiffern, mehr aber noch von den Küstenfahrern als Marken benutzt, nach denen sie ihren Cours richten. Besonders wichtig soll die Stellung der hohen Kirche zu Keitum auf Sylt mit der St. Johannis-Kirche auf Osterland-Föhr sein, die der Sage nach von Knut dem Großen erbaut worden sind, und zwar in gleicher Richtung und aus Material, das von England nach beiden Inseln herübergeschafft wurde. Man sieht diese Kirchen gegen sechs Meilen weit, so daß sie bei nicht düsterer Luft am Tage wohl der beste Leitstern für Schiffer in diesem wattenreichen, von hundert und aber hundert Sandbänken erfülltem Meere sein mögen.

III.

Lübische Schildereien.

Die hier folgenden kleinen Skizzen entstanden während eines dreijährigen Aufenthaltes des Verfassers in der alt berühmten Hansestadt. Sie wollen durchaus nicht Erschöpfendes liefern, sondern nur anregen. Lübeck birgt noch eine Menge ungehobener Schätze, die indeß nicht so leicht zugänglich sind. Was ich auf meinen Streifereien durch die merkwürdige Stadt zufällig entdeckte, worauf Befreundete mich aufmerksam machten, das habe ich in kleine Bilder zu formen und, wie ich glaube, ansprechend einzurahmen versucht. Wem Bild und Fassung behagt, der erfreue sich daran und benutze gelegentlich auch einige freie Tage seines Lebens, um sich mit eigenen Augen die ehrwürdige Stadt an der Trave, die mir stets wie ein lebendig gewordenes Mährchen vorkam, anzusehen.

---

1. Ein Städtebild bei Tag und Nacht.

In einer warmen, nordisch hellen Augustnacht betrat ich zum ersten Male die alte Hansestadt. Mitternacht war schon vorüber, die Staßen todtenstill und düster, nur die dämmernde Sommerhelle der nordischen Nacht wob um die zackigen Häusergiebel einen flimmerden Schein.

Wenn ich in früheren Jahren von dem Sitze der gewaltigen Hansa las, von den Bündnissen, welche die mächtige Bürgerstadt mit fremden Nationen schloß, von den Heldenthaten ihrer Söhne, von den Kriegs= und Handelsflotten, die sie hinausschickte auf die brausende Meereswoge: da meinte ich immer, eine Stadt, die ehedem so Großes vollbracht habe, müsse sich von Außen imponirend darstellen. Ihre hohen Thürme abgerechnet, die man meilenweit sieht, macht jedoch Lübeck am Tage keinen besondern Eindruck. Die Straßen sind weder breit noch schön, die Häuser selten hochstockig, oft aber von malerischer und frappanter Architektur.

Die Stadt gehört ihrem Umfange nach zu den großen, wenn auch nicht zu den größten Städten Deutschlands. Berechnet auf eine Einwohnerzahl von über 100,000 Seelen, die sie zur Zeit ihrer größten Blüthe gehabt haben soll, kann es nicht auffallen, daß sie jedem Fremden gegenwärtig, wo die Zahl ihrer Bewohner auf etwa 28,000 zusammengeschmolzen ist, fast menschenleer erscheint. Indeß gibt es doch lebhafte Straßen in Lübeck, wie die Breitestraße, welche die Stadt in fast zwei gleiche Hälften scheidet, die Holsten- und Mühlenstraße, die Burgstraße und den Kai an der Trave. Dieser letzterer ist durch die neuerdings angelegte Eisenbahn völlig umgestaltet worden und kann nicht mehr für eine eigentliche Straße gelten.

Die Trave, hier noch mehr Fluß als Strom, wenn man deren Breite allein in Anschlag bringt, umströmt die Westseite der Stadt in weitem Halbkreise, nachdem sie sich im Süden mit der wasserreichen Wackenitz, dem Ausflusse des schönen Ratzeburger See's, vereinigt hat. Diese tiefe und sichere Wasserstraße gewährt Lübeck große Vortheile und würde unter veränderten Handelsverhältnissen seinen Bürgern noch jetzt wie früher reiche Schätze zuführen. Da sie nämlich in einem niedrigen Hügellande entspringt und nach kurzem Laufe sich in die Ostsee ergießt, kann sie, selbst im ungünstigsten Falle, durch

1. Ein Städtebild bei Tag und Nacht.

In einer warmen, nordisch hellen Augustnacht betrat ich zum ersten Male die alte Hansestadt. Mitternacht war schon vorüber, die Staßen todtenstill und düster, nur die dämmernde Sommerhelle der nordischen Nacht wob um die zackigen Häusergiebel einen flimmerden Schein.

Wenn ich in früheren Jahren von dem Sitze der gewaltigen Hansa las, von den Bündnissen, welche die mächtige Bürgerstadt mit fremden Nationen schloß, von den Heldenthaten ihrer Söhne, von den Kriegs- und Handelsflotten, die sie hinausschickte auf die brausende Meereswoge: da meinte ich immer, eine Stadt, die ehedem so Großes vollbracht habe, müsse sich von Außen imponirend darstellen. Ihre hohen Thürme abgerechnet, die man meilenweit sieht, macht jedoch Lübeck am Tage keinen besondern Eindruck. Die Straßen sind weder breit noch schön, die Häuser selten hochstockig, oft aber von malerischer und frappanter Architektur.

Die Stadt gehört ihrem Umfange nach zu den großen, wenn auch nicht zu den größten Städten Deutschlands. Berechnet auf eine Einwohnerzahl von über 100,000 Seelen, die sie zur Zeit ihrer größten Blüthe gehabt haben soll, kann es nicht auffallen, daß sie jedem Fremden gegenwärtig, wo die Zahl ihrer Bewohner auf etwa 28,000 zusammengeschmolzen ist, fast menschenleer erscheint. Indeß gibt es doch lebhafte Straßen in Lübeck, wie die Breitestraße, welche die Stadt in fast zwei gleiche Hälften scheidet, die Holsten- und Mühlenstraße, die Burgstraße und den Kai an der Trave. Dieser letzterer ist durch die neuerdings angelegte Eisenbahn völlig umgestaltet worden und kann nicht mehr für eine eigentliche Straße gelten.

Die Trave, hier noch mehr Fluß als Strom, wenn man deren Breite allein in Anschlag bringt, umströmt die Westseite der Stadt in weitem Halbkreise, nachdem sie sich im Süden mit der wasserreichen Wackenitz, dem Ausflusse des schönen Ratzeburger See's, vereinigt hat. Diese tiefe und sichere Wasserstraße gewährt Lübeck große Vortheile und würde unter veränderten Handelsverhältnissen seinen Bürgern noch jetzt wie früher reiche Schätze zuführen. Da sie nämlich in einem niedrigen Hügellande entspringt und nach kurzem Laufe sich in die Ostsee ergießt, kann sie, selbst im ungünstigsten Falle, durch

anziehend nennen, und diese Anziehungskraft liegt in ihrer altfriesischen Bevölkerung.

Die Insel zerfällt in eine östliche und westliche Hälfte, von welcher jene Osterland-Föhr, diese Westerland-Föhr heißt. Die östliche Hälfte gehört zum Herzogthume Schleswig, die westliche zum Amte Ripen, mithin zu dem eigentlichen Dänemark. Hier sollen auch eine Menge eingewanderter Jüten angesessen sein.

Hauptort der Insel ist Wyck auf Osterland-Föhr, unmittelbar am Küstenrande gelegen. Flüchtlinge von Nordstrand, die aus dem furchtbaren Untergange dieser großen Insel am 11. October 1634 sich gerettet hatten, gründeten den Ort, der gegenwärtig zu einem freundlichen Flecken sich ausgeweitet hat, und einen kleinen, aber sichern Hafen für Küstenfahrzeuge besitzt.

Die Häuser Wyck's sind klein, meistens einstöckig, mit bunter, gewöhnlich grünen Thüren und Fensterrahmen, wie man dies überall findet, wo ursprünglich friesische Bevölkerung sesshaft ist, spiegelblank und überaus sauber. Viel Einladendes hat die, überhaupt durch ganz Nordalbingien verbreitete Sitte, alle Fenster mit möglichst vielen und schönen Blumen zu verzieren. Ohne solche duftende Kinder Flora's in zierlichen Steingut- oder Porzellan-Töpfen, und ohne frisch gewundene Kränze,

ruhend auf Porzellanschaalen, findet man in Wyck selten ein Zimmer. Wunderlich gegen diese lieblich-zarte Gewohnheit, die so überaus reinlich aussieht, sticht häufig das Aeußere der Häuser ab, die man von unten bis oben, sowohl Steinwand wie Bretterverschlag, mit kohlschwarzem Steinkohlen-Theer anstreicht, um sie gegen die Einwirkungen des Wetters besser zu schützen.

Vor den meisten Häusern rauschen wohlgepflegte Linden oder Kastanien, um deren Stämme nicht selten das Geisblatt sein süß duftendes Blüthenhörnchen rankt. Alleen laufen längs dem Strande fort, haben aber ein etwas dürftiges Ansehen. Der scharfe Seewind ist dem Baumwuchse nicht günstig.

Im Schleswig'schen sind die Dörfer anders gebaut wie im größten Theile Mittel- und Süddeutschlands, auf Föhr dagegen begegnet uns eine ähnliche Bauart. Dorf reiht sich hier an Dorf in langer Ausdehnung, und diese Föhringer Dörfer, beschattet von den schönsten Frucht- und Nutzbäumen, umhegt von hohen Steindämmen, hinter denen gut gehaltene Gärten liegen, sind eine wahre Zierde der Insel, und geben Zeugniß von der Wohlhabenheit ihrer Besitzer. Ihre Namen sind ächt friesisch. Da gibt es ein Boldixum, Wrixum, Oevenum, Midlum, Alkersum, Niblum — Dörfer, die zusammen von Wyck bis fort zur Südküste der Insel ein großes

Dreieck bilden, und auf allen Seiten von wallenden Saatfeldern umgeben sind.

Es war ein schöner, warmer Sonntag, als ich eine Wanderung nach Osterland-Föhr antrat. Ein südlich blauer Himmel, wie man ihn selten erblickt in diesen nordischen Breiten, leuchtete über Land und Meer. Einem kleinen zackigen Gebirge gleich stiegen die Dünenkegel der Insel Amrum aus den durchsichtigen tief grünen Wogen empor.

Der schöne Tag lockte die Bewohner aller Ortschaften in's Freie. Auf jedem Feldrain wanderten Föhringer. Ueberall hörte man das Rollen der Kegelkugeln, ein Spiel, das man in den Herzogthümern leidenschaftlich liebt und aller Orten spielen sieht und hört.

Bei einer solchen Wanderung durch das Land fällt dem Fremden zuerst die Tracht der Frauen und Mädchen auf, die ihm etwa begegnen, oder die er vor den Thüren der schmucken Häuser und in laubigen Garteneingängen sitzen und schaffen sieht. Diese Tracht ist höchst eigenthümlich und wohl die einzige dieser Art so hoch im germanischen Norden. Ich glaubte im Orient, irgendwo in Arabien zu sein, als ich diese schlanken, von Kopf zu Fuß in dunkle, meistentheils sehr braune, auch wohl zum Theil ganz schwarze Stoffe gehüllte Gestalten durch die grünen Fluren schreiten sah. Damit die Täuschung

eine vollständige werde, schlagen die Föhringerinnen um den Kopf ein dunkles Tuch, dessen Zipfel sie über der Stirn so zusammenschlingen, daß dieser Schmuck des Hauptes in einiger Entfernung genau einem schwarzen Turban gleicht. Unverheirathete bedecken den Hinterkopf mit gleichfarbigen Zeuge oder lassen auch die Flechten ihres reichen Haares daraus hervorschauen; Verheirathete dagegen legen ein purpurrothes Tuchstück innerhalb des Kopftuches auf das Haar, was die an sich schon so ernste Tracht noch mehr hervorhebt. Ein ebenfalls dunkles, mit kleinen mattfarbigen Blümchen durchwirktes Tuch umschlingt den Hals und hängt kaputzenartig gefaltet im Rücken bis fast zum Gürtel herab. Am düsterfarbigem Kleide, das nur um die Achselhöhlen mit kornblumenblauem Besatz und mit einem handbreiten Saume von gleicher Farbe über den Knöcheln verziert ist, hangen vorn auf beiden Seiten der Brust je zwei sehr fein gearbeitete silberne Knöpfe von der Größe einer wälschen Nuß. Kleinere Knöpfe von gleichem Metall und gleicher Arbeit schmücken die Handgelenke. Eine dunkel meergrüne Schürze über dem schwarzen Rocke, im Rücken durch eine thalergroße Silberschnalle festgehalten, fehlt keiner Föhringer Schönen. Diese auf Föhr allgemein getragene nationale Sonntagstracht steht den hoch gewachsenen Insulanerinnen ganz vortrefflich, namentlich

bildet der turbanartige dunkle Kopfputz zu dem schönen Oval der fein geschnittenen Gesichter und ihrem überaus zarten Teint einen prächtigen Rahmen.

An Werkeltagen ist die Tracht einfacher. Es fällt dann der reiche Silberschmuck und der Sonntagsturban weg. Statt dessen verpuppt sich die ächte Föhringerin wie eine geborene Türkin, indem sie Kopf und Gesicht dergestalt mit schwarzem oder wenigstens dunkelbraunem Tuche verhüllt, daß nichts als zwei große, freundlich lachende Augen davon zu sehen sind. Man sollte glauben, frühere Seefahrer hätten diese, im übrigen Norden völlig unbekannte, nur auf dieser einzigen friesischen Insel heimische Tracht aus dem Oriente mit heimgebracht und sie ihren Frauen und Töchtern anempfohlen oder aufgedrungen.

Föhr macht den Eindruck eines Acker- und Wiesenlandes, wenn man an der Seite der lang gestreckten, mit einander fest zusammenhängenden Dörfer fortwandert. Die Knicke, welche in Holstein und Schleswig jedes Ackerfeld umsäumen und durch ihr grünes Gebüsch so gefällig auf das Auge wirken, fehlen auf dieser Friesen-insel gänzlich. Die Aecker liegen dicht beisammen, wie in Deutschland, nur durch kleine und schmale Fußsteige oder Feldwege von einander geschieden. Häuser und

Höfe aber umgibt der Föhringer mit Steinwällen, auf denen dann auch wohl Zäune gehegt werden.

Föhr hat drei Kirchen von hohem Alter und ehrwürdigen Ansehen. Zwei derselben, St. Nicolai- und St. Johannis-Kirche gehören zu Osterland-Föhr, St. Laurentius-Kirche nach Westerland-Föhr. Durch ihre nicht unansehnlichen Thürme sind diese Kirchen meilenweit in die See hinein zu sehen und werden deshalb von ansegelnden Schiffern, mehr aber noch von den Küstenfahrern als Marken benutzt, nach denen sie ihren Cours richten. Besonders wichtig soll die Stellung der hohen Kirche zu Keitum auf Sylt mit der St. Johannis-Kirche auf Osterland-Föhr sein, die der Sage nach von Knut dem Großen erbaut worden sind, und zwar in gleicher Richtung und aus Material, das von England nach beiden Inseln herübergeschafft wurde. Man sieht diese Kirchen gegen sechs Meilen weit, so daß sie bei nicht düsterer Luft am Tage wohl der beste Leitstern für Schiffer in diesem wattenreichen, von hundert und aber hundert Sandbänken erfülltem Meere sein mögen.

III.

Lübische Schildereien.

Die hier folgenden kleinen Skizzen entstanden während eines dreijährigen Aufenthaltes des Verfassers in der alt berühmten Hansestadt. Sie wollen durchaus nicht Erschöpfendes liefern, sondern nur anregen. Lübeck birgt noch eine Menge ungehobener Schätze, die indeß nicht so leicht zugänglich sind. Was ich auf meinen Streifereien durch die merkwürdige Stadt zufällig entdeckte, worauf Befreundete mich aufmerksam machten, das habe ich in kleine Bilder zu formen und, wie ich glaube, ansprechend einzurahmen versucht. Wem Bild und Fassung behagt, der erfreue sich daran und benutze gelegentlich auch einige freie Tage seines Lebens, um sich mit eigenen Augen die ehrwürdige Stadt an der Trave, die mir stets wie ein lebendig gewordenes Mährchen vorkam, anzusehen.

---

1. Ein Städtebild bei Tag und Nacht.

In einer warmen, nordisch hellen Augustnacht betrat ich zum ersten Male die alte Hansestadt. Mitternacht war schon vorüber, die Staßen todtenstill und düster, nur die dämmernde Sommerhelle der nordischen Nacht wob um die zackigen Häusergiebel einen flimmerden Schein.

Wenn ich in früheren Jahren von dem Sitze der gewaltigen Hansa las, von den Bündnissen, welche die mächtige Bürgerstadt mit fremden Nationen schloß, von den Heldenthaten ihrer Söhne, von den Kriegs- und Handelsflotten, die sie hinausschickte auf die brausende Meereswoge: da meinte ich immer, eine Stadt, die ehedem so Großes vollbracht habe, müsse sich von Außen imponirend darstellen. Ihre hohen Thürme abgerechnet, die man meilenweit sieht, macht jedoch Lübeck am Tage keinen besondern Eindruck. Die Straßen sind weder breit noch schön, die Häuser selten hochstockig, oft aber von maleri-scher und frappanter Architektur.

Die Stadt gehört ihrem Umfange nach zu den großen, wenn auch nicht zu den größten Städten Deutschlands. Berechnet auf eine Einwohnerzahl von über 100,000 Seelen, die sie zur Zeit ihrer größten Blüthe gehabt haben soll, kann es nicht auffallen, daß sie jedem Fremden gegenwärtig, wo die Zahl ihrer Bewohner auf etwa 28,000 zusammengeschmolzen ist, fast menschenleer erscheint. Indeß gibt es doch lebhafte Straßen in Lübeck, wie die Breitestraße, welche die Stadt in fast zwei gleiche Hälften scheidet, die Holsten- und Mühlenstraße, die Burgstraße und den Kai an der Trave. Dieser letzterer ist durch die neuerdings angelegte Eisenbahn völlig umgestaltet worden und kann nicht mehr für eine eigentliche Straße gelten.

Die Trave, hier noch mehr Fluß als Strom, wenn man deren Breite allein in Anschlag bringt, umströmt die Westseite der Stadt in weitem Halbkreise, nachdem sie sich im Süden mit der wasserreichen Wackenitz, dem Ausflusse des schönen Ratzeburger See's, vereinigt hat. Diese tiefe und sichere Wasserstraße gewährt Lübeck große Vortheile und würde unter veränderten Handelsverhältnissen seinen Bürgern noch jetzt wie früher reiche Schätze zuführen. Da sie nämlich in einem niedrigen Hügellande entspringt und nach kurzem Laufe sich in die Ostsee ergießt, kann sie, selbst im ungünstigsten Falle, durch

Ueberschwemmungen kein Unglück anrichten. Ihre Wogen treiben rasch zwischen grünen Wiesen fort, die sie in zahllosen Krümmungen durchschneidet. Nur bei anhaltenden Ost- und Nordostwinden steigt der Strom, indem die Meerfluth der Ostsee seine Wasser staut. Dann tritt er wohl aus seinem Bett, ohne jedoch zu schaden. Eine Ueberfluthung der ihn begrenzenden Wiesen, die alsdann eintritt, kann eher Nutzen bringen, da sie wohl meistentheils deren Fruchtbarkeit erhöht. Lübeck selbst leidet nun vollends nie von einem Austritt seines nährenden Stromes. Auf oblongem, etwa 70 Fuß über den Meeresspiegel der Ostsee sich erhebenden Hügelrücken erbaut, würde diese Stadt nur dann durch Wasserfluthen vernichtet werden, wenn vorher die ganze cimbrische Halbinsel in den Wogen versänke.

Einer der interessantesten Punkte in Lübeck ist noch immer der Hafen. Er beginnt da, wo die Hauptstraße aus der Stadt über die Holstenbrücke durch das merkwürdige Holstenthor führt. Dies Holstenthor, das leider eines Tages das Loos jeglichen Menschenwerkes theilen wird, ist auch ein Bau, den man zu betrachten nicht leicht müde wird. Das alte Mauerwerk will freilich nicht mehr recht zusammenhalten und so dürften diejenigen, welche der Zerstörung dieses interessanten und höchst pittoresken Denkmals althanseatischer Baukunst das

Wort reden, doch zuletzt den Sieg über die Freunde architektonischer Raritäten, welche dessen Erhaltung wünschen, davon tragen.

Man kann nicht sagen, daß Lübeck's Hafen von Schiffen wimmele. Eben so wenig würde die Metapher „Mastenwald" hier anwendbar sein. Das Schiffsleben auf der Trave hat sich vermindert, seit jenseits des Walles, der theilweise zur Anlegung des Bahnhofes abgetragen werden mußte, der frühere Stadtgraben in einen zweiten Hafen verwandelt wurde, wo gegenwärtig alle Holzschiffe anlegen. Trotz dieser Umgestaltung legt aber doch noch immer mancher Schiffscoloß am Travenkai an, und die wehenden Flaggen der verschiedensten Nationen sagen uns, daß die still dahinrollenden Wellen des braunen Gewässers als Brandungsschaum die Küsten auch ferner Welttheile benetzen.

Mehr Regsamkeit, als der Handel und der eigentliche Handelsverkehr am Hafen, verleiht diesem der sehr lebhafte Schiffsbau. Jenseits des Travenkai's am steilen Abhange des hohen Walldammes liegen die Schiffswerften, auf denen Jahr aus Jahr ein mehrere große Seeschiffe, gewöhnlich für Rechnung fremder Rheder, gezimmert werden. Die Lübischen Schiffsbaumeister stehen in dem Rufe, treffliche Segler zu bauen, weshalb es ihnen nie an zahlreichen Bestellungen fehlt.

Es ist eine rechte Lust, den grünen Wall, soweit er noch erhalten blieb, entlang zu pilgern und hinzusehen auf die Ameisenthätigkeit der hämmernden Zimmerer. Da klopfen und meisseln zahllose Hände unter Gesang und Gejauchz; da schwirren die großen Sägen, welche das zähe Gefaser kerniger Eichenleiber zerschneiden, hier zu Planken, dort zu Rippen. Zwischen hunderten mächtiger Holzstämme, zwischen gebrochenen und neu zugehauenen Masten prasseln überall hoch lohende Feuer, um welche russige Gestalten schaffen, um in großen Kesseln den unentbehrlichen Kitt der Schiffer, den schwarzen Theer zu bereiten.

Im Ganzen macht Lübeck durchgehends den Eindruck einer Stadt, die mit der Gegenwart nicht recht zufrieden ist und deshalb mehr in der Vergangenheit lebt, mehr von Erinnerungen als von dem Ertrag des Tages zehrt. Die Stadt lebt nicht in dem Sinne, wie andere Handelsstädte, sie macht nur Geräusch. Dies Geräuschmachen hat etwas Rührendes. Es ist melancholisch und sagenhaft poetisch, und oft kam es mir vor, als sei ganz Lübeck solch' eine großartige Sage der Vorzeit, die mit nie erlöschendem Glanze in unsere nüchterne Zeit herüberschimmere, jedem Vorüberwandelnden von ferne winke und ihn nöthige, einige Zeit in dem wunderbar fesselnden Häuserlabyrinth zu leben, zu genießen, zu träumen. Weil

Lübeck in gewissem Sinne ein waches Traumleben führt, erschien es mir am anziehendsten des Nachts, vor Allem, wenn der Mond die Zauber seines magischen Lichtes darüber ausgoß.

Schon mit Sonnenuntergang erstirbt das Leben großentheils. Nur wenige Straßen und Plätze sind bis nach zehn Uhr besucht. Gerade in solcher Stille ist es interessant, Lübeck sich von allen Seiten zu betrachten. Wählt man dazu eine klare Vollmondsnacht, so kann man sich glückliche Stunden bereiten; denn nicht blos das aus dem mondbeglänzten Spiegel der Nacht träumerisch uns anblickende Bild der alten Stadt gewinnt dann von Neuem Reiz und Farbe, es steigt in solcher Nachteinsamkeit auch die ganze Vergangenheit aus ihrer Gruft, und die Helden Lübecks, die Herrlichkeit der Hansa bevölkert Markt und Straße, Fluß und Kai, Haus und Speicher. Ich sehe sie dann aus den wunderlichen pittoresken Giebelhäusern treten, die großen Männer längst vergangener Tage, die Bräms, Soltwedel, Wullenweber und ihre Genossen; ich sehe sie Arm in Arm die schmalen, steilen Straßen hinanschreiten nach dem finstern und doch so anziehenden Bau des alten Rathhauses, das seine dreizehn schlanken minaretartigen Ziegelthürmchen in die Silberfluth des Mondes taucht. Später erglänzen von blutrothem Licht die Fenster des

Hansasaales, und die Väter Lübeck's, jene Männer, deren Wort und Beschlüsse ihrer Zeit gehört und beachtet wurden bis hinauf in die Eisregionen der öden Lappmark und südwärts bis in die sonnigen Buchten des Mittelmeeres, sie setzen sich um die alten Tische wie damals, als sie noch lebten, und Lübeck's Ruhm und Größe in Aller Munde war.

Es gibt andere Städte genug, die viel prächtiger aussehen in einer stillen hellen Mondnacht, als Lübeck, außer etwa Venedig und Rom kenne ich aber gar keine, die zugleich malerischer in diesem magisch weichen Lichtdämmer erschien. Den Glanzpunkt in solchem Nachtgemälde bilden unstreitig der Marktplatz mit dem Rathhause, und der colossale gothische Ziegelbau der Marienkirche mit ihren beiden Thurmpyramiden. Faßt man am alten Schrangenplatze Posto, wo der ungeheure Bau seiner ganzen Länge nach vor uns liegt, so bringt das Mondlicht eine ganz zauberhafte Wirkung hervor. Es schießen nämlich dann die geschwungenen durchbrochenen Pfeiler und Bogen des nach Osten gekehrten hohen Chores so eigenthümlich zusammen, daß sie mit dem Glockenspielthurme auf dem Dache genau die Form einer riesigen Krone annehmen. Man sagte, der Baumeister habe dies im Plane beabsichtigt, um in diesem großarti-

gen Kronenbilde die Reichsfreiheit darzustellen, welche die deutschen Kaiser der aufblühenden Handelsstadt verliehen.

Das „nordische Venedig" nennen alte Chronisten die Königin der Hansa, im Munde des Volkes aber hieß sie Jahrhunderte lang „Freude aller Leute," während Dichter sie mit dem Beiwort „heilig" ehrten. Lübeck hat weder einen gran canale noch einen Ponte Rialto, noch schwimmt es mitten in farbenglänzender Meerfluth, überwölbt von sonnig warmer südlicher Himmelspracht. Dennoch ist der Vergleich mit Venedig nicht ganz aus der Luft gegriffen, was man am Deutlichsten in heitern Mondnächten bemerken kann.

Lübeck's Rathhaus ist ohne Frage eines der seltsamsten und dabei malerischsten Bauwerke, die es gibt. Wer jemals in Venedig war und in schwarzer Gondel ruhend über die Lagunen sich rudern ließ, um an der Piazetta auszusteigen, der wird beim Anblick dieses Rathhauses sogleich an den Dogenpalast erinnert. Beide merkwürdige Gebäude gleichen einander nicht im Entferntesten, und doch haben sie im Baustyl etwas so Eigenthümliches und Verwandtes, daß man sie mit einander vergleichen muß. Am auffallendsten wieder tritt diese Charakterähnlichkeit bei Mondschein hervor.

Gehen wir dann über den viereckten Marktplatz, die Holstenstraße hinunter, über die Holstenbrücke, die früher

durch ihre merkwürdige Steilheit auffiel und jenseits welcher das schon erwähnte alte Holstenthor in weichem Dämmer ruht, wie eine versteinerte Mähr der Vorzeit, und wenden uns hier rechts den Ueberbleibseln des Walles zu; so können wir beim Anblick der alten Stadt abermals der Königin der Adria gedenken. Die vom Monde zur Hälfte hell beschienenen Straßen und sogenannten „Gruben“, die man von diesen Höhen herab vollkommen übersehen kann; die hohen Thürme, die zahllosen malerisch ausgezackten Giebel der uralten Häuser, und unten dicht vor uns der glänzende Strom mit seinen Schiffen, deren Spieren und Taue in der silbernen Nachtluft zu leben scheinen — dies Alles gibt ein so eigenthümliches Ganzes, daß man nicht müde wird, es zu betrachten, und die Bezeichnung „Venedig des Nordens“ wenigstens nicht ganz unpassend findet.

Schwerer möchte es gegenwärtig werden, Lübeck als „Freude aller Leute“ hinzustellen. Die alte Stadt mag diesen Namen verdient haben, als sie noch reich, bevölkert, mächtig, in Politik und Handel tonangebend und gebietend war im ganzen Norden. Damals muß es eine Lust gewesen sein, in Lübeck zu leben und zu wirken. Leider sind diese glücklichen und großen Tage längst schon vorüber und von dem jetzt lebenden Geschlecht auch größtentheils vergessen. Lübeck ist nicht mehr die „Freude

aller Leute,“ es ist eine Stätte geworden, wo es einem viel eher wehe zu Muthe wird. Nur die Denkmäler aus der großen Vorzeit sind geblieben, und man erfreut sich an diesen besonders des Nachts, wenn die Kleinheit der neueren schwächlichen Generation den großen Schatten der Vergangenheit uns nicht verscheucht, der alsdann wie ein Schutzgeist die still gewordene Stadt umschreitet und behütet.

Ist es doch, als sei Lübecks Glück untergegangen mit dem Untergange eines seiner größten Söhne, des gewaltigen Jürgen Wullenweber. Seit dem Tode dieses Mannes begann es zu sinken, an Macht, Einfluß, Kraft zu verlieren. Seltsam! Dieser Wullenweber war ein Mann von eminenter Thatkraft, nur das, was den strebenden Mann groß macht und groß erhält, nur das fehlte ihm — Glück! Wullenweber hatte immer Unglück. Selbst nach seinem gewaltsamen Tode, behauptet die Sage, haftete der Fluch des Unglücks an dem, was ihm bei Lebzeiten gehörte. Ein altes Giebelhaus, nicht eben besonders ausgezeichnet, aber so recht hanseatisch verschnörkelt, bezeichnete die Tradition als das Wohnhaus Jürgen Wullenwebers. Es lag in der Königsstraße und bildete die Ecke der Hüxterstraße. Das Volk behauptet, nie sei ein Bewohner dieses gewissermaßen vom Schicksal verfehmten Hauses auf einen grünen

Dolz oder zugleich der Wohnungen und Steinmetzen, auf denen dann auch wohl Häuser gebaut werden.

Föhr hat drei Kirchen von hohem Alter und ehrwürdigem Ansehen. Zwei derselben, St. Nicolai und St. Johannis-Kirche gehören zu Osterland-Föhr, St. Laurentius Kirche nach Westerland-Föhr. Auch ihre nicht unansehnlichen Thürme. Das [illegible] Kirchen [illegible] in die [illegible] hinein zu sehen und werden deshalb von entgegenkommenden Schiffern nicht, aber noch von den Schiffern als Marken benutzt, nach denen sie ihren Cours richten. Petersberg meint jedoch die Erbauung der beiden Kirche zu [illegible] und [illegible] mit der St. Johannis-Kirche auf Osterland-Föhr sein, die der Sage nach von Knut dem Großen erbaut worden sind, und zwar in [illegible] Richtung und aus Material, das von England nach beiden Kirchen herübergebracht worden. Man sieht diese Kirchen gegen jede [illegible] weit, so daß sie [illegible] nicht [illegible] Luft am Tage nicht der [illegible] für Schiffer [illegible], von hundert und [illegible] hundert Seemeilen erfüllten Meeresfläche [illegible].

III.

Lübische Schildereien.

Die hier folgenden kleinen Skizzen entstanden während eines dreijährigen Aufenthaltes des Verfassers in der alt berühmten Hansestadt. Sie wollen durchaus nicht Erschöpfendes liefern, sondern nur anregen. Lübeck birgt noch eine Menge ungehobener Schätze, die indeß nicht so leicht zugänglich sind. Was ich auf meinen Streifereien durch die merkwürdige Stadt zufällig entdeckte, worauf Befreundete mich aufmerksam machten, das habe ich in kleine Bilder zu formen und, wie ich glaube, ansprechend einzurahmen versucht. Wem Bild und Fassung behagt, der erfreue sich daran und benutze gelegentlich auch einige freie Tage seines Lebens, um sich mit eigenen Augen die ehrwürdige Stadt an der Trave, die mir stets wie ein lebendig gewordenes Mährchen vorkam, anzusehen.

---

1. Ein Städtebild bei Tag und Nacht.

In einer warmen, nordisch hellen Augustnacht betrat ich zum ersten Male die alte Hansestadt. Mitternacht war schon vorüber, die Staßen todtenstill und düster, nur die dämmernde Sommerhelle der nordischen Nacht wob um die zackigen Häusergiebel einen flimmerden Schein.

Wenn ich in früheren Jahren von dem Sitze der gewaltigen Hansa las, von den Bündnissen, welche die mächtige Bürgerstadt mit fremden Nationen schloß, von den Heldenthaten ihrer Söhne, von den Kriegs- und Handelsflotten, die sie hinausschickte auf die brausende Meereswoge: da meinte ich immer, eine Stadt, die ehedem so Großes vollbracht habe, müsse sich von Außen imponirend darstellen. Ihre hohen Thürme abgerechnet, die man meilenweit sieht, macht jedoch Lübeck am Tage keinen besondern Eindruck. Die Straßen sind weder breit noch schön, die Häuser selten hochstockig, oft aber von malerischer und frappanter Architektur.

Die Stadt gehört ihrem Umfange nach zu den großen, wenn auch nicht zu den größten Städten Deutschlands. Berechnet auf eine Einwohnerzahl von über 100,000 Seelen, die sie zur Zeit ihrer größten Blüthe gehabt haben soll, kann es nicht auffallen, daß sie jedem Fremden gegenwärtig, wo die Zahl ihrer Bewohner auf etwa 28,000 zusammengeschmolzen ist, fast menschenleer erscheint. Indeß gibt es doch lebhafte Straßen in Lübeck, wie die Breitestraße, welche die Stadt in fast zwei gleiche Hälften scheidet, die Holsten- und Mühlenstraße, die Burgstraße und den Kai an der Trave. Dieser letzterer ist durch die neuerdings angelegte Eisenbahn völlig umgestaltet worden und kann nicht mehr für eine eigentliche Straße gelten.

Die Trave, hier noch mehr Fluß als Strom, wenn man deren Breite allein in Anschlag bringt, umströmt die Westseite der Stadt in weitem Halbkreise, nachdem sie sich im Süden mit der wasserreichen Wackenitz, dem Ausflusse des schönen Ratzeburger See's, vereinigt hat. Diese tiefe und sichere Wasserstraße gewährt Lübeck große Vortheile und würde unter veränderten Handelsverhältnissen seinen Bürgern noch jetzt wie früher reiche Schätze zuführen. Da sie nämlich in einem niedrigen Hügellande entspringt und nach kurzem Laufe sich in die Ostsee ergießt, kann sie, selbst im ungünstigsten Falle, durch

anziehend nennen, und diese Anziehungskraft liegt in ihrer altfriesischen Bevölkerung.

Die Insel zerfällt in eine östliche und westliche Hälfte, von welcher jene Osterland-Föhr, diese Westerland-Föhr heißt. Die östliche Hälfte gehört zum Herzogthume Schleswig, die westliche zum Amte Ripen, mithin zu dem eigentlichen Dänemark. Hier sollen auch eine Menge eingewanderter Jüten angesessen sein.

Hauptort der Insel ist Wyck auf Osterland-Föhr, unmittelbar am Küstenrande gelegen. Flüchtlinge von Nordstrand, die aus dem furchtbaren Untergange dieser großen Insel am 11. October 1634 sich gerettet hatten, gründeten den Ort, der gegenwärtig zu einem freundlichen Flecken sich ausgeweitet hat, und einen kleinen, aber sichern Hafen für Küstenfahrzeuge besitzt.

Die Häuser Wyck's sind klein, meistens einstöckig, mit bunter, gewöhnlich grünen Thüren und Fensterrahmen, wie man dies überall findet, wo ursprünglich friesische Bevölkerung sesshaft ist, spiegelblank und überaus sauber. Viel Einladendes hat die, überhaupt durch ganz Nordalbingien verbreitete Sitte, alle Fenster mit möglichst vielen und schönen Blumen zu verzieren. Ohne solche duftende Kinder Flora's in zierlichen Steingut- oder Porzellan-Töpfen, und ohne frisch gewundene Kränze,

ruhend auf Porzellanschaalen, findet man in Wyck selten ein Zimmer. Wunderlich gegen diese lieblich-zarte Gewohnheit, die so überaus reinlich aussieht, sticht häufig das Aeußere der Häuser ab, die man von unten bis oben, sowohl Steinwand wie Bretterverschlag, mit kohlschwarzem Steinkohlen-Theer anstreicht, um sie gegen die Einwirkungen des Wetters besser zu schützen.

Vor den meisten Häusern rauschen wohlgepflegte Linden oder Kastanien, um deren Stämme nicht selten das Geisblatt sein süß duftendes Blüthenhörnchen rankt. Alleen laufen längs dem Strande fort, haben aber ein etwas dürftiges Ansehen. Der scharfe Seewind ist dem Baumwuchse nicht günstig.

Im Schleswig'schen sind die Dörfer anders gebaut wie im größten Theile Mittel- und Süddeutschlands, auf Föhr dagegen begegnet uns eine ähnliche Bauart. Dorf reiht sich hier an Dorf in langer Ausdehnung, und diese Föhringer Dörfer, beschattet von den schönsten Frucht- und Nutzbäumen, umhegt von hohen Steindämmen, hinter denen gut gehaltene Gärten liegen, sind eine wahre Zierde der Insel, und geben Zeugniß von der Wohlhabenheit ihrer Besitzer. Ihre Namen sind ächt friesisch. Da gibt es ein Boldixum, Wrixum, Oevenum, Midlum, Alkersum, Niblum — Dörfer, die zusammen von Wyck bis fort zur Südküste der Insel ein großes

Dreieck bilden, und auf allen Seiten von wallenden Saatfeldern umgeben sind.

Es war ein schöner, warmer Sonntag, als ich eine Wanderung nach Osterland-Föhr antrat. Ein südlich blauer Himmel, wie man ihn selten erblickt in diesen nordischen Breiten, leuchtete über Land und Meer. Einem kleinen zackigen Gebirge gleich stiegen die Dünenkegel der Insel Amrum aus den durchsichtigen tief grünen Wogen empor.

Der schöne Tag lockte die Bewohner aller Ortschaften in's Freie. Auf jedem Feldrain wanderten Föhringer. Ueberall hörte man das Rollen der Kegelkugeln, ein Spiel, das man in den Herzogthümern leidenschaftlich liebt und aller Orten spielen sieht und hört.

Bei einer solchen Wanderung durch das Land fällt dem Fremden zuerst die Tracht der Frauen und Mädchen auf, die ihm etwa begegnen, oder die er vor den Thüren der schmucken Häuser und in laubigen Garteneingängen sitzen und schaffen sieht. Diese Tracht ist höchst eigenthümlich und wohl die einzige dieser Art so hoch im germanischen Norden. Ich glaubte im Orient, irgendwo in Arabien zu sein, als ich diese schlanken, von Kopf zu Fuß in dunkle, meistentheils sehr braune, auch wohl zum Theil ganz schwarze Stoffe gehüllte Gestalten durch die grünen Fluren schreiten sah. Damit die Täuschung

eine vollständige werde, schlagen die Föhringerinnen um den Kopf ein dunkles Tuch, dessen Zipfel sie über der Stirn so zusammenschlingen, daß dieser Schmuck des Hauptes in einiger Entfernung genau einem schwarzen Turban gleicht. Unverheirathete bedecken den Hinterkopf mit gleichfarbigen Zeuge oder lassen auch die Flechten ihres reichen Haares daraus hervorschauen; Verheirathete dagegen legen ein purpurrothes Tuchstück innerhalb des Kopftuches auf das Haar, was die an sich schon so ernste Tracht noch mehr hervorhebt. Ein ebenfalls dunkles, mit kleinen mattfarbigen Blümchen durchwirktes Tuch umschlingt den Hals und hängt kaputzenartig gefaltet im Rücken bis fast zum Gürtel herab. Am düsterfarbigem Kleide, das nur um die Achselhöhlen mit kornblumenblauem Besatz und mit einem handbreiten Saume von gleicher Farbe über den Knöcheln verziert ist, hangen vorn auf beiden Seiten der Brust je zwei sehr fein gearbeitete silberne Knöpfe von der Größe einer wälschen Nuß. Kleinere Knöpfe von gleichem Metall und gleicher Arbeit schmücken die Handgelenke. Eine dunkel meergrüne Schürze über dem schwarzen Rocke, im Rücken durch eine thalergroße Silberschnalle festgehalten, fehlt keiner Föhringer Schönen. Diese auf Föhr allgemein getragene nationale Sonntagstracht steht den hoch gewachsenen Insulanerinnen ganz vortrefflich, namentlich

bildet der turbanartige dunkle Kopfputz zu dem schönen Oval der fein geschnittenen Gesichter und ihrem überaus zarten Teint einen prächtigen Rahmen.

An Werkeltagen ist die Tracht einfacher. Es fällt dann der reiche Silberschmuck und der Sonntagsturban weg. Statt dessen verpuppt sich die ächte Föhringerin wie eine geborene Türkin, indem sie Kopf und Gesicht dergestalt mit schwarzem oder wenigstens dunkelbraunem Tuche verhüllt, daß nichts als zwei große, freundlich lachende Augen davon zu sehen sind. Man sollte glauben, frühere Seefahrer hätten diese, im übrigen Norden völlig unbekannte, nur auf dieser einzigen friesischen Insel heimische Tracht aus dem Oriente mit heimgebracht und sie ihren Frauen und Töchtern anempfohlen oder aufgedrungen.

Föhr macht den Eindruck eines Acker- und Wiesenlandes, wenn man an der Seite der lang gestreckten, mit einander fest zusammenhängenden Dörfer fortwandert. Die Knicke, welche in Holstein und Schleswig jedes Ackerfeld umsäumen und durch ihr grünes Gebüsch so gefällig auf das Auge wirken, fehlen auf dieser Frieseninsel gänzlich. Die Aecker liegen dicht beisammen, wie in Deutschland, nur durch kleine und schmale Fußsteige oder Feldwege von einander geschieden. Häuser und

Höfe aber umgibt der Föhringer mit Steinwällen, auf denen dann auch wohl Zäune gehegt werden.

Föhr hat drei Kirchen von hohem Alter und ehrwürdigen Ansehen. Zwei derselben, St. Nicolai- und St. Johannis-Kirche gehören zu Osterland-Föhr, St. Laurentius-Kirche nach Westerland-Föhr. Durch ihre nicht unansehnlichen Thürme sind diese Kirchen meilenweit in die See hinein zu sehen und werden deshalb von ansegelnden Schiffern, mehr aber noch von den Küstenfahrern als Marken benutzt, nach denen sie ihren Cours richten. Besonders wichtig soll die Stellung der hohen Kirche zu Keitum auf Sylt mit der St. Johannis-Kirche auf Osterland-Föhr sein, die der Sage nach von Knut dem Großen erbaut worden sind, und zwar in gleicher Richtung und aus Material, das von England nach beiden Inseln herübergeschafft wurde. Man sieht diese Kirchen gegen sechs Meilen weit, so daß sie bei nicht düsterer Luft am Tage wohl der beste Leitstern für Schiffer in diesem wattenreichen, von hundert und aber hundert Sandbänken erfülltem Meere sein mögen.

III.

Lübische Schildereien.

Die hier folgenden kleinen Skizzen entstanden während eines dreijährigen Aufenthaltes des Verfassers in der alt berühmten Hansestadt. Sie wollen durchaus nicht Erschöpfendes liefern, sondern nur anregen. Lübeck birgt noch eine Menge ungehobener Schätze, die indeß nicht so leicht zugänglich sind. Was ich auf meinen Streifereien durch die merkwürdige Stadt zufällig entdeckte, worauf Befreundete mich aufmerksam machten, das habe ich in kleine Bilder zu formen und, wie ich glaube, ansprechend einzurahmen versucht. Wem Bild und Fassung behagt, der erfreue sich daran und benutze gelegentlich auch einige freie Tage seines Lebens, um sich mit eigenen Augen die ehrwürdige Stadt an der Trave, die mir stets wie ein lebendig gewordenes Mährchen vorkam, anzusehen.

---

1. Ein Städtebild bei Tag und Nacht.

In einer warmen, nordisch hellen Augustnacht betrat ich zum ersten Male die alte Hansestadt. Mitternacht war schon vorüber, die Staßen todtenstill und düster, nur die dämmernde Sommerhelle der nordischen Nacht wob um die zackigen Häusergiebel einen flimmerden Schein.

Wenn ich in früheren Jahren von dem Sitze der gewaltigen Hansa las, von den Bündnissen, welche die mächtige Bürgerstadt mit fremden Nationen schloß, von den Heldenthaten ihrer Söhne, von den Kriegs- und Handelsflotten, die sie hinausschickte auf die brausende Meereswoge: da meinte ich immer, eine Stadt, die ehedem so Großes vollbracht habe, müsse sich von Außen imponirend darstellen. Ihre hohen Thürme abgerechnet, die man meilenweit sieht, macht jedoch Lübeck am Tage keinen besondern Eindruck. Die Straßen sind weder breit noch schön, die Häuser selten hochstockig, oft aber von malerischer und frappanter Architektur.

Die Stadt gehört ihrem Umfange nach zu den großen, wenn auch nicht zu den größten Städten Deutschlands. Berechnet auf eine Einwohnerzahl von über 100,000 Seelen, die sie zur Zeit ihrer größten Blüthe gehabt haben soll, kann es nicht auffallen, daß sie jedem Fremden gegenwärtig, wo die Zahl ihrer Bewohner auf etwa 28,000 zusammengeschmolzen ist, fast menschenleer erscheint. Indeß gibt es doch lebhafte Straßen in Lübeck, wie die Breitestraße, welche die Stadt in fast zwei gleiche Hälften scheidet, die Holsten- und Mühlenstraße, die Burgstraße und den Kai an der Trave. Dieser letzterer ist durch die neuerdings angelegte Eisenbahn völlig umgestaltet worden und kann nicht mehr für eine eigentliche Straße gelten.

Die Trave, hier noch mehr Fluß als Strom, wenn man deren Breite allein in Anschlag bringt, umströmt die Westseite der Stadt in weitem Halbkreise, nachdem sie sich im Süden mit der wasserreichen Wackenitz, dem Ausflusse des schönen Ratzeburger See's, vereinigt hat. Diese tiefe und sichere Wasserstraße gewährt Lübeck große Vortheile und würde unter veränderten Handelsverhältnissen seinen Bürgern noch jetzt wie früher reiche Schätze zuführen. Da sie nämlich in einem niedrigen Hügellande entspringt und nach kurzem Laufe sich in die Ostsee ergießt, kann sie, selbst im ungünstigsten Falle, durch

Ueberschwemmungen kein Unglück anrichten. Ihre Wogen treiben rasch zwischen grünen Wiesen fort, die sie in zahllosen Krümmungen durchschneidet. Nur bei anhaltenden Ost- und Nordostwinden steigt der Strom, indem die Meerfluth der Ostsee seine Wasser staut. Dann tritt er wohl aus seinem Bett, ohne jedoch zu schaden. Eine Ueberfluthung der ihn begrenzenden Wiesen, die alsdann eintritt, kann eher Nutzen bringen, da sie wohl meistentheils deren Fruchtbarkeit erhöht. Lübeck selbst leidet nun vollends nie von einem Austritt seines nährenden Stromes. Auf oblongem, etwa 70 Fuß über den Meeresspiegel der Ostsee sich erhebenden Hügelrücken erbaut, würde diese Stadt nur dann durch Wasserfluthen vernichtet werden, wenn vorher die ganze cimbrische Halbinsel in den Wogen versänke.

Einer der interessantesten Punkte in Lübeck ist noch immer der Hafen. Er beginnt da, wo die Hauptstraße aus der Stadt über die Holstenbrücke durch das merkwürdige Holstenthor führt. Dies Holstenthor, das leider eines Tages das Loos jeglichen Menschenwerkes theilen wird, ist auch ein Bau, den man zu betrachten nicht leicht müde wird. Das alte Mauerwerk will freilich nicht mehr recht zusammenhalten und so dürften diejenigen, welche der Zerstörung dieses interessanten und höchst pittoresken Denkmals althanseatischer Baukunst das

Wort reden, doch zuletzt den Sieg über die Freunde architektonischer Raritäten, welche dessen Erhaltung wünschen, davon tragen.

Man kann nicht sagen, daß Lübeck's Hafen von Schiffen wimmele. Eben so wenig würde die Metapher „Mastenwald" hier anwendbar sein. Das Schiffsleben auf der Trave hat sich vermindert, seit jenseits des Walles, der theilweise zur Anlegung des Bahnhofes abgetragen werden mußte, der frühere Stadtgraben in einen zweiten Hafen verwandelt wurde, wo gegenwärtig alle Holzschiffe anlegen. Trotz dieser Umgestaltung legt aber doch noch immer mancher Schiffscoloß am Travenkai an, und die wehenden Flaggen der verschiedensten Nationen sagen uns, daß die still dahinrollenden Wellen des braunen Gewässers als Brandungsschaum die Küsten auch ferner Welttheile benetzen.

Mehr Regsamkeit, als der Handel und der eigentliche Handelsverkehr am Hafen, verleiht diesem der sehr lebhafte Schiffsbau. Jenseits des Travenkai's am steilen Abhange des hohen Walldammes liegen die Schiffswerften, auf denen Jahr aus Jahr ein mehrere große Seeschiffe, gewöhnlich für Rechnung fremder Rheder, gezimmert werden. Die Lübischen Schiffsbaumeister stehen in dem Rufe, treffliche Segler zu bauen, weshalb es ihnen nie an zahlreichen Bestellungen fehlt.

Es ist eine rechte Lust, den grünen Wall, soweit er noch erhalten blieb, entlang zu pilgern und hinzusehen auf die Ameisenthätigkeit der hämmernden Zimmerer. Da klopfen und meisseln zahllose Hände unter Gesang und Gejauchz; da schwirren die großen Sägen, welche das zähe Gefaser kerniger Eichenleiber zerschneiden, hier zu Planken, dort zu Rippen. Zwischen hunderten mächtiger Holzstämme, zwischen gebrochenen und neu zugehauenen Masten prasseln überall hoch lohende Feuer, um welche russige Gestalten schaffen, um in großen Kesseln den unentbehrlichen Kitt der Schiffer, den schwarzen Theer zu bereiten.

Im Ganzen macht Lübeck durchgehends den Eindruck einer Stadt, die mit der Gegenwart nicht recht zufrieden ist und deshalb mehr in der Vergangenheit lebt, mehr von Erinnerungen als von dem Ertrag des Tages zehrt. Die Stadt lebt nicht in dem Sinne, wie andere Handelsstädte, sie macht nur Geräusch. Dies Geräuschmachen hat etwas Rührendes. Es ist melancholisch und sagenhaft poetisch, und oft kam es mir vor, als sei ganz Lübeck solch' eine großartige Sage der Vorzeit, die mit nie erlöschendem Glanze in unsere nüchterne Zeit herüberschimmere, jedem Vorüberwandelnden von ferne winke und ihn nöthige, einige Zeit in dem wunderbar fesselnden Häuserlabyrinth zu leben, zu genießen, zu träumen. Weil

Lübeck in gewissem Sinne ein waches Traumleben führt, erschien es mir am anziehendsten des Nachts, vor Allem, wenn der Mond die Zauber seines magischen Lichtes darüber ausgoß.

Schon mit Sonnenuntergang erstirbt das Leben großentheils. Nur wenige Straßen und Plätze sind bis nach zehn Uhr besucht. Gerade in solcher Stille ist es interessant, Lübeck sich von allen Seiten zu betrachten. Wählt man dazu eine klare Vollmondsnacht, so kann man sich glückliche Stunden bereiten; denn nicht blos das aus dem mondbeglänzten Spiegel der Nacht träumerisch uns anblickende Bild der alten Stadt gewinnt dann von Neuem Reiz und Farbe, es steigt in solcher Nachteinsamkeit auch die ganze Vergangenheit aus ihrer Gruft, und die Helden Lübecks, die Herrlichkeit der Hansa bevölkert Markt und Straße, Fluß und Kai, Haus und Speicher. Ich sehe sie dann aus den wunderlichen pittoresken Giebelhäusern treten, die großen Männer längst vergangener Tage, die Bräms, Soltwedel, Wullenweber und ihre Genossen; ich sehe sie Arm in Arm die schmalen, steilen Straßen hinanschreiten nach dem finstern und doch so anziehenden Bau des alten Rathhauses, das seine dreizehn schlanken minaretartigen Ziegelthürmchen in die Silberfluth des Mondes taucht. Später erglänzen von blutrothem Licht die Fenster des

Hansasaales, und die Väter Lübeck's, jene Männer, deren Wort und Beschlüsse ihrer Zeit gehört und beachtet wurden bis hinauf in die Eisregionen der öden Lappmark und südwärts bis in die sonnigen Buchten des Mittelmeeres, sie setzen sich um die alten Tische wie damals, als sie noch lebten, und Lübeck's Ruhm und Größe in Aller Munde war.

Es gibt andere Städte genug, die viel prächtiger aussehen in einer stillen hellen Mondnacht, als Lübeck, außer etwa Venedig und Rom kenne ich aber gar keine, die zugleich malerischer in diesem magisch weichen Lichtdämmer erschien. Den Glanzpunkt in solchem Nachtgemälde bilden unstreitig der Marktplatz mit dem Rathhause, und der colossale gothische Ziegelbau der Marienkirche mit ihren beiden Thurmpyramiden. Faßt man am alten Schrangenplatze Posto, wo der ungeheure Bau seiner ganzen Länge nach vor uns liegt, so bringt das Mondlicht eine ganz zauberhafte Wirkung hervor. Es schießen nämlich dann die geschwungenen durchbrochenen Pfeiler und Bogen des nach Osten gekehrten hohen Chores so eigenthümlich zusammen, daß sie mit dem Glockenspielthurme auf dem Dache genau die Form einer riesigen Krone annehmen. Man sagte, der Baumeister habe dies im Plane beabsichtigt, um in diesem großarti-

gen Kronenbilde die Reichsfreiheit darzustellen, welche die deutschen Kaiser der aufblühenden Handelsstadt verliehen.

Das „nordische Venedig“ nennen alte Chronisten die Königin der Hansa, im Munde des Volkes aber hieß sie Jahrhunderte lang „Freude aller Leute,“ während Dichter sie mit dem Beiwort „heilig“ ehrten. Lübeck hat weder einen gran canale noch einen Ponte Rialto, noch schwimmt es mitten in farbenglänzender Meerfluth, überwölbt von sonnig warmer südlicher Himmelspracht. Dennoch ist der Vergleich mit Venedig nicht ganz aus der Luft gegriffen, was man am Deutlichsten in heitern Mondnächten bemerken kann.

Lübeck's Rathhaus ist ohne Frage eines der seltsamsten und dabei malerischsten Bauwerke, die es gibt. Wer jemals in Venedig war und in schwarzer Gondel ruhend über die Lagunen sich rudern ließ, um an der Piazetta auszusteigen, der wird beim Anblick dieses Rathhauses sogleich an den Dogenpalast erinnert. Beide merkwürdige Gebäude gleichen einander nicht im Entferntesten, und doch haben sie im Baustyl etwas so Eigenthümliches und Verwandtes, daß man sie mit einander vergleichen muß. Am auffallendsten wieder tritt diese Charakterähnlichkeit bei Mondschein hervor.

Gehen wir dann über den viereckten Marktplatz, die Holstenstraße hinunter, über die Holstenbrücke, die früher

durch ihre merkwürdige Steilheit auffiel und jenseits welcher das schon erwähnte alte Holstenthor in weichem Dämmer ruht, wie eine versteinerte Mähr der Vorzeit, und wenden uns hier rechts den Ueberbleibseln des Walles zu; so können wir beim Anblick der alten Stadt abermals der Königin der Adria gedenken. Die vom Monde zur Hälfte hell beschienenen Straßen und sogenannten „Gruben", die man von diesen Höhen herab vollkommen übersehen kann; die hohen Thürme, die zahllosen malerisch ausgezackten Giebel der uralten Häuser, und unten dicht vor uns der glänzende Strom mit seinen Schiffen, deren Spieren und Taue in der silbernen Nachtluft zu leben scheinen — dies Alles gibt ein so eigenthümliches Ganzes, daß man nicht müde wird, es zu betrachten, und die Bezeichnung „Venedig des Nordens" wenigstens nicht ganz unpassend findet.

Schwerer möchte es gegenwärtig werden, Lübeck als „Freude aller Leute" hinzustellen. Die alte Stadt mag diesen Namen verdient haben, als sie noch reich, bevölkert, mächtig, in Politik und Handel tonangebend und gebietend war im ganzen Norden. Damals muß es eine Lust gewesen sein, in Lübeck zu leben und zu wirken. Leider sind diese glücklichen und großen Tage längst schon vorüber und von dem jetzt lebenden Geschlecht auch größtentheils vergessen. Lübeck ist nicht mehr die „Freude

aller Leute," es ist eine Stätte geworden, wo es einem viel eher wehe zu Muthe wird. Nur die Denkmäler aus der großen Vorzeit sind geblieben, und man erfreut sich an diesen besonders des Nachts, wenn die Kleinheit der neueren schwächlichen Generation den großen Schatten der Vergangenheit uns nicht verscheucht, der alsdann wie ein Schutzgeist die still gewordene Stadt umschreitet und behütet.

Ist es doch, als sei Lübecks Glück untergegangen mit dem Untergange eines seiner größten Söhne, des gewaltigen Jürgen Wullenweber. Seit dem Tode dieses Mannes begann es zu sinken, an Macht, Einfluß, Kraft zu verlieren. Seltsam! Dieser Wullenweber war ein Mann von eminenter Thatkraft, nur das, was den strebenden Mann groß macht und groß erhält, nur das fehlte ihm — Glück! Wullenweber hatte immer Unglück. Selbst nach seinem gewaltsamen Tode, behauptet die Sage, haftete der Fluch des Unglücks an dem, was ihm bei Lebzeiten gehörte. Ein altes Giebelhaus, nicht eben besonders ausgezeichnet, aber so recht hanseatisch verschnörkelt, bezeichnete die Tradition als das Wohnhaus Jürgen Wullenwebers. Es lag in der Königsstraße und bildete die Ecke der Hürterstraße. Das Volk behauptet, nie sei ein Bewohner dieses gewissermaßen vom Schicksal verfehmten Hauses auf einen grünen

Zweig gekommen, Jeder habe mit Fatalitäten zu kämpfen gehabt. Im October 1849 wollte es nun der Zufall, daß mitten in der Nacht just dieses Gebäude ein Raub der Flammen wurde, und zwar so gründlich, daß buchstäblich nichts als ein Trümmerhaufe davon übrig blieb. Vielleicht haben die zusammenstürzenden Wände auch das Unglück Wullenwebers begraben und den Fluch gesühnt, den der grimmig verfolgte Mann wahrscheinlich über seine Geburtsstätte ausgestoßen hat.

---

2. Ein Weinhaus an der Trave.

„Ich muß dich nun vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,"

rufe ich mit Mephistopheles dem Leser dieser flüchtigen Skizzen zu, indem ich ihn bitte, mich an den Hafen zu begleiten. Hier liegt zwischen Becker- und Fischergrube ein hochgiebeliges Haus, welches der weithin sichtbare Laubkranz, in dessen Mitte eine vergoldete Weintraube leuchtet, als Weinhaus bezeichnet. Bei den lübeckischen Reichsfreiherren reinsten Wassers ist es vielleicht nicht ganz fashionabel, in bezeichnetem Hause einzusprechen;

denn nach althergebrachter Sitte hat hier im nordischen Venedig auch jeder Stand seinen besondern Vergnügungsort für sich. Wer sich dieser Sitte nicht streng fügt, darf für nachträgliche Bemerkungen nicht Sorge tragen. Dem Fremden und sich erst Einlebenden gestattet die Humanität der Republik etwas mehr Freiheit der Bewegung; die meisten nehmen sich dieselbe auch, ohne viel zu fragen, was jedenfalls am rathsamsten ist.

Eines Tags nun, wo ich, verstimmt durch den ewig trüben Himmel und das unaufhörliche Pfeifen des Nordwindes, den Kai hinunterschlenderte und gar keinen Gefallen fand weder am Mann noch am Weib, wie Hamlet sagt, gerieth ich in die Gegend dieses Weinhauses. Dem lebhaften Gespräche nach, das bis auf die Straße zu vernehmen war, mußte es lustig darin zugehen, und neugierig gemacht, trat ich ein. Eine Glasthüre führt, wie bei allen ächt lübischen Häusern, auf die breite, ungemein tiefe Diele, die mit einer Reihe prächtig gearbeiteter großer Weinfässer garnirt ist. Auf einem derselben reitet ein jugendlicher Bachus, dickbäuchig, schmunzelnden Gesichts, eine Traube in der kleinen Hand zerdrückend. Ein anderes Faß ruht auf kunstvoll geschnitzten Thierköpfen, die halb in's Löwen-, halb in's Seehundsgeschlecht hinüberspielen. Nachdem ich mir diese höchst respektabeln Behälter wahrscheinlich trefflicher Weine genau

betrachtet hatte, öffnete ich die Thüre des Gastzimmers und war nicht wenig verwundert über den Anblick, der sich mir darbot.

Man denke sich einen Zimmerraum, schmal, ziemlich lang und sehr hoch. Dieser Raum erhält sein Licht durch zwei breite und hohe Fenster, durch deren krystallhelle Scheiben der Blick auf die Masten der Seeschiffe im Strome und auf den bewaldeten hohen Wall fällt, welcher Trave und Wallgraben scheidet. Das Zimmer ist, selbst an sonnighellen Tagen, immer etwas dunkel, denn alle vier Wände, Decke, Tische, Bänke, Stühle sind schwarz, kohlschwarz. Kunstvolles Getäfel, aus festem Eichenholz zierlich geschnitzt, bekleidet die Wände, bildet, verschobene Vierecke darstellend, die Decke. In einer Höhe von sieben bis acht Fuß über dem Fußboden springt ein breiter Sims aus dem Tafelwerk vor, sinnreich verziert durch meisterhaft geschnitzte Köpfe voll charakteristischen Ausdrucks. Unter diesem Sims zeigt das Schnitzwerk Guirlanden von Weinlaub, die sich um eine Reihe mannigfachster Holzschnitzbilder ranken. Der unbekannte Künstler dieses höchst werthvollen Schnitzwerks muß ein lustiger Schalk gewesen sein, der jedenfalls Luthers derben Reimspruch:

»Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang,«

dem Wortlaute nach befolgt hat; denn Wein, Musik und Gott Amor mit seinem Köcher spielen in diesen Holzhautreliefs eine große Rolle. Hin und wieder wird der Humor des Künstlers mittelalterlich derb und nimmt es mit der Wohlanständigkeit, wie unsere etwas prüde Zeit sie verlangt, nicht allzu genau. — Im Getäfel des einen Fensters steht die Jahreszahl 1644, woraus ich schließe, daß in diesem Jahre das in seiner Art ganz einzige Schnitzwerk beendigt worden sein mag.

Oberhalb des Simses ist eine Reihe ziemlich großer Gemälde in das Getäfel eingelassen, Darstellungen aus der biblischen Geschichte, auf Holzplatten gemalt. Leider hat sie das Alter größtentheils unkenntlich gemacht, was um so mehr zu bedauern ist, als sie nicht ohne Kunstwerth zu sein scheinen. Bei dieser Zerstörung sind die mit goldenen Lettern eingefügten Reimsprüche unter jedem einzelnen eine erfreuliche Zugabe. Dieses Zimmer ist meines Wissens niemals einer Beschreibung gewürdigt worden, dasselbe hat aber für Reisende, welche an alterthümlichen Kunstgebilden Gefallen finden, jedenfalls Werth. Das erste unter dem braunen Dunstanflug kaum noch kenntliche Gemälde unten rechts vom Osten stellt die Verkündigung Mariä dar und zeigt den Reimspruch:

»Eine Jungfrau vom Geist schwanger wirt
Und daß Ewige Wort gebirt.«

Auf dem nächsten Bilde sehen wir die Geburt Christi den Hirten verkündet, mit der Erklärung:

»Die Geburt Christus wirt offenbahr
Den Hirten durch der Engel Schaar.
Zu Bethlehem Christus wirt gebohren
Von einer Jungfrauen außerkohren.«

Es folgt die Beschneidung des Herrn. Dieses Bild trägt folgenden Vers:

»Hie wird beschnitten Jesu Christ,
Der dieses Gesetzes Ende ist.
Durch Buß beschneid o Mensch dein Hertz,
So kömbt zu nutz dir Christi Schmertz,«

u. s. w. bis zur Kreuzigung Christi.

Dieses originelle Weinzimmer erfreut sich Jahr aus Jahr ein des lebhaftesten Besuches, und zwar von Gästen, die mit vollem Recht auf Originalität Anspruch machen dürfen, deren ganzes Wesen, Thun und Treiben vortrefflich zu dem Humor paßt, der aus den holzgeschnitzten Wänden auf sie herab kichert. Es ist die Weinstube der Schiffer, d. h. der Schiffskapitäne.

Mit vielgereisten Leuten zu verkehren ist immer angenehm, gewöhnlich auch belehrend, wenn man nur nicht so dünkelhaft ist, sich einzubilden, man könne nichts lernen von Menschen, welche nicht nach der Schnur geschult worden sind. Bücherweisheit kramt ein Schifferkapitän,

der dreißig Jahre lang die See gepflügt hat und vom Eiskap bis zum Feuerland alle Strömungen und Untiefen der verschiedenen Meere kennt, allerdings nicht aus, aber von seinen Erfahrungen, seinen Erlebnissen möchte sich auch der Gelehrteste etwas zulegen können, ohne an Tiefe, Weisheit und Originalität zu verlieren. Diese an Sturm, Drang und Noth gewöhnten Männer besitzen sammt und sonders etwas, das ich bereitwillig respektire, nämlich große Geistesgegenwart, nie wankende Ruhe, rasche Entschlossenheit und eine Energie des Willens, die unseren Regierungsherren zu wünschen wäre, deren Thun und Lassen leider mehr dem Spiel von Wichtelmännchen, als dem Handeln von Männern gleicht, welche in der harten Schule des Lebens gestählt worden sind.

Lübische Seefahrer bilden den Stamm erwähnter Weinhausgesellschaft, doch fehlt es auch nicht an Kapitänen anderer Nationen. Man kann annehmen, daß die Führer aller in Lübeck und Travemünde einlaufenden Seeschiffe im Weinhause an der Trave sich einfinden, um hier junge und alte Collegen zu begrüßen, vergangener Zeiten sich zu erinnern, die Gegenwart heiter zu genießen und die neuesten Erlebnisse sich gegenseitig mitzutheilen. Nur Einzelne, die entweder das Alter gebeugt hat, oder die müde des langen Umherirrens, das sauer Erworbene in Ruhe und Behaglichkeit genießen wollen, liegen

Jahr aus Jahr ein hier vor Anker. Die meisten bleiben nur Tage und Wochen, um auf's neue in See zu gehen, nach Monaten oder Jahren wiederzukehren oder sich versenken zu lassen in die gemeinsame Gruft aller Seefahrer, die grüne See, über deren rollende Hügel sie mit den leuchtenden Hoffnungsschwingen ihrer Segel sorglos forttreiben an ferne und nahe Küsten.

Oft, wenn viele Schiffe zu gleicher Zeit einlaufen, gleicht das Weinhaus an der Trave einer Bauhütte am Thurme zu Babel, so viele verschiedene Völkerzungen hört man hier erklingen. Ueberwiegend und herrschend sind im Allgemeinen die nordischen Sprachen. Wohltönendes Schwedisch, dessen vokalreiche Laute und sonore Endungen der Worte bisweilen an das melodische Italienisch erinnern, mischen sich in weiches, fast „talfernd" klingendes Dänisch. Wunderlich anzuhörendes Finnisch wechselt ab mit kräftigem Russisch, das sich für den Gesang sehr gut eignet und überhaupt eine nichts weniger als unangenehm tönende Sprache ist. Man hört auch Englisch, Französisch, Norwegisch und Holländisch sprechen, sehr selten Spanisch, Portugiesisch und Italienisch; dagegen hat man oft Gelegenheit, die eigenthümlichen Kehllaute der Letten und Esthen zu vernehmen, die nicht sowohl europäischen als asiatischen Ursprungs zu sein scheinen.

So viele verschiedene Nationalitäten sind jedoch kein Hinderniß für lebhaften Verkehr und allgemeines Gespräch, denn über dem gewaltigen Sprachchaos schwebt als leuchtende Sonne, deren Schein dem Sohne der finnischen Lappmark eben so verständlich ist als dem seefahrenden Bewohner des Tajo, das naive, gemüthliche Plattdeutsch, daß jeder Schiffskapitän mit Leichtigkeit spricht, weßhalb es denn an diesen Küstenstrichen allgemeine Volks- und Verkehrssprache geworden ist.

Das plattdeutsche Sprachidiom, das der Mittel- und Süddeutsche nur dem Namen nach kennt, und das von deutschen Sprachforschern häufig sehr von oben herab beurtheilt wird, ist von unglaublicher Biegsamkeit und scheidet sich wieder in eine zahllose Menge von Dialekten, die zwar gleichen Stammes sind, dennoch aber viele und wunderliche Abweichungen in den Wortfügungen unter einander haben. Ein zutreffendes Urtheil über die plattdeutsche Sprache darf sich nur der Eingeborene erlauben, vorausgesetzt, daß er die geistige Befähigung überhaupt dazu besitzt. Ein Nichteingeborener kann tiefe Studien machen, kann Jahre lang in die Geheimnisse der plattdeutschen Sprachfügungen einzudringen sich bemühen, und wird doch schwerlich dazu kommen, mit Bestimmtheit sagen zu können: ich hab' es gefunden!

Glaube ja Niemand, es sei leicht Plattdeutsch zu lernen! Im Gegentheil, ich bin der Meinung, daß man eher jede andere, mit dem Deutschen gar nicht verwandte Sprache sich zu eigen machen kann, als das Plattdeutsche. Verstehen lernt man es allerdings bald, wie es überhaupt die Eigenschaft besitzt, sich mit seinen weichen, herzlichen Lauten leicht einzuschmeicheln und gleich einer Schlingpflanze mit tausend Häkchen sich an Jeden anzuklammern. Man lernt sich auch bald oder doch nach einiger Zeit plattdeutsch ausdrücken; allein dieser Ausdruck ist darnach. Kein Oberdeutscher spricht das Platt richtig, er snackt es blos. Ich möchte mich anheischig machen, es mit einiger Vorsicht ziemlich richtig zu schreiben, richtig sprechen werde ich es eben so wenig lernen als irgend ein Anderer, der es nicht schon mit der Muttermilch eingesogen hat.

So auffallend dieß klingen mag, so leicht erklärlich ist es. Meines Wissens gibt es keine plattdeutsche Grammatik; Alles in dieser Sprache ist entweder überliefert oder durch den Gebrauch, der sich ändern kann, geheiligt. Gewisse Regeln, namentlich in der Abweichung der Wortbildungen von den entsprechenden hochdeutschen Worten, sind leicht zu erkennen, leicht zu fassen und, falls die Zunge Geschmeidigkeit genug besitzt, auch leicht im Sprechen anzuwenden. Allein dieß reicht noch lange

nicht hin, um die plattdeutsche Zunge nur einigermaßen richtig zu gebrauchen. Die größte Schwierigkeit für alle Oberdeutschen liegt in der eigenthümlichen Willkür, hochdeutsche Worte in das Platte einzufügen und ein und dasselbe Wort halb platt und halb hochdeutsch zu beugen. Hinter dieses Geheimniß zu kommen, das dem Eingebornen, ohne daß er sich darüber Rechenschaft ablegt, zur andern Natur geworden ist, müht man sich völlig vergebens ab. Glaubt man's zu haben, so entschlüpft es schon im nächsten Augenblicke wieder. Es wäre leicht, eine Menge solcher Worte hier anzuführen, ließe sich eine Regel damit aufstellen; dieß ist aber nicht der Fall. Wie eigensinnig im Aussprechen der Worte der Plattdeutsche ist, beweist z. B. das Wort „einerlei." Der platt Sprechende sollte dieß „enerlee" aussprechen, aber nein, es heißt immer „enerlei." Man kann dabei wirklich fragen: warum nicht „einerlee? Und so geht es mit einer Menge Worte. Aus dem ä macht der Plattdeutsche fast immer ein e (was, beiläufig bemerkt, der geborene Lübecker auch im Hochdeutschen zu thun liebt; es soll vornehm klingen), und umgekehrt aus dem e ein a. Der Indicativ wird ihm gewöhnlich (wenigstens im Ohr des Hochdeutschen) zum Conjunctiv, namentlich bei dem Hülfszeitwort „sein" ꝛc. Kurz, es gibt eine solche Menge Eigenthümlichkeiten in diesem weit verbrei-

teten Sprachidiom, daß sich ein ganzes Buch darüber schreiben ließe. — Dazu kommen nun noch die zahllosen Abweichungen der verschiedenen Dialekte. Gutes Platt spricht man an den Ostseeküsten am Besten wohl in Holstein und Schleswig bis zur Flensburger Bucht. Auch das Platt in und um Lübeck zähle ich zu den bessern Dialekten. In Mecklenburg ist es schon weniger gut, in Hamburg voll und schwer tönend und in Dithmarschen so seltsam gemischt mit anderwärts entweder nicht üblichen Worten, oder mit so vielen andern Fügungen, daß man sich häufig auf's Rathen legen muß.

Eine Eigenthümlichkeit der Lübecker, die auch in ihrem Platt sich findet, ist die ganz außerordentlich harte Aussprache des t, m und l am Anfang eines Wortes. Kein geborener Lübecker wird „möglich“ sprechen; in seinem Munde klingt das Wort genau wie „mmöglich.“ Zwei m setzt er wenigstens vor, mancher kann's sogar auf drei bringen. Eben so macht er es z. B. mit „lächerlich,“ das immer wie „hlächerlich“ klingt. Dieß wiederholt sich im Platten, wo am stärksten das t zu Anfang eines Wortes betont wird. Die Redensart „gah man to“ (geh fort, geh zu) spricht man hier zu Lande immer aus: „gah man tto.“

Nach dieser Abschweifung wende ich mich zurück zu der Gesellschaft, deren lebhafter Verkehr in dem beliebten

und gemüthlichen Volksdialekte Nordalbingiens und der östlichen Küstengegenden mich zu vorstehenden Bemerkungen veranlaßte.

Seeleute pflegen derb zu sein. Daher kommt es, daß die Worte bei ihren Unterhaltungen nicht auf die Goldwage gelegt werden, was denn ihren Gesprächen gewöhnlich eine höchst charakteristische Färbung gibt. Vieles, was einem gebildeten Ohr in hochdeutscher Mundart gar zu hart und stark klingen würde, ist in plattdeutscher nur drollig; dieselbe ist überhaupt ungemein reich an scherzhaften Bezeichnungen. Erzählungen von Abenteuern auf der See, von tollen, ausgelassenen Streichen, wie der Uebermuth schäumender Jugend sie nach überstandenen Gefahren gern verübt, nehmen sich gar trefflich aus, wenn sie in plattdeutscher Zunge geläufig und mit gutem Humor vorgetragen werden. Ich habe wiederholt dergleichen Geschichten mit großem Ergötzen erzählen hören und finde wohl später einmal Zeit, einige davon in's Hochdeutsche übersetzt, mitzutheilen.

Heiterer, bisweilen auch wohl plumper Scherz ist vorherrschend in den Unterhaltungen dieser Seemänner. Es war daher ein ganz artiger Einfall von dem Besitzer des Hauses, ein Porträt des Schalks aller Schälke, nämlich Eulenspiegels und seiner Ehefrau, in das alterthümliche Sprechzimmer zu hängen. Die lebenslustigen

Augen dieser beiden glücklichen Schalksnarren, gemalt als fidele Zecher, lachen immer mit gleichem Vergnügen von der schwarzbraunen Wand herab auf die rosig gelaunten Seefahrer. Fände sich auch wirklich einmal ein Grämlicher unter ihnen ein, lange wird seine Stirn kaum gefaltet bleiben, sei's vor Sorge, sei's vor Schmerz. Das dunkle Blut der Reben von Bordeaux oder heißer steifer Grog, aller Seemänner Lieblingsgetränk, verscheucht die Grillen.

Reisende, welche einige Tage in Lübeck bleiben, sollten dem Weinhaus an der Trave nicht vorübergehen. Der gefällige Wirth zeigt Fremden gern sein interessantes Gastzimmer, und die gewöhnlich um Mittag am zahlreichsten versammelten Schiffer sind viel zu sehr Naturmenschen, als daß sie sich auch nur Minuten lang stören ließen in ihren Unterhaltungen. Hat also der Reisende Glück, so kann er drollige Dinge hören, vorausgesetzt, daß er Plattdeutsch versteht.

---

3. Unter der Erde.

Deutsche aller Stämme liebten von jeher nach vollbrachter Arbeit einen guten Trunk in ungezwungener, heiterer Gesellschaft. Dieser national deutschen Sitte haben wir, scheint es, die vielen vortrefflichen Kellerräume zu danken, an denen besonders die größeren Städte Deutschlands reicher sind als irgend ein anderes Land. Die berühmtesten, am öftersten genannten Keller deutscher Städte sind wohl der Auerbach'sche in Leipzig, seit Jahrhunderten verwebt mit der Volkssage vom Faust, und der Bremer Rathskeller, der in Wilhelm Hauff's „Phantasien" ebenfalls seine poetische Verherrlichung gefunden hat. Dem Rathskeller zu Lübeck ist meines Wissens solche Ehre noch nicht zu Theil geworden, obwohl er sie nicht weniger verdient; denn in diesen kühlen, gewaltigen Gewölben tief unter der Erde saßen ihrer Zeit die Beherrscher der Ostsee, die königlichen Kaufleute von Lübeck, die sich nicht viel kümmerten um das Stirnrunzeln von Königen und Fürsten, sondern eben so rasch mit dem Schwert bei der Hand waren, wenn es

galt, dem Namen der Hansa zu Ehre und Ruhm zu verhelfen, als im stillen Comtoir des waarengefüllten Hauses die friedliche Feder zu führen verstanden, um ihren Wohlstand zu mehren und durch weitverzweigte Handelsverbindungen Kultur und Sitte in ferne Länder zu tragen.

In der Voraussetzung, daß der Leser geneigt ist mir zu folgen, führe ich ihn vom Marienkirchhof nach der belebten Breitenstraße, vorüber an dem schwarz getünchten Ziegelbau des malerischen Rathhauses, in dessen Wände sich die Goldschmiede eingenistet haben. Eng zusammengedrängt, in unglaublich beschränkten Räumen sitzen sie hier Tag aus Tag ein, rüstig arbeitend wie Bienen und die Erzeugnisse ihrer kunstfertigen Hände am Schaufenster ausstellend, dessen strahlende Schätze durch den sie einfassenden schwarzen Steinrahmen erst recht in die Augen fallen.

Durch den mittleren Schwibbogen betreten wir den Marktplatz, ein ziemlich regelmäßiges Viereck. Große schöne Häuser würden ihm ein gefälliges Ansehen geben und mit dem gewaltigen Rathhausbau harmoniren, während derselbe in seiner gegenwärtigen Gestalt, von kleinen unscheinbaren Häusern eingefaßt, nicht wie der Markt einer großen Handelsstadt, sondern wie der Hauptplatz einer mittelgroßen Provinzialstadt erscheint. Dennoch

weilt Jeder gern auf diesem Marktplatze, denn Niemand kann sich so leicht satt sehen an dem originellen Rathhausbau, der, obwohl allen reinen Styls entbehrend, doch Jedermann befriedigt und immer von Neuem wieder anzieht. Eben so sonderbar als malerisch nimmt sich die rothe Ziegelmauer aus, die eigentlich ohne allen ersichtlichen Zweck hoch über das Dach emporragt, auf dem äußersten Sims drei Thürmchen trägt, die man weithin sieht, zwei kreisrunde große Oeffnungen hat und mit dem Reichsadler im goldenen Felde wie mit dem rothweißen lübeckischen Farbenschild gar stolz verziert ist. Diesen schwarzen Doppeladler und die lübeckischen Farben haben die alten Hanseaten an öffentlichen der Stadt gehörigen Bauwerken so oft wie möglich angebracht. Auf der Marktseite des Rathhauses finden wir sie einmal in dem Gemäuer, am Burgthorthurme sind sie in ganz gleicher Weise dem glänzenden Ziegelwerke eingefügt, und so noch anderwärts.

Vom Bogengange des nördlich gelegenen Flügels führt in den Rathskeller eine breit vielstufige Treppe hinab, die recht reichsstädtisch aussieht. Gegenüber dieser Treppe, dicht unter der hochgeschwungenen Wölbung, sind auf breiter Tafel die Wappen aller deutschen Staaten abgemalt, das unerquickliche Bild deutscher Vielherrschaft und Vielköpfigkeit, weshalb wir uns auch rasch davon

abwenden, um uns nicht Laune und Appetit zu verderben. Breit, tief und lang könnte der bloße Vorraum des Lübecker Rathskellers recht gut als Ballsaal benutzt werden; auf dieser Kellerdiele ist Platz für einige hundert tanzende Paare. In den Zeiten hanseatischer Blüthe mag hier wohl ein sehr reges Leben geherrscht haben, gegenwärtig ist es, mit Ausnahme der Markttage und des Sonntags, ziemlich still. Nur Fremde und einzelne Gesellschaften finden sich bisweilen daselbst ein, um ungestört und unbelauscht bei traulichem Gespräch einen Labetrunk zu thun.

Vor den Eroberungskriegen der französischen Heere unter Napoleon soll der Lübecker Rathskeller überaus wohl versorgt gewesen sein mit kostbaren alten Rhein- und Moselweinen. Die Franzosen fanden diese unterirdischen Schätze ganz nach ihrem Geschmack und verleibten sie mit derselben Gemüthsruhe dem französischen Kaiserreiche ein wie die Hansestadt selbst. Bei der Wiederherausgabe letzterer war von den entführten Weinen keine Spur mehr zu entdecken.

Im Keller zu Lübeck findet man keine so abgeschlossene kleine Zellen, wie es deren im Bremer Rathskeller gibt, dafür aber hat man die Wahl unter gemüthlichen, ziemlich großen Räumen, die alle eigene Namen führen und im Winter gewöhnlich mehr oder weniger von

bestimmten Gesellschaften besucht werden. Unter diesen abgesonderten Gewölben ist die Rose besonders interessant. Man zeigt hier noch die Plätze, wo die berühmten Lübecker Bürger Jürgen Wullenweber, Markus Maier und Alexander von Soltwedel zu zechen pflegten; wo sie ihre politischen Pläne besprachen, und jene gewaltige Bewegung hervorriefen, die leider eine sehr traurige Wendung nahm und viel Blut kostete, ohne dem Staate irgend welchen Segen zu bringen. Auch die Lilie und der Magistrat sind schöne Räume, die viele Menschen fassen. Jener führt seinen Namen von einer an der Wölbung befindlichen Lilie, dieser von den Gästen, die gewöhnlich hier zechten. Die Magistratsmitglieder hatten es sich recht bequem eingerichtet. Eine Treppe führt in den „Magistrat" genannten Kellerraum aus dem Rathhause herab und verbindet die Sitzungszimmer der lichten Oberwelt direkt mit den dunklen Höhlen der Unterwelt. Jetzt ist dieser Eingang von oben nach unten verschlossen. Man sagt, es sei dies geschehen, um den tagenden Vätern der Stadt nicht gar zu viel Gelegenheit zu geben, die Weisheit mit Thorheit zu verbrämen.

Ein sehr geräumiges Gemach bildet die sogenannte Zelle. Hier pflegten in alter Zeit die reichen Patriziersöhne ihre Hochzeitschmäuse zu halten. Das Zimmer

scheint von Anfang an dazu bestimmt gewesen zu sein, wenn dem plattdeutschen schalkhaften Reime zu trauen ist, dem man noch heut an dem Sims des alterthümlichen Kamines liest. Er lautet:

»Mannich Mann lude synget,
Wen man em de Brudt bringet;
Wiste he, wat man em brachte,
Det he veel lewer weenen mochte!«

Dem breiten, mit kolossalen Stückfässern auf beiden Seiten eingefaßten Gewölbegange gegenüber, welcher zu dieser Junkerzelle führt, befindet sich auf der Marktseite auf niedriger Erhöhung eine ziemlich lange Tafel, um die als Sitze zwei schmucklose Holzbänke laufen. Dieser Zechtisch, in die tiefe Fensternische hinein geschoben, ist eine der größten Merkwürdigkeiten Lübecks, wenn die Sage, welche daran haftet, wahr ist. Man nennt ihn den Admiralstisch und erzählt, daß er aus einer Planke des letzten Lübischen, mithin auch deutschen Admiralschiffes gezimmert worden sei.

Mich überschlich allemal ein wehmüthiges Gefühl, so oft ich die wurmstichige, vielfach ausgebesserte schwarzbraune alte Schiffsplanke zu Gesicht bekam; denn es wollte mich bedünken als träte in diesem Bilde das trübe Geschick Deutschlands in seiner ganzen Trostlosigkeit vor mich hin. Wurmstichig, zerspalten und zernagt wie dieser

alte lübische Zechtisch ist auch der vielgliedrige Staatskörper unsers Vaterlandes. Was etwa in ihm noch übrig geblieben ist von der Vergangenheit Größe und Ruhm, das ist eben auch nur Trümmer eines ehedem herrlichen Baues, ist mühsam zusammengeflickt wie diese letzte Planke des längst vermoderten Admiralschiffes. Man fragt sich unwillkürlich, wenn der goldene Saft der Reben im grünen Römer blinkt, und die Gläser über dem morschen Eichenholz zusammenklingen auf des Vaterlandes zukünftige Größe — wann wird wohl die Zeit kommen, wo diese Wünsche in Erfüllung gehen?

Die Antwort auf solche Frage lautet nicht tröstlich, so lange Einheitsbestrebungen nur zu noch größerer Zersplitterung der einzelnen deutschen Stämme führen. Es wird aus Deutschland eben so wenig ein gebietender Staat, als aus einzelnen Stücken Holz ein Schiff so lange die leitende Hand eines geschickten Baumeisters sie nicht kunstgerecht zusammenfügt. Vielleicht aber ist diese Zeit doch näher, als man glaubt. Vielleicht zimmert man bereits, sei's vor der Hand auch nur in verborgener Stille, an dem Kiele, auf welchem das Staatsschiff Deutschland ruhen soll. Kommt es dereinst dazu, dann mögen die Glücklichen, welche dann noch leben, froheren Muthes am Admiralstisch im lübischen Rathskeller zechen, als wir es können; denn dann werden bald genug deut-

sche Wimpel an den Mastspitzen deutscher Schiffe auf allen Meeren flattern.

Auf das Herannahen dieser hoffnungsvollen Lage leeren wir noch ein Glas über der alten Planke, vergessen nicht einige Tropfen vom edlen Naß den untern Göttern zu weihen, und steigen wieder empor in die sonnige Oberwelt.

---

4. In Sanct Marien.

Auf dem höchsten Punkte des oblongen Hügelrückens, welchen die Häusermassen Lübecks bedecken, liegt die Marienkirche, ein kolossaler gothischer Ziegelbau in edelstem Styl, sowohl durch seinen Umfang wie durch seine Höhe. Diese Kirche ist das Augenmerk jedes Ankömmlings, und verdient es zu sein. Sie darf sich getrost mit den größten und schönsten Tempelbauten ganz Deutschlands messen, wenn auch ihre beiden ungeheueren Thürme all' jener Zierrath und jenes architectonischen Schmucks entbehren, woran die gothischen Bauwerke im Süden und Westen Deutschlands, in Frankreich, Belgien und England so reich sind.

Mir sind wenige Kirchen bekannt, deren Inneres einen so erhebenden, die Seele befriedigenden Eindruck macht. Dieser Eindruck wäre noch tiefer und reiner, stieße das Auge des Beschauers nicht auf so viel Ungehöriges, das Wände und Säulen verunstaltet und die Harmonie des Ganzen stört. Die vielen Schilder und Grabmäler daran, von denen die meisten keinen Anspruch auf Kunstwerth machen können, sind eine sehr unerfreuliche Beigabe. Könnte man sich derselben entäußern, so würde die Kirche ungemein an Schönheit gewinnen und besonders der Anblick der drei Schiffe von West nach Ost ein außerordentlich erhebender sein. Das Mittelschiff, 134 lübische Fuß hoch, wird von einer Wölbung geschlossen, die, von unten betrachtet, mit ihren feingeschwungenen Bogen einen herrlichen Anblick gewährt. Diese außerordentliche Höhe des Mittelschiffs macht sich schon von außen bemerkbar, indem über die an sich schon sehr hohen Seitenwände der Kirche ein mit vielen Fenstern versehener Oberbau hervorragt, der fast das Ansehen einer zweiten Kirche hat. Die Verbindung dieses Oberbaues mittelst durchbrochener Schwibbögen, welche auf den Außenpfeilern ruhen, nimmt ihm das Sonderbare, läßt ihn gewaltig erscheinen und verleiht ihm gefällige Form und Schmuck.

Während der guten Jahreszeit steht die Marienkirche täglich Jedermann offen, namentlich in den Mittagsstunden. Schlag zwölf finden sich dann gewöhnlich eine Menge Besucher in ihren kühlen Säulenhallen ein, um sich vom Küster die einzelnen Kapellen erschließen zu lassen und je nach Geschmack und Bildung die daselbst vorhandenen Kunstwerke und alterthümlichen Merkwürdigkeiten zu betrachten. — Es ließe sich eine lange Abhandlung über das Innere der Marienkirche schreiben, wollte ich erschöpfend sein; da jedoch diese Schildereien nur andeuten sollen, nur Schraffirlinien zu einem Gemälde bilden, erwähne ich blos das Bedeutendere.

Betritt man die Kirche von der Südseite, so ist es rathsam, nicht durch den Haupteingang, sondern durch die westlichere Thür der sogenannten Briefkapelle in das Schiff zu gehen. Diese Kapelle, jetzt leider, wie mir scheint, ein bloßes Reservoir für altes Gerumpel, für Balken, Bretter, Kalkfässer und Arbeitsgeräthe, würde, zweckmäßig ausgeschmückt, eine wahre Zierde des prachtvollen Gotteshauses sein. Ihre außerordentlich schöne Wölbung ruht auf zwei schlanken achteckigen granitenen Monolithen, von denen jeder 32½ Fuß hoch ist. Man erzählt sich, es seien diese seltenen Säulen von der Insel Bornholm nach Lübeck gebracht worden. Die einfach weiß getünchte Kapelle ward 1310 erbaut,

war ursprünglich der Mutter Gottes gewidmet, erhielt aber später den Namen St. Annen- oder Briefkapelle. Als noch die alte Kirche im Norden Deutschlands blühte, pflegte man die Ablaßbriefe daselbst aufzuhängen, auch gemalte Heiligenbilder, Briefe genannt, zu verkaufen, was ihr den jetzt noch gebräuchlichen Namen gegeben haben mag.

Durchschreiten wir jetzt das Innere des gewaltigen Baues seiner ganzen Breite nach und wenden uns im nördlichen Schiffe ostwärts, so gelangen wir zum Eingang der berühmten Todtenkapelle, die uns der greise Küster bereitwillig erschließt. Diese Kapelle enthält eine der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten Lübecks, den originellen, in seiner Art ganz unvergleichlichen Todtentanz. Persönlich bin ich, aufrichtig gestanden, für die fratzenhafte Darstellung des Todes, wie die christliche Mythe ihn sich vorstellt, und wie er in der Phantasie aller christlichen Völker fortlebt, nicht sonderlich eingenommen. Ein Todtengerippe kann meiner Ansicht nach niemals schön sein und sollte deshalb nie Gegenstand künstlerischer Gebilde werden. Die christliche Welt indeß, besonders die christlich-germanische, hat sich so befreundet mit dieser schauerlichen Abbildung des Todes, daß die Wenigsten etwas Unschönes in einem gemalten Todtengerippe finden. — Kann man nun das Abstoßende

in dieser Darstellung vergessen, so ist nicht nur der Gedanke ein tief poetischer, auch die Durchführung desselben in ihrer reichen Mannigfaltigkeit erregt Bewunderung.

Man nimmt gewöhnlich an, daß der nun zerstörte Todtentanz in Basel, der fälschlich Hans Holbein zugeschrieben wurde, der bedeutendste und unübertrefflichste sei. Wir kennen denselben nur aus Nachbildungen, deren die neuere Zeit ja viele gebracht hat. Der Lübecker Todtentanz in der Marienkirche wird indeß jenem Basler Kunstwerke schwerlich viel nachstehen, obgleich er älter sein mag. Lange Zeit hielt man das originelle Kunstwerk ebenfalls für ein Erzeugniß Holbeins, erst später brachte man in Erfahrung, daß dasselbe lange vor der Geburt des großen Künstlers entstanden sei. Bis auf den heutigen Tag weiß man nicht, von wem es herrührt. Ich halte es für das Werk eines erzdeutschen Malers, denn Alles an dem Gemälde, Gesichtsausdruck der einzelnen Personen, Gewandung, und namentlich die eckige Darstellung der Körperformen ist so mittelalterlich deutsch, so kirchlich fromm, so naiv unschön, daß nur ein Deutscher damaliger Zeit Menschen so nachbilden und ausstaffiren konnte.

Das umfangreiche Gemälde läuft rund um alle vier Wände der Kapelle und bildet ein aus vierundzwanzig Bildern zusammengesetztes Ganzes. Vom Papste ab-

wärts bis zum Bauer geleitet der Tod tanzend die Vertreter aller Stände zum Grabe. Die Phantasie des Künstlers erregt Erstaunen durch die Variationen, welche sie der Gestalt des so oft wiederkehrenden Todes zu geben wußte. Dieser braunschwarze Knochenmann ist auf jedem Bilde ein anderer. Der zähnefletschende Schädel bekommt unter der Hand des genialen Künstlers Charakter und tritt hier als scherzender Lebemann, dort als grinsender letzter Mahner, am dritten Ort als hohnlachender Räuber oder Entführer auf. Den Reigen des originellen Tanzes eröffnet ebenfalls ein Todtengerippe, es schreitet den nachfolgenden Paaren als Flötenbläser vorauf. Den Beschluß des Tanzes macht ein Wiegenkind.

Das Gemälde ist mehrmals erneuert worden, wodurch es unstreitig verloren hat. Zuletzt ward es 1783 wieder aufgefrischt. Jedes einzelne Gemälde (die Figuren sind in Lebensgröße) war ursprünglich mit einem erklärenden plattdeutschen Reime versehen, die recht eigentlich zu dem Bilde passen mochten, da ich mir Gemälde altdeutschen Styles nicht besser als in plattdeutscher Sprache erklärt vorstellen kann. Malerstyl und Sprachstyl sind hier gleich naiv. Leider waren diese Reime großentheils so unleserlich, daß selbst die Chronisten sie nicht ganz zu entziffern vermochten und nur einzelne genau auf unsre

Zeit gekommen sind, darunter die rührende Ansprache des Wiegenkindes an den Tod:

»O Dot, wo sal ick dat verstahn?
Ick sal danssen unde kan nich ghan!«

Seit dem Jahre 1701 tragen sämmtliche Bilder hochdeutsche Reimschriften, die nichts weniger als lobenswerth sind und den damaligen Präceptor an St. Annen, Nathanael Schlott, zum Verfasser haben.

Die Wand hinter dem Gemälde zeigt uns eine Totalansicht der alten Hansestadt mit den Ufergegenden der Trave bis zu deren Ausmündung in die Ostsee. Ein zweites Wandgemälde stellt eine alterthümliche Burg vor. Es wird behauptet, diese Feste sei die sogenannte Olafsburg, die bis zur Zeit der Wullenweber'schen Unruhen an der Wackenitz gelegen und ein Sammelplatz der reichen Patrizier Lübecks war, die in ihren Räumen lustige Gelage und andere Festlichkeiten zu feiern pflegten. Die stürmische Zeit, die auch Jürgen Wullenweber zuletzt verschlang, zerstörte die Olafsburg so gründlich, daß jetzt kein Stein mehr von ihr übrig ist.

Zu den werthvollsten Zierden der Marienkirche gehören einige daselbst sorgfältig verwahrte Gemälde älterer und neuerer Zeit. Ich nenne von Werken älterer Meister die Messe des heiligen Gregor in der sogenannten

Bergenfahrerkapelle, ein Werk von großartiger Composition mit sehr schönen Köpfen. Es ist mit Leimfarben auf Leinwand gemalt. Leider kennt man den Namen des höchst bedeutenden Künstlers nicht. Jedenfalls war es ein Fremder, vielleicht ein Niederländer. Letzteres scheint deshalb wahrscheinlich, weil man in dem Gemälde eine auffallende Aehnlichkeit finden will mit der Austheilung des Kelches von Jost von Gent, die von allen Kunstkennern als ein ausgezeichnetes Werk gepriesen wird und sich in der Kirche St. Agata zu Urbino befindet. Auf dem Diptychon, das in derselben Kapelle hängt, zeichnet sich die Abnahme Christi vom Kreuze durch edle Composition, durch die schönen weiblichen Köpfe und durch herrliche Anordnung der Gewandung vortheilhaft aus. Dem Urtheile Waagens zufolge soll es den Aschaffenburger Maler Matthäus Grünwald zum Urheber haben, der von 1480 bis 1530 lebte.

In der freundlichsten, am geschmackvollsten verzierten aller Kapellen dieses Gotteshauses, der Galinenkapelle, hat ein Meisterwerk neuerer Zeit, eines der werthvollsten, gelungendsten Bilder Overbecks, eines geborenen Lübeckers, passenden Platz gefunden. Es stellt den Abschied vom Leichnam des Herrn dar und wurde in Rom gemalt, wo Overbeck einen bleibenden Aufenthalt genommen hatte. Einen meisterhafter gemalten

Leichnam hat die Malerei wohl schwerlich aufzuweisen. So nur können wir uns den verklärten, für der Welt Sünden sich opfernden Erlöser vorstellen. Wir sehen vor uns die entseelte Hülle eines Menschen, dessen Leben ihn der Gottähnlichkeit theilhaftig machte, wie sich die weinende Mutter über ihn beugt, noch einmal die erkaltete Hand ihres Lieblings fassend. Neben ihr steht der tiefgebeugte Johannes mit den milden Gesichtszügen, der weichen Lippe, die immer nur die Lehre von der Liebe predigt; zu Häupten Maria Magdalena mit krampfhaft gefalteten Händen, ihr gegenüber zu Füßen Maria, Marthas Schwester. Mehr im Hintergrunde sieht man die würdevollen ernsten, männlich gefaßten Gestalten des Nikodemus, Lazarus und Josephs von Armathia, letzterer kenntlich an dem Balsamgefäß, das er in der Hand hält. Die felsige Grabeshöhle und in weiterer Ferne Golgatha, getaucht in die warmen Farben eines südlichen Abends, bilden eine ungemein ansprechende landschaftliche Umgebung.

Bevor wir die im Osten der Kirche hinter dem Hochaltar gelegenen Beicht- oder Sängerkappelle erreichen, kommen wir abermals an einem alten Diptychon vorüber, dessen Entstehung in das fünfzehnte Jahrhundert fallen mag. Kunstkenner halten es für das Werk eines Lübeckers aus der altholländischen Schule. Mit Aus-

nahme einzelner Köpfe, die mit fast ängstlichem Fleiße ausgeführt sind, enthalten die Gemälde wenig künstlerisch Werthvolles. Sie stellen eine Kreuzigung und die Anbetung der heiligen drei Könige vor.

In der Beichtkapelle fesselt uns zuerst ein zweites Gemälde von Overbeck, der Einzug Christi in Jerusalem. Ungleich früher entstanden als das oben genannte, kommt es diesem nicht gleich an harmonischer Vollendung, obwohl es bereits den werdenden großen Meister verräth. Mich störte bei wiederholter Betrachtung immer der zu große Figurenreichthum; denn außer den sämmtlichen Aposteln ist der in Jerusalem einziehende Erlöser von einer Masse von Frauen, Männern und Kindern umgeben, die zwar alle gut gruppirt sind, aber doch kein recht anziehendes, wenigstens kein befriedigendes Ganzes bilden. Für diese Menge von Menschen, unter denen so viele bedeutende Persönlichkeiten sich befinden, ist das Gemälde nicht umfangreich genug. Unterhaltender sind die drei Fenster von bunter Glasmosaik, die schon seit längerer Zeit die Beichtkapelle schmücken. Um sie zu verstehen und wirklichen Genuß von dieser überaus kunstreichen Arbeit zu haben, genügt freilich ein flüchtiger Besuch nicht. Sie erfordern wirkliches Studium. Als Verfertiger dieser kunstvollen Mosaik wird in nach vorhandenen Urkunden Franz, Dominik Livis Sohn aus

Ghambassa im Florentinischen genannt. Er lebte um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts und galt für den berühmtesten Mosaikbildner seiner Zeit. Das mittelste dieser Fenster, die bis 1818 Eigenthum der längst schon abgebrochenen Burgkirche waren, enthält Darstellungen aus der Legende vom heiligen Hieronymus in lauter ungemein zierlichen elliptischen Medaillons, durch deren Zwischenräume sich die feinsten Arabesken nebst musicirenden Engeln schlingen. Im Fenster rechts wird uns die Legende vom heiligen Petrus erzählt. Die Mosaik bildet hier runde, aus zwei Theilen bestehende Medaillons. Im Fenster zur Linken endlich lesen wir bildlich dargestellt die Legende von der Auffindung des Kreuzes. Der Künstler hat zu dieser eben so sinnigen als figurenreichen Darstellung die Form des Quadrats gewählt und somit gezeigt, welche Mannigfaltigkeit, verbunden mit feinstem Geschmack, ihm zu Gebote stand.

Freunde mechanischer Kunstwerke werden hier auch mit Interesse die berühmte astronomische Uhr betrachten, die unter anderm bis zum Jahr 1860 alle eintretenden Sonnen- und Mondfinsternisse angibt. Sie ward schon 1405 von einem ungenannten Künstler erbaut, später mehrmals verbessert und nach den neuesten Entdeckungen vervollkommnet. — Kurz vor zwölf Uhr Mittags pflegen sich an jedem Tage theils in der letztgenannten Kapelle,

theils bei derselben zahlreiche Neugierige einzufinden, nicht sowohl, um die erwähnten bedeutenden Kunstwerke mit Aufmerksamkeit zu betrachten, als vielmehr um den Mechanismus eines Glockenspiels zu bewundern, das mit dem zwölften Glockenschlage den deutschen Kaiser nebst den sieben Kurfürsten erscheinen und vor der Figur des Heilandes sich verbeugen läßt, der sie segnet. Während diese Figuren ihre Runde machen, blasen ein paar Engel Posaunen; doch will ich nicht behaupten, daß diese Posaunentöne auf der chromatischen Leiter zu finden sind.

An Grab- und Denkmälern berühmter Lübecker ist die Marienkirche ziemlich reich. Man findet unter andern die Grabesplatten des Bürgermeisters Lindemann Berk, die eherne Gedächtnißtafel der Familie Wipperinck, Büsten und Denkmäler neuerer um Lübeck verdienter Männer, wie der Bürgermeister Peters und Mathäus Tesdorph; ferner ein wohlgelungenes Portrait Heinrich Kerckrings, eines Bürgermeisters aus dem siebzehnten Jahrhundert; endlich Wappenschilder der berühmten Familien von Hövelen und von Brömsen aus der Glanzperiode des Hansabundes.

Wer eine sehr schöne Ansicht der Marienkirche von außen haben will, der wandere über den Burgthorwall. Hier tritt ihm die ganze Herrlichkeit des gewalti-

gen Baues entgegen, dessen beide 432 lübische Fuß hohen Thürme, Tag und Nacht von einem Heer schreiender Dohlen umkreist, meilenweit in das segenstrotzende holsteinische Land hinein sichtbar sind.

---

5. Das Haus der Schiffergesellschaft.

In Seestädten werden diejenigen Männer, welche ihr ganzes Leben der Beschäftigung, die Meere zu befahren, widmen, immer eine sehr bedeutende Rolle spielen. Mögen sie wenig oder nichts zu sagen haben in Sachen, welche sich auf das Staats- und Gemeindewohl beziehen, mögen sie vielleicht großen Theils höchst unbewandert sein in derartigen Angelegenheiten, sie bleiben unter allen Umständen ein unendlich wichtiges Glied in der großen Kette der bürgerlichen Gesellschaft, vorzüglich in Städten, deren Existenz auf rastlosen Handel und möglichst weit ausgedehnten Verkehr gegründet ist.

Lübeck ist freilich längst von der Höhe seines Glückes herabgestiegen und wird nie wieder zum alten Glanz und

Ruhme sich erheben, weder in politischer noch in merkantiler Beziehung. Selbst wenn die politischen Conjunkturen günstiger würden, als sie es sind, wenn das Gesammtvaterland sich enger zusammenschlösse zu geistiger und materieller Einheit, selbst dann würde Lübeck doch mit andern Städten gleicher Größe, ähnlicher Lage und gleich reichen Mitteln nicht mehr wetteifern können. Der Stamm seiner Söhne ist zu bequem geworden, weil es ihm an dem zum Leben Nöthigen nicht mangelt. Mit dieser Bequemlichkeit stumpfte sich der große und weite Blick ab, der den alten Lübeckern aus der großen Zeit der Hansa eigen war und ihnen so große Macht verlieh. Denn weiter kaufmännischer Blick, weltumfassende Spekulationen führen als reichsten Gewinn immer auch politischen Einfluß, politische Macht heim. Diese Zeiten des Glücks, Ruhms und Stolzes sind, wie gesagt, für Lübeck vorüber. Die Wellen der braunen Trave, wenn sie Abends murmelnd an den frühverwaisten Kai schlagen, flüstern dem einsamen Wanderer nur ganz heimlich allerhand Wunderdinge in's Ohr von den Thaten der Vergangenheit; von den Thaten der Gegenwart wissen sie nichts zu erzählen als höchstens Kleinliches und Trauriges, worauf das gebeugte Haupt der Hansa stolz zu sein keine Ursache hat.

Uebrig geblieben von der großen Vergangenheit sind in Lübeck nur mancherlei Einrichtungen, die in der damaligen Welt Sinn hatten, ja für die damaligen Handels- und Verkehrsverhältnisse ganz unerläßlich waren, die aber in unsern Tagen wohl besser eine Umgestaltung, wo nicht gänzliche Abschaffung erlitten. Ich rechne dazu das hiesige Zunftwesen in weitester Bedeutung, das man wirklich zweckmäßiger mit dem Namen Zunftunwesen bezeichnete. Gewinn davon haben nur die betreffenden Mitglieder dieser Zünfte, jeder andere leidet darunter, am meisten diejenigen, die nicht, wie der geborene Lübecker, von Jugend auf an diesen Unfug gewöhnt sind. Zünfte, Aemter, Corporationen mit ihren mittelalterlichen Einrichtungen, wie sie bis auf den heutigen Tag in Lübeck noch bestehen, sind die Hemmschuhn aller freieren Bewegung. Das behagliche Wohlsein, das angeblich aus diesen Einrichtungen der Gesammtheit zu Gute kommen soll, kann den Mangel an geistigem Leben, an zeitgemässen Fortschritt durchaus nicht ersetzen. In diesem uralten und längst veralteten Corporations- und Aemterwesen stagnirt Alles. An ihm zerschellt der beste Wille, und kann man sich nicht von Senats- und Bürgerschafts wegen entschließen, hier nach und nach zeitgemäße Reformen einzuführen, um dadurch unmerklich, aber sicher auch Lübeck auf die Stufe moderner Städte-

bildung zu heben, so wird Stadt und Volk an der Trave immer ein neues Abdera bleiben.

Geläugnet soll damit nicht werden, daß jene aus vergangenen Jahrhunderten sich herschreibenden Einrichtungen auch heute noch manches Gute haben. Dieses Gute, glaub' ich, läßt sich beibehalten, auch dann, wenn die Einrichtung selbst als Privilegium fällt. Wenigstens sollte meiner Ansicht nach alle Reform nur darauf gerichtet sein, altes vorhandenes Gute auf das Neue zu übertragen, es im Neuen zweckmäßig und befruchtend zu verjüngen.

Man rühmt in Lübeck unter Anderm ungemein die Einrichtung der Träger- und Wagenladercorporationen, deren es verschiedene gibt. Diese Leute müssen nämlich als Corporationen für Alles, was durch ihre Hände geht, mit ihrem Vermögen haften, was dem Verkehr in einer Handelsstadt ohne Frage große Sicherheit gewährt. Gleichviel, ob man Gegenstände von wenigen Thalern oder von vielen Tausenden an Werth von Ort zu Ort zu schaffen hat, die beeidigten Träger und Wagenlader kommen dafür auf, stehen unbedingt dafür ein. Es gibt daher auch keine zuverlässigeren Leute, als diese Männer, und es hat unbedingt etwas für sich, sagen zu können: in den Händen dieser Leute sind die größten Schätze sicher geborgen.

Noch heutigen Tages kann in Lübeck Niemand ein kaufmännisches Geschäft betreiben, ohne in ein kaufmännisches Collegium zu treten. Solcher Collegien oder Gesellschaften gibt es so viele, als es vormals wichtige Handelsemporien im Norden gab. Die Seefahrer, gemeinhin „Schiffer" genannt, bilden ebenfalls ein Collegium für sich, und wer als Kapitän ein Schiff, sei es groß oder klein, über See führen will, muß zuvor als Schiffer Bürger werden, und Mitglied der „Schiffergesellschaft."

Das Versammlungshaus dieser lübischen Seefahrer bildet gegenüber der hochgelegenen Jacobikirche die Ecke der Breitenstraße und Engelsgrube, und ist leicht kenntlich durch sein auffallendes Aeußeres. Auch wer nicht weiß, wem diese alterthümliche Baulichkeit gehört, muß sie unwillkürlich betrachten und von selbst auf den Gedanken kommen, daß dieselbe eine Merkwürdigkeit der alten Hansestadt sei.

Der breite der Straße zugekehrte Giebel ist mit Reimen geschmückt, und auf dem obersten Kragstein desselben segelt ein vergoldetes Schiff bei Wind und Regen am Steuer seiner eisernen Spille. Auch zur Seite des Eingangs an der von der Straße zur Diele geleitenden Treppe ist ein mit Schiffern bemannter Kahn an den Vorbau gemalt, und der auf alle Zeiten und Menschen

passende Spruch: „Allen zu gefallen ist unmöglich“ dazu geschrieben.

Die Gesellschaftshalle dieses Hauses verdient schon ihrer wunderlichen Ausschmückung wegen einen Besuch. Bänke und Stühle, schwarz und alterthümlich, zeigen eine Menge großentheils bunt gemalter Holzschnitzereien von ziemlicher Derbheit. Man sieht, die Kunst ist dabei weniger thätig gewesen als ein roher Seemannshumor. An den Wänden hängen mancherlei, ebenfalls nicht sehr werthvolle Gemälde, an der Decke schweben Schiffe von allen Formen, wohl aus der Zeit, wo Lübeck und die Hansa eine stattliche Seemacht besaßen. Die meisten dieser seltsam geformten Schiffsmodelle führen die roth und weiß lübeckische Flagge und tragen eine große Menge Kanonen. Der fischartig geformte Nachen eines Grönländers — wenigstens halte ich ihn dafür — und so manche andere Curiosität, mit sammt den Schutzheiligen der Schiffer, versetzen uns in dieser Trinkhalle zurück in das sechszehnte Jahrhundert. Noch heutigen Tages halten hier die Schifferälterleute so wie die Compagniebrüder ihre Sitzungen und Schmäuse; denn ohne Speis und Trank in reichem Maaße zu geben, kann Niemand Aufnahme finden in diesem Collegium. Der Kastellan desselben war ein alter, ausgewetterter Seemann, der in früherer Zeit gar seltsame Abenteuer erlebt und durch

Klugheit und Entschlossenheit sogar einmal ein türkisches Seeräuberschiff als gute Prise fortgeführt hatte, das ihn und seine Gefährten in die Sklaverei nach Afrika schleppen wollte.

Häufig sieht man von dem Giebel dieses Hauses eine große lübische Flagge wehen. Dieß ist immer ein Zeichen, daß auch die Schiffe im Hafen flaggen, was dann gewöhnlich entweder die Verlobung oder die Verheirathung eines jungen Paares anzeigt. Bei den Hochzeiten hiesiger Rheder=, Kaufmanns= und Schifferkinder versteht sich das Flaggen von selbst; es kommt aber auch bei solchen Paaren vor, die mit Schifffahrt und Handel nichts zu thun haben. Da es Sitte ist, daß zu Ehren Neuvermählter Flaggen in der Stadt und auf den Schiffen gehißt worden, so ist diese Ehre immer mit einigen Kosten verbunden, welche dann der Schiffergesellschaft oder der Wittwencasse derselben zu gute kommen.

6. Das Schonenfahrer-Collegium.

Gerade gegenüber der schlecht gepflasterten Straße, welche den wunderlich klingenden Namen „Schüsselbuden" führt, bildet die Ecke der Mengstraße und der Quergasse Fünfhausen das jetzige Stadtpostamt. An dem Hause ist nichts zu bewundern. Es ist eben ein Haus wie andere mehr in Lübeck, d. h. nicht sehr breit, dafür aber desto tiefer, mit unermesslich großer Flur oder Diele, im Uebrigen aber, was die innere Einrichtung betrifft, unzweckmäßig gebaut und nichts weniger als comfortable. Eines nur am Aeußern dieses Gebäudes muß Jedem beim ersten Anblick in die Augen fallen. Dies ist das am Giebel befindliche Wappen, worauf man drei goldene Fische sieht. Diese Fische stellen Häringe vor und bezeichnen uns genanntes Haus als das ehemalige Collegium derjenigen kaufmännischen Compagnie, welche sich den Namen der Schonenfahrer beilegte.

Es ist durchaus nicht uninteressant, die Entstehung, das Emporwachsen und die Machtgewinnung zu verfolgen,

welche den alten Hansen durch die Handelscollegien zufiel, in welche sie sich aus eigenen Antriebe theilten. Die Geschichte dieser verschiedenen Collegien, die noch eines Darstellers wartet, ist eigentlich auch die Geschichte der politischen Bedeutung, die der Hansabund und in diesem sein Haupt Lübeck sich im Norden eroberte, zu einer Zeit, von der man wahrhaftig nicht behaupten kann, daß im übrigen Deutschland irgendwo vielversprechende Keime einer dereinstigen Einheit aufsproßten. Das Deutschland von damals war ganz so zerfetzt und sah ganz so lumpig aus als Reich wie das Deutschland von heute. Um so mehr Achtung müssen uns die unternehmenden Kaufherrn jener längst vergessenen Jahrhunderte einflößen, daß ihrem festen Zusammenhalten, ihrer Energie, ihrer Consequenz es gelang, mitten im Jammer deutscher Uneinigkeit den Namen der Deutschen im Auslande zu hohen Ehren zu bringen.

Schonen, dieser südlichste Theil Schwedens, stand damals unter dänischer Herrschaft, wie denn überhaupt die Macht Dänemarks in jenen Jahrhunderten, ungeachtet der ursprünglichen Kleinheit des Reiches, die aller andern nordischen Staaten weit überflügelte. Die lübischen Handelsherren knüpften nun mit allen nordischen Machthabern ursprünglich blos wegen der ihnen daraus erwachsenden merkantilen Vortheile Verbindungen an, schlossen Verträge

ab, gründeten Comtoirs ꝛc., aus denen sich im Laufe der Zeit Anhaltspunkte auch für größere handelspolitische Zwecke entwickelten. Das Land Schonen fesselte die Lübecker ganz besonders des ergiebigen Häringsfanges wegen, der an den schwedischen Küsten getrieben ward. So gab der Häring, dieser an sich so unscheinbare Fisch, die erste Veranlassung zur Entstehung des Lübecker Schonenfahrer-Collegiums, das später, weil es durch den ungeheuern Betrieb des Häringshandels, welchen die Lübecker völlig beherrschten, enorme Summen verdiente, zu Reichthum und Macht gelangte, und lange Zeit hindurch in die Geschicke des Nordens mit gewaltiger Hand eingriff. Zum Zeichen, wie und wodurch das Collegium entstand, nahm es den Häring in sein Wappen und heftete ihn an den Giebel des Hauses, wo seine Mitglieder sich zu commerciellen und politischen Berathungen versammelten.

Der Häring hat demnach, wie man sieht, unter den Bewohnern des Meeres eine sehr bedeutende Rolle gespielt, und man kann nicht bestreiten, daß er gerechte Anwartschaft darauf besitzt, in gewissem Sinne sowohl ein culturhistorischer wie ein politischer Fisch genannt zu werden.

Bekanntlich gehört der Häring zu jenen merkwürdigen Bewohnern des Salzwassers, die zu bestimmten Jahreszeiten in zahlloser Menge weite Wanderungen durch die

Meere antreten. Werden sie nicht gestört, so halten diese Züge stets einen und denselben Weg ein; nur sehr auffallende Beunruhigungen, vielleicht auch eigenthümlich veränderte Strömungen des Meeres haben denselben bisweilen eine andere Richtung zu geben vermocht. — Nach den Berichten aller Chronisten, z. B. Helmold's, pflegte im eilften und zwölften Jahrhundert der Häring am zahlreichsten an den Küsten der Insel Rügen und den flachen Gestaden Pommerns zu erscheinen. Später änderte er sein Wanderziel, höchst wahrscheinlich in Folge zu unausgesetzter Nachstellungen Seitens der Häringsfischer, die von allen Gestaden des baltischen Meeresbeckens mit ihren Barken in den Gewässern vor Rügen erschienen. Er wendete sich nun mehr der schonenschen Landzunge zu und blieb dieser neuen Heimath treu bis gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, von wo an er andauernd die Küsten Hollands besuchte. Seitdem gelten bis auf den heutigen Tag die holländischen Vollhäringe für die delicatesten, während die schwedischen (von Schonen) an Ruf bedeutend verloren haben.

Es läßt sich leicht einsehen, daß der Handel mit einer Sorte Fische, die in so unglaublichen Massen gefangen, verkauft und fast durch alle Länder Europas gekauft ward, dem Volke oder der Handelsgesellschaft, welche denselben am Schwunghaftesten zu betreiben verstand, große

Reichthümer eintragen, mithin auch großen Einfluß sichern mußte. — Die alten hansischen Kaufleute, jene Schonenfahrer, die dem Namen nach auch Heute noch in Lübeck existiren, auf irgend welche merkantile Bedeutung jedoch durchaus keinen Anspruch mehr machen können, waren klug genug, bei Errichtung ihrer Comptoirs, wie schon früher in Novgorod, Bergen und anderen Städten, jetzt auch auf der Südspitze Schwedens mit Dänemark Verträge ganz eigenthümlicher Art abzuschließen. Diese Verträge hatten keinen andern Zweck, als ihrem Geschäftsbetriebe möglichst unbegrenzte Freiheit zu sichern, etwa entstehende Streitigkeiten selbst schlichten zu dürfen und, was jedenfalls die Hauptsache war, Andere abzuhalten, ebenfalls Theil an dem reichen Gewinn des in Gang gebrachten Geschäftes zu nehmen.

Die Hansen, Lübeck an der Spitze, nahmen in Folge solcher Verträge ganze Städte Schonens in Besitz, und erwarben sich außerdem das Recht, gewisse ziemlich ausgedehnte Plätze am Meeresstrande zum Behufe der Häringsfischerei abzugrenzen und in denselben ihre eigene, völlig unabhängige Gerichtsbarkeit auszuüben. Man nannte solche Plätze „Vitten", und den Theil des schonenschen Landes, auf welchem sie sich befanden, das „Vittengebiet." In diesen Vitten trieben nun die Schonenfahrer den Häringsfang und Handel in's Große und

Meere antreten. Werden sie nicht gestört, so halte
diese Züge stets einen und denselben Weg ein;
sehr auffallende Beunruhigungen, vielleicht auch e
thümlich veränderte Strömungen des Meeres haben
selben bisweilen eine andere Richtung zu geben verm
Nach den Berichten aller Chronisten, z. B. H
pflegte im eilften und zwölften Jahrhundert
am zahlreichsten an den Küsten der Insel
den flachen Gestaden Pommerns zu erschei
änderte er sein Wanderziel, höchst wahrsch
zu unausgesetzter Nachstellungen Seiten
fischer, die von allen Gestaden des
beckens mit ihren Barken in den Ge
erschienen. Er wendete sich nun
Landzunge zu und blieb dieser n
gegen die Mitte des fünfzehnten
an er andauernd die Küsten Hol
gelten bis auf den heutigen T
häringe für die delicatesten,
Schon
E

Reichthümer eintragen, mithin auch großen Einfluß sichern mußte. — Die alten hansischen Kaufleute, jene Scho- enfahrer, die dem Namen nach auch Heute noch in beck existiren, auf irgend welche merkantile Bedeutung ch durchaus keinen Anspruch mehr machen können, n klug genug, bei Errichtung ihrer Comptoirs, wie früher in Novgorod, Bergen und anderen Städten, uch auf der Südspitze Schwedens mit Dänemark e ganz eigenthümlicher Art abzuschließen. Diese hatten keinen andern Zweck, als ihrem Ge- triebe möglichst unbegrenzte Freiheit zu sichern, ehende Streitigkeiten selbst schlichten zu dürfen jedenfalls die Hauptsache war, Andere abzu- nfalls Theil an dem reichen Gewinn des in chten Geschäftes zu nehmen.

en, Lübeck an der Spitze, nahmen in Folge ge ganze Städte Schonens in Besitz, und außerdem das Recht, gewisse ziemlich aus- e am Meeresstrande zum Behufe der abzugrenzen und in denselben ihre eigene, ige Gerichtsbarkeit auszuüben. Man lätze „Vitten“, und den Theil des , a welchem sie sich befanden, das Vitten trieben nun die Scho- Handel in's Große und

Uebrig geblieben von der großen Vergangenheit sind in Lübeck nur mancherlei Einrichtungen, die in der damaligen Welt Sinn hatten, ja für die damaligen Handels- und Verkehrsverhältnisse ganz unerläßlich waren, die aber in unsern Tagen wohl besser eine Umgestaltung, wo nicht gänzliche Abschaffung erlitten. Ich rechne dazu das hiesige Zunftwesen in weitester Bedeutung, das man wirklich zweckmäßiger mit dem Namen Zunftunwesen bezeichnete. Gewinn davon haben nur die betreffenden Mitglieder dieser Zünfte, jeder andere leidet darunter, am meisten diejenigen, die nicht, wie der geborene Lübecker, von Jugend auf an diesen Unfug gewöhnt sind. Zünfte, Aemter, Corporationen mit ihren mittelalterlichen Einrichtungen, wie sie bis auf den heutigen Tag in Lübeck noch bestehen, sind die Hemmschuhn aller freieren Bewegung. Das behagliche Wohlsein, das angeblich aus diesen Einrichtungen der Gesammtheit zu Gute kommen soll, kann den Mangel an geistigem Leben, an zeitgemässen Fortschritt durchaus nicht ersetzen. In diesem uralten und längst veralteten Corporations- und Aemterwesen stagnirt Alles. An ihm zerschellt der beste Wille, und kann man sich nicht von Senats- und Bürgerschafts wegen entschließen, hier nach und nach zeitgemäße Reformen einzuführen, um dadurch unmerklich, aber sicher auch Lübeck auf die Stufe moderner Städte-

bildung zu heben, so wird Stadt und Volk an der Trave immer ein neues Abdera bleiben.

Geläugnet soll damit nicht werden, daß jene aus vergangenen Jahrhunderten sich herschreibenden Einrichtungen auch heute noch manches Gute haben. Dieses Gute, glaub' ich, läßt sich beibehalten, auch dann, wenn die Einrichtung selbst als Privilegium fällt. Wenigstens sollte meiner Ansicht nach alle Reform nur darauf gerichtet sein, altes vorhandenes Gute auf das Neue zu übertragen, es im Neuen zweckmäßig und befruchtend zu verjüngen.

Man rühmt in Lübeck unter Anderm ungemein die Einrichtung der Träger= und Wagenladercorporationen, deren es verschiedene gibt. Diese Leute müssen nämlich als Corporationen für Alles, was durch ihre Hände geht, mit ihrem Vermögen haften, was dem Verkehr in einer Handelsstadt ohne Frage große Sicherheit gewährt. Gleichviel, ob man Gegenstände von wenigen Thalern oder von vielen Tausenden an Werth von Ort zu Ort zu schaffen hat, die beeidigten Träger und Wagenlader kommen dafür auf, stehen unbedingt dafür ein. Es gibt daher auch keine zuverlässigeren Leute, als diese Männer, und es hat unbedingt etwas für sich, sagen zu können: in den Händen dieser Leute sind die größten Schätze sicher geborgen.

Zeit gekommen sind, darunter die rührende Ansprache des Wiegenkindes an den Tod:

»O Dot, wo sal ick dat verstahn?
Ick sal danssen unde kan nich ghan!«

Seit dem Jahre 1701 tragen sämmtliche Bilder hochdeutsche Reimschriften, die nichts weniger als lobenswerth sind und den damaligen Präceptor an St. Annen, Nathanael Schlott, zum Verfasser haben.

Die Wand hinter dem Gemälde zeigt uns eine Totalansicht der alten Hansestadt mit den Ufergegenden der Trave bis zu deren Ausmündung in die Ostsee. Ein zweites Wandgemälde stellt eine alterthümliche Burg vor. Es wird behauptet, diese Feste sei die sogenannte Olafsburg, die bis zur Zeit der Wullenweber'schen Unruhen an der Wackenitz gelegen und ein Sammelplatz der reichen Patrizier Lübecks war, die in ihren Räumen lustige Gelage und andere Festlichkeiten zu feiern pflegten. Die stürmische Zeit, die auch Jürgen Wullenweber zuletzt verschlang, zerstörte die Olafsburg so gründlich, daß jetzt kein Stein mehr von ihr übrig ist.

Zu den werthvollsten Zierden der Marienkirche gehören einige daselbst sorgfältig verwahrte Gemälde älterer und neuerer Zeit. Ich nenne von Werken älterer Meister die Messe des heiligen Gregor in der sogenannten

Bergenfahrerkapelle, ein Werk von großartiger Composition mit sehr schönen Köpfen. Es ist mit Leimfarben auf Leinwand gemalt. Leider kennt man den Namen des höchst bedeutenden Künstlers nicht. Jedenfalls war es ein Fremder, vielleicht ein Niederländer. Letzteres scheint deshalb wahrscheinlich, weil man in dem Gemälde eine auffallende Aehnlichkeit finden will mit der Austheilung des Kelches von Jost von Gent, die von allen Kunstkennern als ein ausgezeichnetes Werk gepriesen wird und sich in der Kirche St. Agata zu Urbino befindet. Auf dem Diptychon, das in derselben Kapelle hängt, zeichnet sich die Abnahme Christi vom Kreuze durch edle Composition, durch die schönen weiblichen Köpfe und durch herrliche Anordnung der Gewandung vortheilhaft aus. Dem Urtheile Waagens zufolge soll es den Aschaffenburger Maler Matthäus Grünwald zum Urheber haben, der von 1480 bis 1530 lebte.

In der freundlichsten, am geschmackvollsten verzierten aller Kapellen dieses Gotteshauses, der Galinenkapelle, hat ein Meisterwerk neuerer Zeit, eines der werthvollsten, gelungendsten Bilder Overbecks, eines geborenen Lübeckers, passenden Platz gefunden. Es stellt den Abschied vom Leichnam des Herrn dar und wurde in Rom gemalt, wo Overbeck einen bleibenden Aufenthalt genommen hatte. Einen meisterhafter gemalten

Leichnam hat die Malerei wohl schwerlich aufzuweisen. So nur können wir uns den verklärten, für der Welt Sünden sich opfernden Erlöser vorstellen. Wir sehen vor uns die entseelte Hülle eines Menschen, dessen Leben ihn der Gottähnlichkeit theilhaftig machte, wie sich die weinende Mutter über ihn beugt, noch einmal die erkaltete Hand ihres Lieblings fassend. Neben ihr steht der tiefgebeugte Johannes mit den milden Gesichtszügen, der weichen Lippe, die immer nur die Lehre von der Liebe predigt; zu Häupten Maria Magdalena mit krampfhaft gefalteten Händen, ihr gegenüber zu Füßen Maria, Marthas Schwester. Mehr im Hintergrunde sieht man die würdevollen ernsten, männlich gefaßten Gestalten des Nikodemus, Lazarus und Josephs von Armathia, letzterer kenntlich an dem Balsamgefäß, das er in der Hand hält. Die felsige Grabeshöhle und in weiterer Ferne Golgatha, getaucht in die warmen Farben eines südlichen Abends, bilden eine ungemein ansprechende landschaftliche Umgebung.

Bevor wir die im Osten der Kirche hinter dem Hochaltar gelegenen Beicht- oder Sängerkappelle erreichen, kommen wir abermals an einem alten Diptychon vorüber, dessen Entstehung in das fünfzehnte Jahrhundert fallen mag. Kunstkenner halten es für das Werk eines Lübeckers aus der altholländischen Schule. Mit Aus-

nahme einzelner Köpfe, die mit fast ängstlichem Fleiße ausgeführt sind, enthalten die Gemälde wenig künstlerisch Werthvolles. Sie stellen eine Kreuzigung und die Anbetung der heiligen drei Könige vor.

In der Beichtkapelle fesselt uns zuerst ein zweites Gemälde von Overbeck, der Einzug Christi in Jerusalem. Ungleich früher entstanden als das oben genannte, kommt es diesem nicht gleich an harmonischer Vollendung, obwohl es bereits den werdenden großen Meister verräth. Mich störte bei wiederholter Betrachtung immer der zu große Figurenreichthum; denn außer den sämmtlichen Aposteln ist der in Jerusalem einziehende Erlöser von einer Masse von Frauen, Männern und Kindern umgeben, die zwar alle gut gruppirt sind, aber doch kein recht anziehendes, wenigstens kein befriedigendes Ganzes bilden. Für diese Menge von Menschen, unter denen so viele bedeutende Persönlichkeiten sich befinden, ist das Gemälde nicht umfangreich genug. Unterhaltender sind die drei Fenster von bunter Glasmosaik, die schon seit längerer Zeit die Beichtkapelle schmücken. Um sie zu verstehen und wirklichen Genuß von dieser überaus kunstreichen Arbeit zu haben, genügt freilich ein flüchtiger Besuch nicht. Sie erfordern wirkliches Studium. Als Verfertiger dieser kunstvollen Mosaik wird in nach vorhandenen Urkunden Franz, Dominik Livis Sohn aus

Ghambassa im Florentinischen genannt. Er lebte um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts und galt für den berühmtesten Mosaikbildner seiner Zeit. Das mittelste dieser Fenster, die bis 1818 Eigenthum der längst schon abgebrochenen Burgkirche waren, enthält Darstellungen aus der Legende vom heiligen Hieronymus in lauter ungemein zierlichen elliptischen Medaillons, durch deren Zwischenräume sich die feinsten Arabesken nebst musicirenden Engeln schlingen. Im Fenster rechts wird uns die Legende vom heiligen Petrus erzählt. Die Mosaik bildet hier runde, aus zwei Theilen bestehende Medaillons. Im Fenster zur Linken endlich lesen wir bildlich dargestellt die Legende von der Auffindung des Kreuzes. Der Künstler hat zu dieser eben so sinnigen als figurenreichen Darstellung die Form des Quadrats gewählt und somit gezeigt, welche Mannigfaltigkeit, verbunden mit feinstem Geschmack, ihm zu Gebote stand.

Freunde mechanischer Kunstwerke werden hier auch mit Interesse die berühmte astronomische Uhr betrachten, die unter anderm bis zum Jahr 1860 alle eintretenden Sonnen- und Mondfinsternisse angibt. Sie ward schon 1405 von einem ungenannten Künstler erbaut, später mehrmals verbessert und nach den neuesten Entdeckungen vervollkommnet. — Kurz vor zwölf Uhr Mittags pflegen sich an jedem Tage theils in der letztgenannten Kapelle,

theils bei derselben zahlreiche Neugierige einzufinden, nicht sowohl, um die erwähnten bedeutenden Kunstwerke mit Aufmerksamkeit zu betrachten, als vielmehr um den Mechanismus eines Glockenspiels zu bewundern, das mit dem zwölften Glockenschlage den deutschen Kaiser nebst den sieben Kurfürsten erscheinen und vor der Figur des Heilandes sich verbeugen läßt, der sie segnet. Während diese Figuren ihre Runde machen, blasen ein paar Engel Posaunen; doch will ich nicht behaupten, daß diese Posaunentöne auf der chromatischen Leiter zu finden sind.

An Grab- und Denkmälern berühmter Lübecker ist die Marienkirche ziemlich reich. Man findet unter andern die Grabesplatten des Bürgermeisters Lindemann Berk, die eherne Gedächtnißtafel der Familie Wipperinck, Büsten und Denkmäler neuerer um Lübeck verdienter Männer, wie der Bürgermeister Peters und Mathäus Tesdorph; ferner ein wohlgelungenes Portrait Heinrich Kerckrings, eines Bürgermeisters aus dem siebzehnten Jahrhundert; endlich Wappenschilder der berühmten Familien von Hövelen und von Brömsen aus der Glanzperiode des Hansabundes.

Wer eine sehr schöne Ansicht der Marienkirche von außen haben will, der wandere über den Burgthorwall. Hier tritt ihm die ganze Herrlichkeit des gewalti-

gen Baues entgegen, dessen beide 432 lübische Fuß hohen Thürme, Tag und Nacht von einem Heer schreiender Dohlen umkreist, meilenweit in das segenstrotzende holsteinische Land hinein sichtbar sind.

---

5. Das Haus der Schiffergesellschaft.

In Seestädten werden diejenigen Männer, welche ihr ganzes Leben der Beschäftigung, die Meere zu befahren, widmen, immer eine sehr bedeutende Rolle spielen. Mögen sie wenig oder nichts zu sagen haben in Sachen, welche sich auf das Staats- und Gemeindewohl beziehen, mögen sie vielleicht großen Theils höchst unbewandert sein in derartigen Angelegenheiten, sie bleiben unter allen Umständen ein unendlich wichtiges Glied in der großen Kette der bürgerlichen Gesellschaft, vorzüglich in Städten, deren Existenz auf rastlosen Handel und möglichst weit ausgedehnten Verkehr gegründet ist.

Lübeck ist freilich längst von der Höhe seines Glückes herabgestiegen und wird nie wieder zum alten Glanz und

Ruhme sich erheben, weder in politischer noch in merkantiler Beziehung. Selbst wenn die politischen Conjunkturen günstiger würden, als sie es sind, wenn das Gesammtvaterland sich enger zusammenschlösse zu geistiger und materieller Einheit, selbst dann würde Lübeck doch mit andern Städten gleicher Größe, ähnlicher Lage und gleich reichen Mitteln nicht mehr wetteifern können. Der Stamm seiner Söhne ist zu bequem geworden, weil es ihm an dem zum Leben Nöthigen nicht mangelt. Mit dieser Bequemlichkeit stumpfte sich der große und weite Blick ab, der den alten Lübeckern aus der großen Zeit der Hansa eigen war und ihnen so große Macht verlieh. Denn weiter kaufmännischer Blick, weltumfassende Spekulationen führen als reichsten Gewinn immer auch politischen Einfluß, politische Macht heim. Diese Zeiten des Glücks, Ruhms und Stolzes sind, wie gesagt, für Lübeck vorüber. Die Wellen der braunen Trave, wenn sie Abends murmelnd an den frühverwaisten Kai schlagen, flüstern dem einsamen Wanderer nur ganz heimlich allerhand Wunderdinge in's Ohr von den Thaten der Vergangenheit; von den Thaten der Gegenwart wissen sie nichts zu erzählen als höchstens Kleinliches und Trauriges, worauf das gebeugte Haupt der Hansa stolz zu sein keine Ursache hat.

Uebrig geblieben von der großen Vergangenheit sind in Lübeck nur mancherlei Einrichtungen, die in der damaligen Welt Sinn hatten, ja für die damaligen Handels- und Verkehrsverhältnisse ganz unerläßlich waren, die aber in unsern Tagen wohl besser eine Umgestaltung, wo nicht gänzliche Abschaffung erlitten. Ich rechne dazu das hiesige Zunftwesen in weitester Bedeutung, das man wirklich zweckmäßiger mit dem Namen Zunftunwesen bezeichnete. Gewinn davon haben nur die betreffenden Mitglieder dieser Zünfte, jeder andere leidet darunter, am meisten diejenigen, die nicht, wie der geborene Lübecker, von Jugend auf an diesen Unfug gewöhnt sind. Zünfte, Aemter, Corporationen mit ihren mittelalterlichen Einrichtungen, wie sie bis auf den heutigen Tag in Lübeck noch bestehen, sind die Hemmschuhn aller freieren Bewegung. Das behagliche Wohlsein, das angeblich aus diesen Einrichtungen der Gesammtheit zu Gute kommen soll, kann den Mangel an geistigem Leben, an zeitgemässen Fortschritt durchaus nicht ersetzen. In diesem uralten und längst veralteten Corporations- und Aemterwesen stagnirt Alles. An ihm zerschellt der beste Wille, und kann man sich nicht von Senats- und Bürgerschafts wegen entschließen, hier nach und nach zeitgemäße Reformen einzuführen, um dadurch unmerklich, aber sicher auch Lübeck auf die Stufe moderner Städte-

bildung zu heben, so wird Stadt und Volk an der Trave immer ein neues Abdera bleiben.

Geläugnet soll damit nicht werden, daß jene aus vergangenen Jahrhunderten sich herschreibenden Einrichtungen auch heute noch manches Gute haben. Dieses Gute, glaub' ich, läßt sich beibehalten, auch dann, wenn die Einrichtung selbst als Privilegium fällt. Wenigstens sollte meiner Ansicht nach alle Reform nur darauf gerichtet sein, altes vorhandenes Gute auf das Neue zu übertragen, es im Neuen zweckmäßig und befruchtend zu verjüngen.

Man rühmt in Lübeck unter Anderm ungemein die Einrichtung der Träger- und Wagenladercorporationen, deren es verschiedene gibt. Diese Leute müssen nämlich als Corporationen für Alles, was durch ihre Hände geht, mit ihrem Vermögen haften, was dem Verkehr in einer Handelsstadt ohne Frage große Sicherheit gewährt. Gleichviel, ob man Gegenstände von wenigen Thalern oder von vielen Tausenden an Werth von Ort zu Ort zu schaffen hat, die beeidigten Träger und Wagenlader kommen dafür auf, stehen unbedingt dafür ein. Es gibt daher auch keine zuverlässigeren Leute, als diese Männer, und es hat unbedingt etwas für sich, sagen zu können: in den Händen dieser Leute sind die größten Schätze sicher geborgen.

Noch heutigen Tages kann in Lübeck Niemand ein kaufmännisches Geschäft betreiben, ohne in ein kaufmännisches Collegium zu treten. Solcher Collegien oder Gesellschaften gibt es so viele, als es vormals wichtige Handelsemporien im Norden gab. Die Seefahrer, gemeinhin „Schiffer" genannt, bilden ebenfalls ein Collegium für sich, und wer als Kapitän ein Schiff, sei es groß oder klein, über See führen will, muß zuvor als Schiffer Bürger werden, und Mitglied der „Schiffergesellschaft."

Das Versammlungshaus dieser lübischen Seefahrer bildet gegenüber der hochgelegenen Jacobikirche die Ecke der Breitenstraße und Engelsgrube, und ist leicht kenntlich durch sein auffallendes Aeußeres. Auch wer nicht weiß, wem diese alterthümliche Baulichkeit gehört, muß sie unwillkürlich betrachten und von selbst auf den Gedanken kommen, daß dieselbe eine Merkwürdigkeit der alten Hansestadt sei.

Der breite der Straße zugekehrte Giebel ist mit Reimen geschmückt, und auf dem obersten Kragstein desselben segelt ein vergoldetes Schiff bei Wind und Regen am Steuer seiner eisernen Spille. Auch zur Seite des Eingangs an der von der Straße zur Diele geleitenden Treppe ist ein mit Schiffern bemannter Kahn an den Vorbau gemalt, und der auf alle Zeiten und Menschen

passende Spruch: „Allen zu gefallen ist unmöglich“ dazu geschrieben.

Die Gesellschaftshalle dieses Hauses verdient schon ihrer wunderlichen Ausschmückung wegen einen Besuch. Bänke und Stühle, schwarz und alterthümlich, zeigen eine Menge großentheils bunt gemalter Holzschnitzereien von ziemlicher Derbheit. Man sieht, die Kunst ist dabei weniger thätig gewesen als ein roher Seemannshumor. An den Wänden hängen mancherlei, ebenfalls nicht sehr werthvolle Gemälde, an der Decke schweben Schiffe von allen Formen, wohl aus der Zeit, wo Lübeck und die Hansa eine stattliche Seemacht besaßen. Die meisten dieser seltsam geformten Schiffsmodelle führen die roth und weiß lübeckische Flagge und tragen eine große Menge Kanonen. Der fischartig geformte Rachen eines Grönländers — wenigstens halte ich ihn dafür — und so manche andere Curiosität, mit sammt den Schutzheiligen der Schiffer, versetzen uns in dieser Trinkhalle zurück in das sechszehnte Jahrhundert. Noch heutigen Tages halten hier die Schifferälterleute so wie die Compagniebrüder ihre Sitzungen und Schmäuse; denn ohne Speis und Trank in reichem Maaße zu geben, kann Niemand Aufnahme finden in diesem Collegium. Der Kastellan desselben war ein alter, ausgewetterter Seemann, der in früherer Zeit gar seltsame Abenteuer erlebt und durch

Klugheit und Entschlossenheit sogar einmal ein türkisches Seeräuberschiff als gute Prise fortgeführt hatte, das ihn und seine Gefährten in die Sklaverei nach Afrika schleppen wollte.

Häufig sieht man von dem Giebel dieses Hauses eine große lübische Flagge wehen. Dieß ist immer ein Zeichen, daß auch die Schiffe im Hafen flaggen, was dann gewöhnlich entweder die Verlobung oder die Verheirathung eines jungen Paares anzeigt. Bei den Hochzeiten hiesiger Rheder-, Kaufmanns- und Schifferkinder versteht sich das Flaggen von selbst; es kommt aber auch bei solchen Paaren vor, die mit Schifffahrt und Handel nichts zu thun haben. Da es Sitte ist, daß zu Ehren Neuvermählter Flaggen in der Stadt und auf den Schiffen gehißt worden, so ist diese Ehre immer mit einigen Kosten verbunden, welche dann der Schiffergesellschaft oder der Wittwencasse derselben zu gute kommen.

6. Das Schonenfahrer-Collegium.

Gerade gegenüber der schlecht gepflasterten Straße, welche den wunderlich klingenden Namen „Schüsselbuden" führt, bildet die Ecke der Mengstraße und der Quergasse Fünfhausen das jetzige Stadtpostamt. An dem Hause ist nichts zu bewundern. Es ist eben ein Haus wie andere mehr in Lübeck, d. h. nicht sehr breit, dafür aber desto tiefer, mit unermesslich großer Flur oder Diele, im Uebrigen aber, was die innere Einrichtung betrifft, unzweckmäßig gebaut und nichts weniger als comfortable. Eines nur am Aeußern dieses Gebäudes muß Jedem beim ersten Anblick in die Augen fallen. Dies ist das am Giebel befindliche Wappen, worauf man drei goldene Fische sieht. Diese Fische stellen Häringe vor und bezeichnen uns genanntes Haus als das ehemalige Collegium derjenigen kaufmännischen Compagnie, welche sich den Namen der Schonenfahrer beilegte.

Es ist durchaus nicht uninteressant, die Entstehung, das Emporwachsen und die Machtgewinnung zu verfolgen,

welche den alten Hansen durch die Handelscollegien zufiel, in welche sie sich aus eigenen Antriebe theilten. Die Geschichte dieser verschiedenen Collegien, die noch eines Darstellers wartet, ist eigentlich auch die Geschichte der politischen Bedeutung, die der Hansabund und in diesem sein Haupt Lübeck sich im Norden eroberte, zu einer Zeit, von der man wahrhaftig nicht behaupten kann, daß im übrigen Deutschland irgendwo vielversprechende Keime einer dereinstigen Einheit aufsproßten. Das Deutschland von damals war ganz so zerfetzt und sah ganz so lumpig aus als Reich wie das Deutschland von heute. Um so mehr Achtung müssen uns die unternehmenden Kaufherrn jener längst vergessenen Jahrhunderte einflößen, daß ihrem festen Zusammenhalten, ihrer Energie, ihrer Consequenz es gelang, mitten im Jammer deutscher Uneinigkeit den Namen der Deutschen im Auslande zu hohen Ehren zu bringen.

Schonen, dieser südlichste Theil Schwedens, stand damals unter dänischer Herrschaft, wie denn überhaupt die Macht Dänemarks in jenen Jahrhunderten, ungeachtet der ursprünglichen Kleinheit des Reiches, die aller andern nordischen Staaten weit überflügelte. Die lübischen Handelsherren knüpften nun mit allen nordischen Machthabern ursprünglich blos wegen der ihnen daraus erwachsenden merkantilen Vortheile Verbindungen an, schlossen Verträge

ab, gründeten Comtoirs ꝛc., aus denen sich im Laufe der Zeit Anhaltspunkte auch für größere handelspolitische Zwecke entwickelten. Das Land Schonen fesselte die Lübecker ganz besonders des ergiebigen Häringsfanges wegen, der an den schwedischen Küsten getrieben ward. So gab der Häring, dieser an sich so unscheinbare Fisch, die erste Veranlassung zur Entstehung des Lübecker Schonenfahrer-Collegiums, das später, weil es durch den ungeheuern Betrieb des Häringshandels, welchen die Lübecker völlig beherrschten, enorme Summen verdiente, zu Reichthum und Macht gelangte, und lange Zeit hindurch in die Geschicke des Nordens mit gewaltiger Hand eingriff. Zum Zeichen, wie und wodurch das Collegium entstand, nahm es den Häring in sein Wappen und heftete ihn an den Giebel des Hauses, wo seine Mitglieder sich zu commerciellen und politischen Berathungen versammelten.

Der Häring hat demnach, wie man sieht, unter den Bewohnern des Meeres eine sehr bedeutende Rolle gespielt, und man kann nicht bestreiten, daß er gerechte Anwartschaft darauf besitzt, in gewissem Sinne sowohl ein culturhistorischer wie ein politischer Fisch genannt zu werden.

Bekanntlich gehört der Häring zu jenen merkwürdigen Bewohnern des Salzwassers, die zu bestimmten Jahreszeiten in zahlloser Menge weite Wanderungen durch die

Meere antreten. Werden sie nicht gestört, so halten diese Züge stets einen und denselben Weg ein; nur sehr auffallende Beunruhigungen, vielleicht auch eigenthümlich veränderte Strömungen des Meeres haben denselben bisweilen eine andere Richtung zu geben vermocht. — Nach den Berichten aller Chronisten, z. B. Helmold's, pflegte im eilften und zwölften Jahrhundert der Häring am zahlreichsten an den Küsten der Insel Rügen und den flachen Gestaden Pommerns zu erscheinen. Später änderte er sein Wanderziel, höchst wahrscheinlich in Folge zu unausgesetzter Nachstellungen Seitens der Häringsfischer, die von allen Gestaden des baltischen Meeresbeckens mit ihren Barken in den Gewässern vor Rügen erschienen. Er wendete sich nun mehr der schonenschen Landzunge zu und blieb dieser neuen Heimath treu bis gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, von wo an er andauernd die Küsten Hollands besuchte. Seitdem gelten bis auf den heutigen Tag die holländischen Vollhäringe für die delicatesten, während die schwedischen (von Schonen) an Ruf bedeutend verloren haben.

Es läßt sich leicht einsehen, daß der Handel mit einer Sorte Fische, die in so unglaublichen Massen gefangen, verkauft und fast durch alle Länder Europas gekauft ward, dem Volke oder der Handelsgesellschaft, welche denselben am Schwunghaftesten zu betreiben verstand, große

Reichthümer eintragen, mithin auch großen Einfluß sichern mußte. — Die alten hansischen Kaufleute, jene Schonenfahrer, die dem Namen nach auch Heute noch in Lübeck existiren, auf irgend welche merkantile Bedeutung jedoch durchaus keinen Anspruch mehr machen können, waren klug genug, bei Errichtung ihrer Comptoirs, wie schon früher in Novgorod, Bergen und anderen Städten, jetzt auch auf der Südspitze Schwedens mit Dänemark Verträge ganz eigenthümlicher Art abzuschließen. Diese Verträge hatten keinen andern Zweck, als ihrem Geschäftsbetriebe möglichst unbegrenzte Freiheit zu sichern, etwa entstehende Streitigkeiten selbst schlichten zu dürfen und, was jedenfalls die Hauptsache war, Andere abzuhalten, ebenfalls Theil an dem reichen Gewinn des in Gang gebrachten Geschäftes zu nehmen.

Die Hansen, Lübeck an der Spitze, nahmen in Folge solcher Verträge ganze Städte Schonens in Besitz, und erwarben sich außerdem das Recht, gewisse ziemlich ausgedehnte Plätze am Meeresstrande zum Behufe der Häringsfischerei abzugrenzen und in denselben ihre eigene, völlig unabhängige Gerichtsbarkeit auszuüben. Man nannte solche Plätze „Vitten“, und den Theil des schonenschen Landes, auf welchem sie sich befanden, das „Vittengebiet.“ In diesen Vitten trieben nun die Schonenfahrer den Häringsfang und Handel in's Große und

hielten alle Nichtberechtigte mit eifersüchtigen Blicken davon ab. — Das Dänenvolk mochte wohl fühlen, daß es den unternehmenden deutschen Kaufleuten etwas gestattet habe, was später ihm selbst zu großem Nachtheil gereichen könne. Allein es war einmal geschehen und um so weniger eine Aenderung darin zu treffen, als die Schonenfahrer ungemein streng auf Befolgung des Wortlautes ihrer Verträge hielten und bei einem eintretenden Regierungswechsel in Dänemark nie unterließen, sich dieselben sogleich wieder bestätigen und erneuern zu lassen. Dennoch versuchten die Dänen, so oft sie konnten, die den Hansen auf Schonen verliehenen Privilegien zu umgehen, wenn sich nur irgend eine Gelegenheit dazu finden wollte. Besonders war es König Waldemar IV., der 1367 diese von ihm selbst anerkannten Verträge dadurch brach, daß er die Bitten der deutschen Kaufleute mit neuen Abgaben belegte, ja sogar hanse'sche Schiffe im Sunde und in den Belten plündern ließ. —

Diese Gewaltthat, an einfachen Häringsfischern verübt, führte zu so ernsten Mißhelligkeiten, daß endlich nach vergeblichen Verhandlungen zwischen den Hansestädten und dem Reiche Dänemark ein wilder, blutiger Krieg ausbrach. Das Ende dieses Krieges der verbundenen Städte gegen Dänemark war des Letzteren vollständige Demüthigung. Der übermüthige Waldemar irrte während

des Krieges im Innern Deutschlands umher, ohne zu wissen, ob er je wieder an die Rückkehr in sein Reich werde denken können. Kopenhagen ward von den Hansen, diesen so gering geachteten Häringsfischern, erobert, das Schloß des Königs der Erde gleich gemacht, der Hafen mit Vorbedacht künstlich verstopft. Eben so erging es den dänischen Städten auf der Küste Schonens. Sie wurden sammt und sonders mit der Schärfe des Schwertes von den Hansen erobert, geplündert, und nachdem sie sich zu Herren des Landes gemacht, die Bitten in vergrößertem Maßstabe auf's Neue daselbst angelegt. Das vollständig besiegte Dänemark mußte endlich um Frieden bitten und alle Bedingungen unterzeichnen, die ihm von dem Städtebunde der Hansa dictirt wurden.

Heutigen Tages wissen nur Einzelne noch etwas von den Thaten jener längst verschollenen Jahrhunderte; diejenigen aber, welche sich um die Vergangenheit bekümmern, lassen mit eigenthümlichen Gefühlen ihre Blicke auf dem Wappenschilde des Schonenfahrercollegiums haften, das jetzt wahrscheinlich ein völlig bedeutungsloses Haus sein würde, hätte nicht die Post der freien Stadt ihr Regiment darin aufgeschlagen.

---

7. Die Weihnachtszeit in Lübeck.

Jeder Narr hat seine Kappe, jedes Volk seine eigenthümlichen Sitten und Gebräuche. In Deutschland, dem allzuviel gegliederten, gibt es, wie fast zu viele eigenen und Eigensinn beherbergende Köpfe, so noch mehr Sitten und Gebräuche, deren Nichtvorhandensein uns jedenfalls weniger schaden würde als der Mangel einigen Wollens, einigen Handelns und vernünftigen, sich selbst besiegenden Unterordnens unter ein machtgebendes höchstes Gesetz. Zu diesem großen Sitten- und Gewohnheitschaos zähle ich auch die in der freien und Hansestadt Lübeck übliche Weinachtsfeier, d. h. die Tage, welche zwischen dem 23. December und dem 6. Januar mitten inne liegen.

Außerhalb der lübischen Grenzpfähle hört man nicht immer Löbliches von den Bewohnern des alten Hansasitzes sprechen. Es ist die Meinung ziemlich weit in Deutschland verbreitet, daß, was da wohllautet, was in das Gebiet feinerer geistiger Genüsse gehört, innerhalb der Ringmauern der freien Reichsstadt mindestens nicht

immer heimathsberechtigt sei. Ob dies ein böser Leumund ist, oder ob nur irgend ein schadenfroher Schalk sich einen Scherz mit den guten Bewohnern der Travestadt hat machen wollen, kann hier des Weiteren nicht erörtert werden. Behaupten nur läßt sich mit Fug und Recht, daß durch volle eilf Monate im Jahre die Solidität in dieser Stadt solider nicht wohl zu denken ist, daß Jedermann sein ehrbar und bescheiden als Staatsbürger seine Tage so zubringt, wie es besser die krittlichste Regierung nicht beanspruchen darf, und daß ob solchen musterhaften bürgerlichen Lebens manches Kräutlein, das anderwärts im deutschen Vaterlande längst verwelkt und als Staub dem Weltall zurückgegeben worden, hier gleichsam als antediluvianische Pflanze zum Erstaunen Vieler noch grünend und blühend anzutreffen ist.

Der Geist des modernen Fortschritts, den ich als volksbeglückenden Weltheiland nicht unbedingt preisen, noch weniger anbeten mag, nennt ein derartiges Leben in alten Geleisen veraltet, unzeitgemäß, wohl auch philisterhaft, und es darf zugegeben werden, daß sich von dem Allen etwas recht wohl erhalten bis heute in Lübeck vorfindet. Nur einen, freilich kurzen Abschnitt im Jahre gibt es, wo die Lübecker frei von jeglichem Zwange, welcher Art derselbe auch sei, frei, nicht etwa bloß wie gewöhnliche Republikaner, sondern frei wie Abkömmlinge

der seligen Götter dahin leben. Diese Zeit maßlosen Glücks, ungeahnter Freuden, über- und unterirdischer Genüsse beginnt am 23. December jeden Jahres Nachmittags Glocke vier Uhr, und dauert mit sehr kurzen Momenten der Ruhe bis tief in die Nacht des 5. Januar hinein.

Der Eingeborene sagt mit streng ernster Miene, wer Lübeck gesehen und die Weihnachtszeit nicht mit erlebt habe, mache sich eines eben so unverzeihlichen Fehlers theilhaftig als der wißbegierige Reisende, der seinen Fuß nach Rom setzt und der heiligen Stadt wieder den Rücken kehrt, ohne den Papst persönlich bewundert zu haben, und wirklich hat er recht, der zufriedene, glückliche Sohn des milch-, butter-, fisch- und weinreichen Travelandes.

Aber was gibt es denn so Außerordentliches in Lübeck um Weihnachten und Neujahr? hör' ich ungeduldig fragen. Man hat ja nie etwas davon vernommen; keiner Menschenseele ist es jemals eingefallen, von den Wundern der Stadt zu erzählen, welche nach der Behauptung der Geographen an der Trave, nach andern an der Wette liegt.

Darauf antworte ich: Weißt du nicht, lieber Leser, daß diejenige Frau die beste ist, von der am wenigsten gesprochen wird? Von Staaten und Städten läßt sich

häufig dasselbe behaupten. Ist etwa Paris glücklich, das mehr Revolutionen und Emeuten gesehen hat, als es Tage im Jahr gibt?

Und doch bringen alle Zeitungen aller Farben, von der schwarzweißen bis zu der blutrothen, täglich spaltenlange Berichte über das Leben jenseits des Rheins. Dagegen kannst du lange Zeitungen und Bücher lesen, bevor du einmal auf Lübeck stößst und erfährst, was da gekocht, gebraut, gesprochen und gedacht wird. Das kommt allein von dem seltenen Glücke her, in dessen Besitz sich diese wundersame Stadt befindet oder zu befinden gemeint ist. Dieses Glück aber schenkt ihr wieder ganz allein ihre nicht weniger wundersamen Weihnachtsfreuden, und weil nun diese anderswo in und außerhalb Deutschland in solcher Weise eben nicht für Geld zu haben sind, bin ich erbarmungslos genug, dieses Asyl stiller Freuden zu entweihen und es so profan wie jedes andere Vorkommniß hiermit öffentlich zu beschreiben.

Man darf nicht vergessen, daß die lübischen Weihnachtsfreuden zugleich mit dem Markte der alten Freistadt beginnen. Das gewöhnliche, sich überall gleichbleibende Markttreiben stellt sich also auch in Lübeck ein, nur ist merkwürdigerweise der Handel auf öffentlichen Plätzen höchst kümmerlich. Weniger Buden, als der Marktplatz in Lübeck während der Weihnachtsschwärmerei

aufzeigt, habe ich nie, auch in dem unbedeutendsten Marktflecken, nicht gesehen; nur die Schuster finden sich zahlreich aus der Umgegend, besonders aus Holstein ein, und machen auf dem furchtbar zugigen Marienkirchhofe, wo sie ihren Verkaufsplatz haben, dem Anschein nach ein gutes Geschäft.

Eine große Anziehungskraft muß der lübische Weihnachtsmarkt ganz besonders für die Mecklenburger haben. Sie bilden unbedingt die Mehrzahl der ländlichen Besucher und sind, wenigstens die Frauenwelt, leicht kenntlich an ihrer Tracht. Die festen, bisweilen steifen Gestalten in den langen dunkeln Tuchröcken mit purpurrothem, gold- und silberdurchwirktem Saume und dem am Halsausschnitt eben so verzierten Mieder sind leicht kenntlich, wenn sie zu zwei, drei und mehr die „Breitestraße“ entlang schlendern, die aufgeputzten Kaufmannsladen beschauen und länger noch an den blitzenden Gewölben der vielen Goldschmiede unter dem Rathhause stehen bleiben. In der Regel kleidet die Frauen so ziemlich jede Tracht, eine freilich besser als die andere; außer der ganz unästhetisch zu nennenden Tracht der Altenburgerinnen aber wüßte ich doch einer Frau oder einem Mädchen keinen Kopfputz weniger zu empfehlen als den der Mecklenburger Dorfschönen. Die so plump geformten Strohhüte mit den dicken Strohkrausen, welche sowohl

den Schirm des Hutes als dessen nach hinten gekehrtes Ende umsäumen, sind erschreckend häßlich. Es klingt daher wie eine contradictio in adjecto, wenn man in solchen Hüten einherschreitende Mädchen und Frauen schön nennen will.

Märkte und Messen ohne Mordgeschichten, ohne Darstellungen von Schlachten, ohne Harfenistinnen und Drehorgeln, richtiger „Leierkasten" genannt, wie die Mittel- und Süddeutschen sagen, sind nicht denkbar in deutschen Landen; allein solch' ein Zusammenfluß, namentlich von Drehorgeln, wie der lübische Weihnachtsmarkt ihn herbeiführt, ist mir in meinem Leben nirgend vorgekommen. Es besteht nun zwar ein Gesetz, nach welchem nur gestimmte Orgeln für Unterhaltung und Zerstreuung des Publikums sorgen sollen, mit diesem Gesetz geht es aber genau so wie mit Allem, was in moderner Welt Gesetz heißt. Die Leierkastenmänner brechen es so frisch und frank, als hätten sie bei den geschicktesten Männern der Weltgeschichte geheimen Unterricht genossen. Folge davon ist, daß die Straßenmusik in ganz Lübeck so mißtönend, so verstimmt klingt wie etwa der Ausdruck „französische Freiheit." Und doch ist Lübeck vergnügt dabei! Ein Beweis, daß die innerste Natur der Völker sich ewig gleich bleibt und die Geduld derselben auf keine Weise zu erschöpfen ist. Unbeschreiblich ist der musikalische Genuß in den halsbrecherisch

gepflasterten Straßen des fröhlichen Lübeck, wenn ein glücklicher Zufall zwei so recht kunstreich verstimmte Drehorgeln auf beiden Seiten hinstellt und nun die in blauen Hosen und Jacken eingenähten Weisenknaben singend zwischen beiden aus allen Kräften arbeitenden Musikmaschinen hindurch führt. Ich weiß nicht, wem die Pflicht obliegt, die Stimmen der lübischen Waisenkinder in der erquickenden Kunst des Gesanges zu üben, so viel jedoch ist mir sonnenklar geworden, daß Shakespeare nie und nimmer das Wort: „Musik mit ihrem Silberklang," niedergeschrieben hätte, wäre ihm das Glück zu Theil geworden, ein einziges mal in seinem Leben nur Einen Tag während des Weihnachtstaumels in Lübeck zuzubringen.

Diesen im wahren Sinne des Wortes öffentlichen Genüssen, denen es nie an Zuhörern fehlt, schließen sich die häuslichen an. Eine wahrheitsgetreue und erschöpfende Beschreibung derselben zu geben, möchte unmöglich sein, denn ihre Anzahl ist Legion. Auch läßt sich das Wort des seiner Zeit für groß geachteten Haller:

»In's Inn're der Natur dringt kein erschaffener Geist,«

mit einer unbedeutenden Veränderung auf Lübeck anwenden, wenn man etwa sagt:

»In's Inn'ere lüb'scher Welt dringt schwer ein fremder Gast.«

Ich will damit nicht etwa der lübischen Gastfreundschaft zu nahe treten, sondern nur andeuten, daß die eigentlichen höheren Freuden des Hauses den bekrittelnden Augen der profanen fremden Welt gewöhnlich verborgen bleiben. Es ist nämlich allgemein hergebrachte Sitte, daß die in Lübeck sehr sorgfältig gepflegte Gastlichkeit für gewöhnlich nur gewisse Kreise umfaßt, die sich zwar erweitern, jedoch nur innerhalb verwandter Regionen. Im Süden sagt man: „die Freundschaft kommt zusammen,“ im Norden sind es die Verwandten, die Familie im engern Sinne. Erwägt man die abgegrenzte, auf sich selbst basirte Welt Lübecks, so wird man diese Sitte leicht begreiflich finden, obwohl ich gestehen muß, daß sie etwas Kastenartiges hat, das nicht zu empfehlen ist.

Mit dem Weihnachtstaumel beginnen denn selbstverständlich die größeren Feste innerhalb der großen und kleinen Familien Lübecks. Wer nicht Zutritt zu denselben hat, würde nie erfahren, daß hinter den stets dunkel der finstern Nacht zugekehrten Giebelseiten dieser langen Häuserreihen fröhliche Menschen sich am Spieltisch, bei Speise und Trank oder im Tanz gütlich thun; denn die klugen Vorfahren dieser wunderlichen Republikaner waren so schlau, alle den geselligen Freuden gewidmeten Räume des Hauses möglichst weit von der Straße zu entfernen. Ich habe die längst heimgegangenen pfiffigen Handels-

herren stark im Verdacht, daß just die Liebhaberei, recht ungestört, gemüthlich und ungeahnt von der splitterrichtenden Welt die Freuden der Tafel genießen zu können, Anläß geworden ist zu der sonderbaren Bauart der lübischen Häuser.

Wer diese Bauart nicht kennt, wer nie einen auch nur flüchtigen Blick gethan hat in die Geheimnißwelt der langen schmalen Flügelwohnungen, in denen mit sehr geringen Ausnahmen die schwelgerischen Familiengastmähler abgehalten werden, der kann die stille Hansestadt für ein Nonnenkloster von der strengsten Observanz halten. Gibt man aber ein wenig Acht, namentlich in der Weihnachtszeit, dann sieht man verwundert, wie in tiefer Nacht, wenn die Geisterstunde längst vorüber ist, bald da, bald dort in den hochgegiebelten Häusern eine Pforte zwischen den gewaltigen Karyatiden, welche die Thürumrahmung bilden, ganz leise geöffnet wird, und in raschelnde schwarze Seidenmäntel gehüllt kichernde Mädchen und lachende Frauen die Stufen herabtrippeln, gefolgt von bepelzten Männern. Dunkle Kutschen, mit wohlgenährten Rossen bespannt, fahren vor, oft sehr viele an Zahl, um die glücklichen, jetzt müden Gäste aufzunehmen, und dann in raschestem Trabe wie das wilde Heer durch die langen Straßen fortzubrausen. Dieses allnächtlich in der Weihnachtszeit von zwei bis

gegen vier Uhr Morgens anhaltende Wagengerassel ist ein untrügliches Zeichen, daß die ächten lübischen Kinder den heitern Göttern des Lebens opfern, aber immer fein ruhig, ohne Ostentation, in der heiligen Stille prunkender Flügelzimmer, wo außer dem hereinlauschenden Monde kein Sterblicher die Schmausenden beobachten kann. Gewiß eine nachahmungswürdige Sitte für alle Bewunderer des Lucullus und wohlerzogene Enkel lebenslustiger Phäaken.

Lübeck nennt sich Republik und besitzt auch wirklich eine Verfassung, die für republikanisch gelten kann. Nichtsdestoweniger herrscht im Schooße dieser Republik ein aristokratischer Stolz, um nicht zu sagen Hochmuth, ein exklusives Wesen, das jeder absoluten Monarchie Ehre machen würde. Dieser Aristokratismus präponderirt zu jeder Stunde im ganzen Jahre und bringt eben die kastenartige Gliederung hervor, welche im Gesellschaftsleben dem Nichtlübecker so auffällig ist. Nur in der Zeit vom 23. December bis zum 6. Januar fallen diese von der Sitte gezogenen Schranken und die streng aristokratische Republik wird auf vierzehn Tagen ein wirklich demokratischer Freistaat. In dieser Zeit gibt es keine Kaste, keine Schranke, die Freiheit steigt auf über dem Travethale und faltet ihre leuchtenden Fittiche um dessen Metropole, Alles mit Liebe verhüllend, mit unver=

wüstlicher Gutmüthigkeit entschuldigend. Dann ist den Lübeckern Alles erlaubt, auch das Seltsamste. Der solideste Mann in gesetzten oder schon vorgerückten Jahren darf thun, was man ihn zu jeder andern Jahreszeit als Verstoß gegen die Sitte sehr schwer würde empfinden lassen, ja selbst das schöne Geschlecht genießt das Recht, sich eine Ahnung von den Freuden zu verschaffen, deren es theilhaftig würde, falls die Frauenwelt wirklich einmal gleich den Kindern Israels unter die emancipirten Bewohner dieses unvollkommenen Erdballes mitgerechnet werden sollte.

Das Männervolk, dem Alles erlaubt ist, oder richtiger, das sich Alles erlaubt, geht auch außer der Weihnachtszeit manchen nicht häuslichen Vergnügungen nach, so allgemein jedoch und so durch alle Stände verbreitet wie zu Ende und zu Anfange des Jahres ist der Besuch öffentlicher Orte auch bei den Männern zu keiner andern Zeit. Lübeck ist an elegant eingerichteten, für gesellige Zusammenkünfte bestimmten Lokalitäten, die Jedermann offen stehen, unglaublich arm. Dieser Uebelstand läßt sich auch für die Dauer des Weihnachtstaumels nicht abändern, indeß hilft man sich, wie man kann, und weil in mancher Hinsicht Genügsamkeit auch den Republikanern an der Trave von Mutter Natur geschenkt worden ist,

so freut man sich auch an kümmerlichen Orten recht herzlich mit den Fröhlichen.

Wie die Drehorgeln auf den Straßen von früh bis in die Nacht hinein die Vorübergehenden mit ihren pfeifenden Tönen erquicken, so sorgen zahlreiche musikalische Freischaaren, darunter viele unächte oder „nachgemachte" Tyroler und sonstige Jünger der Gesang- und Jodelkunst in einer Unzahl von Lokalen für steten Genuß der ab- und zuströmenden Gäste. Und merkwürdig, diese sonst kaum genannten, von Vielen nicht einmal gekannten Lokale werden dann von den Anständigsten besucht, selbst von Frauen und Mädchen.

Der interessanteste und renommirteste Ort öffentlichen Verkehrs ist unstreitig der Rathsweinkeller. Unter den Schwibbogen des unglaublich malerischen, obwohl völlig styllos gebauten Rathhauses drängt und schiebt sich bei gutem und schlechtem Wetter, bei Frost und Schnee stets ein Menschenknäuel hin und her, unter dem die hoffnungsvolle Straßenjugend der freien Reichsstadt stark vertreten ist. Ein Strom gemischter, oft auch geputzter Menschen fluthet die breite Treppe auf und nieder, denn der lübische Rathsweinkeller hat mit dem Naturwunder des Malstroms eine Eigenthümlichkeit gemein; er speit Alles, was er verschluckt, nach einiger Zeit wieder aus,

und zwar, genau wie jener Meeresstrudel der Nordsee, häufig in recht herabgekommenem Zustande.

Die Treppe dieses Weinkellers hat eine merkwürdige Anziehungskraft. Ich weiß nicht, hat der speculative Pächter vielleicht unsichtbar irgendwo einen kolossalen Magnet angebracht, der alles Metallische, wenn nicht an sich reißt, so doch festhält, oder ist es die bunte Wappenzier, diese charakteristische Harlekinsjacke, in welcher Deutschland seit tausend Jahren zum Ergötzen anderer Nationen herumläuft, welche von unten herauf glänzend die Neugier der Menschen reizt? Genug, der dunstige Abgrund, aus welchem Hornmusik, Harfen- und Zitherklang, Geigengetön und Jauchzen frohen Gesanges verworren heraufzittern zur Oberwelt, reißt alles Volk, Jung, Alt, Vornehm, Gering, Männlein und Weiblein hinab in die Tiefe, wo Hunderte in den weiten, etwas spärlich beleuchteten Räumen schnell verschwinden.

Man darf nicht glauben, daß Ungewöhnliches in den alten Kellergewölben vorgehe. Gott bewahre! Was jeder andere Tag im Jahre bringt, geschieht hier auch in der Weihnachtszeit, nur daß jetzt Hunderte und Tausende fröhlichen Herzens zechen, während sonst nur wenige, ganz in der Stille, in wohlverschlossenen Räumen dem Bacchus opfern. Nur insofern ist ein wesentlicher Unterschied zu bemerken, als in der Weihnachtszeit Männer

und Frauen, außer derselben nur Männer den Keller betreten. Selbst Fremde nehmen ihre weibliche Begleitung nicht immer mit.

Wer sich an den Hauptverkehrstagen, als welche der 24. und 31. December zu bezeichnen sind, im Keller ein paar Stunden unterhalten will, muß Plattdeutsch verstehen; noch besser wird er sich amüsiren, wenn ihm verschiedene Dialekte der plattdeutschen Sprache, besonders aber der mecklenburgische, geläufig sind. Mecklenburg-Schwerin ist nun einmal am stärksten von allen Grenznachbarn Lübecks auf der Straße wie im Keller vertreten, und in der That, diese handfesten Gestalten mit den stark gerötheten, vierkantigen Gesichtern verstehen da unten bei Hornmusik und Gläserklang tüchtig zu leben. Ohne einige Dutzend Austern, wozu die Mecklenburger Dorfschöne statt des üblichen Rheinweins lieber Malaga oder Muskat Lünel trinkt, thut es ein fröhliches Pärchen aus dem Lande der Obotriten sicherlich nicht. Die Munterkeit bleibt, da dem alten noch immer zutreffenden Sprichworte zufolge, der Wein das Menschen Herz erfreut, nicht lange aus, und da auch die Mecklenburger in erregterem Zustande einen gesunden Mutterwitz entwickeln, dem sie auf gut Platt ohne den geringsten Zwang Worte leihen, so gibt es unaufhörlich zu lachen. Bisweilen kommt es auch vor, daß ausgelassenen Weih-

nachtsgästen die grauen Gewölbe plötzlich zu hoch oder zu niedrig werden, und Boden und Wölbung mit Allem, was darin ist, einen infernalischen Tanz beginnen. In so kritischen Fällen hat man es schon erlebt, daß mancher Weinselige auf einige Zeit ein stiller Mann wurde und erst später ziemlich schwankend und abgemattet zur Oberwelt wieder emporklomm.

Den Glanzpunkt aller Weihnachtsfreuden in Lübeck außerhalb des Hauses bildet die Sylvesternacht. Auch in andern Städten des deutschen Vaterlandes schlagen in dieser immerhin verhängnißvollen Nacht die Pulse aller fühlenden Menschen voller. Das Einsenken eines Jahres in die nie zu sättigende Gruft der Zeit erweckt ernste Gedanken und erfüllt zugleich das Herz mit Hoffnungsfrische. Ob die schwärmenden Tausende in der alten Hansestadt den Ernst bei Seite lassen im Augenblick, wo der Pendel zum letzten Mal im alten Jahre schwingt, und sich nur der Freude ungestört hingeben, kann ich nicht entscheiden, so viel nur weiß ich, daß in den unterirdischen Räumen des Rathskellers in des Jahres Scheidestunde der Gott der Freude absoluter Herrscher ist.

Schon eine Stunde vor Mitternacht füllen sich die Gewölbe des Kellers mehr und mehr mit Menschen aus allen Ständen, mit Einheimischen und Fremden, mit

Stadt- und Landvolk. Kurz vor zwölf Uhr kann buchstäblich kein Apfel mehr zur Erde. Um diese Zeit steigt, mit Jubelruf begrüßt, der Obernachtwächter die Treppe hinab, arbeitet sich mühsam durch die Menschenwoge, die hüben und drüben um ihn zusammenschlägt, bis in die Mitte des Hauptzimmers vor und singt hier die zwölfte Stunde ab. Darauf stimmt er den Vers: „Des Jahres letzte Stunde &c." an. Die Anwesenden fallen mit gewaltigen Stimmengebraus ein in den Gesang, der auch übel und böse zu Ende gebracht wird. Nachdem dies geschehen, klirren hunderte von Römergläsern, die ersten Minuten des neuen Jahres begrüßend, zusammen, wobei denn manches zerbricht, ähnlich dem Glücke dieses und jenes in jenem Moment ausgelassenen Jauchzenden, und nun beginnt das bekannte „Prost Neujahrrufen," das auch anderwärts üblich ist, in Lübeck aber fast bis an den frühen Morgen dauert. Der Jubel verpflanzt sich aus dem Keller und manchen andern öffentlichen Lokale auf die Straßen, und weil die Köpfe der Meisten zur Ehre des seltsamen Festes gewöhnlich glänzend illuminirt sind, achtet die schwärmende Menge in ihres Glückes Hochgefühl nicht des rauhen Wetters oder heftigen Windes, sondern stürmt so lange Straße auf Straße ab, bis die Gluth im Kopfe langsam verglimmt und endlich als Rest der übergroßen Lustigkeit die graue Asche

überbotenen Lebensgenusses für den ersten Tag im neuen Jahre zurückbleibt.

Mit dem Neujahrsmorgen sind die lübischen Weihnachtsfreuden zwar lange noch nicht zu Ende, wohl aber werden sie geräuschloser. Wie der Mensch, hat er den Höhepunkt vollster Lebenskraft erreicht, noch lange fortlebt und fortwirkt, nur weniger hastig, stiller, in sich abgeschlossener, so geht es auch mit den Freuden in gewissen festlichen Zeiten. Mehr als in der Sylvesternacht kann der Lübecker nicht leisten. Da schäumt der Becher über, so weit es überhaupt möglich ist. Er wird aber geleert bis auf den Grund, und wem es da gelüsten sollte, die Nagelprobe zu machen, er würde nicht einmal einen Tropfen trüber Hefe dem Lustkelch entlocken. So lahmt denn in den letzten Tagen bis zum Abend des fünften Januar die Freude, so weit sie sich öffentlich zeigt, flackert nochmals in den Nachtstunden dieses Tages auf und verschwindet bis zum nächsten Morgen gänzlich. Die Sonnenstrahlen des sechsten Januar beleuchten wieder wie ehedem die alte, ehrwürdige Hansestadt mit ihren ehrbaren, an Privilegien so reichen, höchst soliden, auf edle Sitte und reinen Lebenswandel streng haltenden Staatsbürgern.

8. Eine Travefahrt. Travemünde.

Unter allen schiffbaren Strömen Deutschlands ist die Trave der kleinste, dabei aber auch in vieler Hinsicht der merkwürdigste. Sie entspringt im hügeligen Holstein nur wenige Meilen vom Meere und bleibt ein unbedeutender Fluß bis Oldesloe, wo sie schiffbar wird. Dennoch legt sie auf ihrem Wege zur See eine unglaubliche Anzahl Meilen zurück, da sie nur vorwärts zu fließen scheint, um gleich darauf in weitem Bogen wieder rückwärts zu strömen. Diesen erratischen Character behält sie bis auf eine gute Stunde von ihrer Mündung bei. Durch ihn wird sie dem Schiffer unbequem, dem Landbewohner interessant, und trägt wesentlich bei, dem kleinen fruchtbaren Erdstück des Travenlandes einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen. Geht man nämlich, gleichviel zu welcher Tageszeit, aus dem Burgthore Lübecks und wandelt die schattigen Ulmen- und Lindenalleen hinab nach den anmuthig gelegenen stattlichen Landhäusern der reichen

Handelsherren, so gewinnt man bald eine freie Höhe, von der herab man das Stromthal der Trave bis unterhalb des oldenburgischen Städtchens Schwartau verfolgen und einen ziemlichen Theil Holsteins mit seinen gesegneten Koppeln, seinen vielen malerischen Windmühlen und seinen wie Inseln mitten im Meer fruchttragender Saaten schwimmenden Buchenhainen bequem überblicken kann. Eine Dampfölmühle bewegt in einförmigem Tact lärmend ihre Stampfen unter unsern Füßen; weiterhin hüllt eine schwere dunkle Rauchwolke die Giebel und Firsten hochgelegener Gebäude in seine nie gänzlich schwindenden Schatten. Diese Rauchwolke bezeichnet die Lage der lübischen Glashütte. Hinter dem niedrigen Hügelwalle, an dessen Abhange erwähnte Glashütte erbaut ist, bemerkt man gewöhnlich den rasch verflatternden schwarzen Rauchwimpel eines eilig zu Berg oder Thal fahrenden Dampfbootes, häufiger noch die Mastenspitzen auf- oder abwärts segelnder Schiffe mit ihren grau oder weißlich schimmernden Leinwandfittichen. Dies fällt nicht auf, denn es läßt sich annehmen, dort hinter der Hügelwand erweitere sich der schiffbare Strom bereits zur wogenden Bucht. Blicken wir nun aber links auf die breite Fläche grüner Matten, die gen Westen sich in die üppigsten Saatfelder verwandeln, so glauben wir von einer Fata Morgana uns auf das Reizendste getäuscht.

Denn von goldenem Sonnenfeuer umfluthet, mitten durch saftiges Wiesengrün und wogende Felder gleiten, wie von unsichtbaren Gewalten fortbewegt, zwei, drei, vier und mehr große Seeschiffe dahin, sich beugend unter der Last ihrer bauschigen Segelwucht. Und nicht etwa blos die Masten, Raaen, Stengen und Spieren derselben sieht man herausragen über das Gefilde, auch die schwarzen oder gestreiften colossalen Schiffskörper werden weit über die Hälfte sichtbar, ohne daß auch nur der blinkende Silberstreif bewegten Gewässers zwischen den Feldlängen irgendwo zu entdecken ist. Dies Spazierengehen schwer betrachteter Zwei- und Dreimaster gleichsam mitten im Lande, wie man es nennen muß, ist in der That das Seltsamste, was man sehen kann.

Spazierfahrten auf schmalen Gewässern haben in der Regel wenig Erheiterndes, zumal wenn die Umgebungen des Flusses ohne romantischen Reiz sind. Die Trave nun ist trotz ihrer großen Tiefe doch überall sehr schmal, so daß sie selbst an den breitesten Stellen kaum zur Hälfte die Breite der Elbe bei Dresden erreicht. Auch besitzen die Ufergelände nichts, was das Auge beschäftigen, vielweniger es dauernd fesseln könnte. Dennoch gewährt eine Fahrt auf dem Dampfschiffe von Lübeck nach Travemünde bei heiterm Himmel und warmer Luft Vergnügen, am meisten für Fremde, die weder mit der

Gegend noch mit den Eigenthümlichkeiten dieses wunderlichen, ja man könnte sagen, komischen Flußes vertraut sind. Es vergeht auch in der guten Jahreszeit selten ein Sonntag, wo nicht die beiden zu Thal fahrenden Dampfboote „Merkur" und „Nowogrod," letzteres Eigenthum des uralten in der Geschichte der Hansa berühmten hiesigen „Nowogrodfahrer-Collegiums," mit Lustreisenden überfüllt wären. Ein Musikchor wird dann gelegentlich wohl auch mitgenommen, damit doch wenigstens das Ohr durch angenehme Klänge ergötzt werden möge, wo dem Auge so wenig geboten wird.

Auf solch' einer sonntäglichen Lustfahrt lade ich die Leser ein, mich zu begleiten. Die Luft ist klar, die Sonne gießt ihren funkelnden Glorienschein aus über die alten gezackten Giebelhäuser und die colossalen sieben Backsteinpyramiden der Travestadt. An den Gaffeln der Schiffe im Hafen von der Holstenbrücke abwärts bis zum Niederbaume wehen schon die Flaggen zur Feier des Tages. Am Quai ist es still, auch auf dem Strome fehlt Leben und Bewegung; kaum die flachen Boote der Fährleute, durch welche die Verbindung zwischen der Stadt und den Holz- und Theerlagern am neuen Hafen des ausgetieften Stadtgrabens vermittelt wird, gleiten bisweilen geräuschlos über die blaubraune Tiefe des langsam dahinziehenden Stromes. Nur an der Dampf-

schiffsbrücke hastet und drängt ein immer mehr anwachsender Menschenknäuel, um noch vor dem Abgang des „Nowogrod" ein Billet für diesen zu erhaschen, da derselbe als Schnellsegler bekannt ist. Das Deck unter dem reinlichen Segelschutzdach wimmelt von Menschen, die Glocke läutet und das übliche „Gah an" des Capitäns setzt die Schaufelräder in langsame Bewegung.

Sobald die Durchfahrt an der Stuckfähre passirt ist, wo gewöhnlich viele Schiffe liegen und die Passage etwas verengen, beginnt die Maschine in rascherem Tacte zu arbeiten. Pfeilschnell schießt der schwarze Schiffskörper zwischen den grünen Ufern dahin, die aufbrausenden Wogen zu beiden Seiten über die grüßend sich verneigenden Häupter des Schilfes rollend. Die rasch wechselnden Krümmungen lassen das Bild der alten Stadt bald verschwinden, bald wieder hinter den umbuschten Landhäusern auftauchen, so daß man sie wohl zwölf= bis vierzehnmal in anderer Umrahmung, jetzt gerade hinter dem Schiffsspiegel, jetzt zur rechten und dann gleich wieder zur linken Seite desselben erblickt. Durch diese häufigen Krümmen des Stromes kommt auch das schnellste Schiff nicht von der Stelle, wenigstens sieht es so aus, und dies scheinbare Vor= und Rückwärtssegeln macht eine wiederholte Travenfahrt zu einem sehr langweiligen Vergnügen. Nur die erste Fahrt unterhält, wär's auch blos

der Schiffe wegen, die stromaufwärts segelnd in dem unglaublich schmalen Fahrwasser an dem keuchenden Dampfboote vorübergleiten.

Bei Gothmund verändert sich die Scenerie und der Charakter des Flusses. Zu beiden Seiten weitet sich die Trave aus, breite, mit hohem Schilf bewachsene Sümpfe bildend. Dazwischen fette Weiden mit grasendem Vieh und halb in das Sumpfland hineingebaut die schornsteinlosen steilen Strohdächer der Gothmunder, jenes originellen Schiffervölkchens, das fast tagtäglich in zahlreichen schmalen trogartigen Kähnen Lübeck besucht und die Bevölkerung mit Fischen aller Art, besonders aber mit den beliebten Brätlingen, einer Sprottenart, massenhaft versorgt. Während das Dampfboot, an den rauchenden Fischerhütten vorüber braust, bemerkt ein aufmerksamer Beobachter wohl hin und wieder auf dem schattigen Grün der Weiden den glänzenden Silberschein eines Mövenfittichs, sichere Verkündiger der Meeresnähe. Bald zeigt sich das Wirthshaus an der Herrenfähre mit dem neu gegrabenen Strombett der Trave durch den sandigen Hügelrücken, welcher die süße Trave von der sogenannten Salztrave scheidet. Das Dampfschiff legt den Durchstich in wenigen Secunden zurück, um sich in dem schon höher gehenden Wogenschlage des Schlutuper Wyks bequemer zu schaukeln. Der eigenthümlich narkotische Jodgeruch

des Tanges, der hier im Wyck sich für feine Geruchsnerven bemerkbar macht, sagt uns, daß wir dem Meere bereits sehr nahe gekommen sind.

Von der Herrenfähre an bis zu ihrer Mündung in die Ostsee ist die Trave weniger Strom als Meeresbucht mit großentheils hügeligen, oft anmuthig bewaldeten Gestaden. Wegen ihres salzigen Geschmackes nennt man sie „Salztrave.“ Da sie bis Travemünde hinab mehrere tiefe Buchten bildet und dadurch stellenweise eine große Breite gewinnt, tragen ihre Gewässer verschiedene Benennungen, wie unmittelbar hinter der Herrenfähre „Bretling,“ weiter das schon erwähnte „Schlutuper Wyck,“ „Stulper Huck,“ beiläufig die malerischste Partie auf der ganzen Salztrave, endlich das „Portnitzer Wyck,“ dessen erweiterte Wasserfläche sich als „Dassower-See“ ziemlich weit ins Mecklenburgische Land hinein erstreckt.

Beim Stulper Huck erblickt man über die flache und schmale sandige Halbinsel hinweg, welche sich unter dem Namen das „Priwall“ vor den Ausfluß der Trave legt und den schon zur Bucht gewordenen Strom wieder sehr bedeutend verengert, den tiefblauen Spiegel der Ostsee und hat, da das „lübische Fahrwasser“ viele Meilen breit und ohne jegliche Insel ist, den vollen majestätischen Anblick des Meeres.

Travemünde, bekanntlich für Lübeck dasselbe, was Bremerhaven für Bremen, hat sehr wenig Anziehendes. Es liegt flach und langweilig am Ausfluß der Trave, ihm gegenüber das traurig öde Sandland des Priwall, das uns nach dem so gesegneten Mecklenburg nicht eben sehr lüstern machen kann. Wäre der kleine Ort als Hafen für tief gehende Schiffe nicht wichtig für Lübeck, obwohl diese Wichtigkeit durch die in letzter Zeit mit großem Aufwande erzielte Correction der Trave an Bedeutung verlieren möchte, so würde er schwerlich so oft genannt werden als es geschieht. — Belebt ist Travemünde nur etwa zwei bis drei Monate im Jahre während der sogenannten Saison. Dann sammelt sich der mecklenburgische Adel nebst einzelnen weiter herkommenden Familien, die Lübecker ziehen in Menge hinunter an den Meeresstrand, wenigstens die stets der Seeluft bedürftige vornehme Frauenwelt, und so beginnt denn in dem kleinen, nüchternen Oertchen jenes Leben und Treiben, das in der Sprache moderner Vergnügungen Badeleben heißt.

Ob Travemünde als Badeort mit Recht sich großen Rufes erfreut, weiß ich nicht. Es gehört zum guten Tone, während der Saison einige Zeit nach Travemünde zu gehen, sei's um wirklich zu baden, sei's um blos Seeluft zu athmen und überhaupt am Anblick des Meeres in behaglicher Ruhe Herz und Geist zu erquicken.

Hauptbeschäftigung der Sommerbevölkerung Travemündes ist, wie leicht zu errathen, das Dolce far niente. Mag das Wetter schön sein oder nicht, die Bewohner der „Außenreihe“ — so nennt man die unmittelbar am Strande gelegenen, durchgängig sehr freundlich eingerichteten Häuser, von denen die haute volée der Badegäste Besitz zu nehmen pflegt — sitzen um die Frühstücksstunde, Mittags, beim Kaffee und Abends unter den Leinwandgezelten vor den Thüren und mustern die in der Strandallee auf und ab Wandelnden. Es gehört eine ganz anständige Portion Gleichmuth dazu, um das Feuer so vieler hundert kritisch geschlitzter Augen schöner und schön gewesener Welt und die vielsagenden Bemerkungen so vieler rosig schwellender oder am Becher des Lebens matt gewordener Lippenpaare mit Gemüthsruhe zu ertragen. Was in jenen Tagen und Wochen der großen Musterung vor den Wohnungen der Außenreihe von Freund und Feind, über Heimische und Fremde beim singenden Theekessel und während man tapfer „Mschyten-kringel“ vertilgt, blos so zum lieben Zeitvertreib „geklöhnt“ wird, damit ließe sich, anmuthig vorgetragen, gar mancher Bogen füllen.

Ist man der begutachtenden Conferenzen über das harmlos auf und abwandelnde Publikum überdrüssig, so wird wohl allenfalls ein Spaziergang nach dem Leuchtthurm und von da in die sehr freundlichen Anlagen des Badehauses beliebt, wo Sonntags gewöhnlich ein Musikchor Badegäste wie vorübergehend Besuchende unterhält. Diese Anlagen mit Allem, was dazu gehört, verdanken einem unternehmenden Lübecker ihr Entstehen und sind in der That Travemündes größte Zierde. Der Fremde unterlasse nicht, einige Stunden daselbst zu weilen und besonders auch die großartige Baumschule, die wohl ihres Gleichen suchen dürfte, ebenfalls in Augenschein zu nehmen.

Die Civilisation der modernen Menschenwelt schleppt bekanntlich eine entsetzliche Last mit herum, wohin sie sich auch wendet. Im heimischen Zirkel, am geselligen Theetische, im gottgeweihten Raume, in den Hallen der Kunst und in der freien Natur weiß sie dieselbe nicht los zu werden. Sie drückt den Gesunden, sie quält begreiflicherweise noch mehr den Kranken, am meisten aber den eingebildeten Kranken oder diejenigen, die dem Herkommen zu Liebe wenigstens sechs Wochen im Jahre krank scheinen wollen oder müssen. Diese Last ist die Langeweile. Ein Radicalmittel gegen sie haben die Philosophen aller Nationen noch nicht zu entdecken vermocht.

Kein noch so herrliches Naturschauspiel kann diesen Dämon, der sich im Herzen des civilisirten Menschen eine unzugängliche Hütte gebaut hat, vertreiben. Selbst der majestätische Anblick jetzt eines sonnen- oder mondbeglänzten, jetzt eines von brüllendem Sturme aufgewühlten Meeres betäubt wohl die Langeweile, aber erstickt sie nicht. Da hilft dann der schwache Mensch mit seiner Erfindungsgabe nach Kräften nach, und weil er in seiner Schwäche nicht Kraft genug zu entdecken weiß, so ruft er die trüben Geister herbei, die ewig geschäftig den denkenden Menschen umschleichen, um ihn gelegentlich gefährlich zu werden. Ein solch' trüber Geist muß es wohl gewesen sein, der das Hazardspiel erfunden und es gerade an solchen Orten zur allgemeinen Unterhaltung des Publicums eingeführt hat, wo es als ein teuflisches Spielzeug am allerstrengsten verpönt sein sollte. Dies unselige Hazardspiel, die Pharobank und die leider selbst der schwachsinnigsten Creatur leicht verständlich werdende Roulette fehlt auch im Logirhause zu Travemünde nicht.

Einem Staate, der auf moralischer Basis zu ruhen beansprucht, wird es nie gelingen, das öffentlich getriebene Hazardspiel als eine nothwendige gesellschaftliche Einrichtung vertheidigen zu können. Die sittliche Entrüstung des Volkes im Ganzen und Großen hat schon seit sehr langer Zeit diese fluchwürdige Verlockung des nach ver-

botener Frucht stets lüsternen Menschengeschlechtes am grünen Tische verdammt, und dennoch protegirt man fort und fort von Oben herab diese unbedingt demoralisirenden Spielhöllen. In Travemünde, wo ich oft genug Zeuge des Spieles und des in allen Menschen schlummernden Geldhungers gewesen bin, spielt man freilich nicht um so enorme Summen, wie etwa in Baden-Baden, allein gerade weil ein kleiner Einsatz (der niedrigste Satz im Rouge et Noir ist, glaub' ich, ein drittel Thaler pr. Cour) genügt, verlockt die an Sonntagen stets offene Spielhölle den Mittelstand und den kleinen Mann, der Glücksgöttin mit dem goldschimmernden Gewande die Hand zu reichen, wodurch schon Mancher in bitteres Elend gerathen ist. Ich kenne Leute, die nie verfehlen, während der Saison einige Male blos deshalb Travemünde zu besuchen, um daselbst ein Spiel zu riskiren. Mancher hat Glück und erobert in wenigen Viertelstunden mit 20 oder 40 Mark ein paar Hundert. Andere verfolgt das Unglück, leider in der Regel, ohne sie zu bessern. Sie häufen dann Verlust auf Verlust, bis zuletzt der Boden unter ihren Füßen weicht. Schon weil durch das Bestehen einer Spielbank die Leidenschaften in der Menschenbrust geweckt werden, wäre es nach [illegible]n Dafürhalten Pflicht jeder Regierung, diese abso[illegible]oralischen Anstalten ein für allemal zu schließen.

Man wird dann freilich heimlich spielen, wie jegliches Laster heimlich betrieben wird. Für heimliche Sünden ist der Staat nicht verantwortlich, die nachtheiligen Folgen einer Pest aber, die von ihm gehegt wird, hat die Humanität volles Recht, ihm ganz allein aufzubürden.

Kehren wir dem von Menschen aller Stände vollgepfropften Locale, wo selbst das schönste Frauenauge im Blinken des rollenden Goldes den Zauber keuscher Anmuth verliert, den Rücken, und wenden wir uns dem nahen Strande zu, um im erquickenden Hauche des Meeres uns wieder frischen Muth zu trinken.

In der guten Jahreszeit ist die Ostsee gewöhnlich ruhig; ihr Anblick hat daher bei Tage wie bei Nacht etwas unbeschreiblich Sanftes, Herz und Gemüth Erheiterndes. Man hört sie selbst in der Nähe nur bei starkem Ost- und Nordostwinde, weil sie dann hohe weiße Brandungswellen an dem flachen festen Sandufer hinauf rollt. Dieser friedliche Charakter, der sie als eine Art Binnenmeer bezeichnet, thut ihr allerdings im Vergleich mit der Nordsee einigen Abbruch. Ihre Gewässer sind zwar ungleich klarer und durchsichtiger als die der Nordsee in unmittelbarer Nähe der Küsten, allein jenen gewaltigen Eindruck, der ganz besonders mit der Nordsee unzertrennlich ist, werden und können sie nie, auch im wildesten Sturme nicht machen. Schon daß das baltische

Meer keine Fluth und Ebbe hat, raubt ihm das geheimnißvoll schaffende Leben, das wie der anregende Geist des Oceans das Nordmeer nie zur Ruhe kommen läßt. Immer aber weidet man gern das Auge auf der farbig schimmernden Fluth, während weit draußen am Horizont zahlreiche Schiffe wie Schwäne mit ausgespanntem Gefieder geräuschlos vorüberziehen.

Der schönste Punkt um Travemünde ist der Tempel auf einer steilen Höhe am Brothener Strande. Wer das Glück hat, in diesem schmucklosen, nach der See zu offenen Ausschau einen schönen Sonnenuntergang oder wohl gar einen Gewittersturm zu erleben, der mit flammenden Geisseln die Wogen zu Schaum peitscht, der wird sich stets gern an Travemünde zurückerinnern.

Ein bequemer Weg führt vom Logirhause zu diesem interessanten Standpunkte empor, doch kann man auch den beschwerlicheren Strandweg wählen, will man stets in unmittelbarer Nähe der leise murmelnden, mit bunten Muscheln spielenden Wogen bleiben. Seit dem Juli 1850 ist die Brothener Uferhöhe ein geschichtlicher Punkt geworden; denn hier war es, wo das von dänischen Kriegsschiffen gehetzte kleine schleswig-holsteinische Dampfkanonenboot „Von der Tann" Anker warf, als es durch die unvorsichtige Handlungsweise seines Führers, nicht ... die ganze deutsche Presse damals behauptete, durch

die Hart- und Engherzigkeit der Behörden, die lübische Gastfreundschaft verscherzt hatte. Mit bewaffnetem Auge kann man den Küstensaum Holsteins ganz deutlich verfolgen bis nach Neustadt hin. In jener verhängnißvollen Nacht vom 21. zum 22. Juli 1850 brannten zahllose Lichter am Strande, angezündet, um dem verfolgten Schiffe in der Nacht die ungefähre Richtung anzudeuten, die es steuern mußte, um den schützenden Hafen von Neustadt zu erreichen. Das Verhängniß oder auch die Unkenntniß des Lootsen führte es unsern Oevelgönne auf den Strand. Was dann geschah, ist bekannt und gehört in ein Geschichtbuch, nicht in eine flüchtig entworfene Skizze.

Ein völlig windstiller, klarer Juniabend 1850, den ich auf und unter dem Tempel verlebte, wird mir stets unvergeßlich bleiben. Die spätere Kronprinzessin von Schweden ward in Travemünde erwartet, um sich nach ihrem neuen Vaterlande daselbst einzuschiffen. Der kleine Badeort wimmelte von Menschen, die schmucken, reinlichen Häuser waren mit Flaggen ebenso reichlich geziert, wie die im Hafen ankernden Schiffe. Draußen aber auf der spiegelglatten Ostsee, etwa zwei Seemeilen vom Strande entfernt, lagen drei schwedische Kriegsschiffe, der Königsbraut harrend. Ein ungemein comfortable eingerichteter Dampfer, ich glaube der Nordstjernan (Nord-

1. Am Hafen.

Auf dem hohen Uferrande der Norder=Elbe, im Westen Hamburgs, hat man an einigen Punkten überraschend schöne Ausblicke auf Strom und Landschaft. Früh am Morgen, wenn das Wasser dampft und nur langsam der Luftbewegung oder dem Einfluß der Sonnenstrahlen weicht, am sonnig hellen Mittage oder Abends, immer ist der Anblick des großen bewegten Strombildes gleich ergreifend und fesselnd. Nie aber macht es einen gewaltigeren Eindruck auf den Beschauer, als bei fliegendem Gewölb, wenn glühend heiße Sonnenblitze es zerreißen, und die smaragdenen Inseln im vielgetheilten Strome bald mit weißlich blendenden, bald mit dunkel goldgelben Lichtoasen bedecken. Will es dann ein glücklicher Zufall, daß eine frische Brise aus Westen weht, die Zeit der Hochfluth den Strom weit über die grünen Inselborde

stern) hatte an der Schiffsbrücke zu Travemünde angelegt, um die hohen Gäste in Empfang zu nehmen. Als die Braut mit zahlreichen Geleit endlich eintraf, begleitete sie der schnellsegelnde „Nowogrod," überladen mit fröhlichen Menschen und besetzt mit einem starken Musikchor, hinaus auf die kaum leise bewegte See. Am Strande sahen viele Hunderte den beiden Dampfern nach, von denen in der heiligen Abendstille jeder Ruderschlag deutlich zu vernehmen war. Inzwischen übergoß die untergehende Sonne die baltische Fluth mit glühendem Purpur. — Gerade in diesem Augenblicke erreichte das Dampfboot, welches die Prinzessin trug, das schwedische Geschwader, und hüben und drüben und weiter am bereits grau dämmernden Meereshorizont zuckten Feuerströme über die See, denen binnen wenigen Secunden dumpf rollender Donner folgte, das Echo weckend an der Küste von Boltenhagen und im holsteinischen Lande. Die Kriegsschiffe der Schweden begrüßten die Braut ihres dereinstigen Königs. Die Kanonade dauerte noch fort, als bereits Pulverdampf und aus den Fluthen aufsteigende Nebel uns Zuschauern die in See gehenden Schiffe entzogen.

IV.

Skizzen aus dem Hamburger Volksleben.

der Schiffe wegen, die stromaufwärts segelnd in dem unglaublich schmalen Fahrwasser an dem keuchenden Dampfboote vorübergleiten.

Bei Gothmund verändert sich die Scenerie und der Charakter des Flusses. Zu beiden Seiten weitet sich die Trave aus, breite, mit hohem Schilf bewachsene Sümpfe bildend. Dazwischen fette Weiden mit grasendem Vieh und halb in das Sumpfland hineingebaut die schornsteinlosen steilen Strohdächer der Gothmunder, jenes originellen Schiffervölkchens, das fast tagtäglich in zahlreichen schmalen trogartigen Kähnen Lübeck besucht und die Bevölkerung mit Fischen aller Art, besonders aber mit den beliebten Brätlingen, einer Sprottenart, massenhaft versorgt. Während das Dampfboot, an den rauchenden Fischerhütten vorüber braust, bemerkt ein aufmerksamer Beobachter wohl hin und wieder auf dem schattigen Grün der Weiden den glänzenden Silberschein eines Mövenfittichs, sichere Verkündiger der Meeresnähe. Bald zeigt sich das Wirthshaus an der Herrenfähre mit dem neu gegrabenen Strombett der Trave durch den sandigen Hügelrücken, welcher die süße Trave von der sogenannten Salztrave scheidet. Das Dampfschiff legt den Durchstich in wenigen Secunden zurück, um sich in dem schon höher gehenden Wogenschlage des Schlutuper Wyks bequemer zu schaukeln. Der eigenthümlich narkotische Jodgeruch

des Tanges, der hier im Wyck sich für feine Geruchsnerven bemerkbar macht, sagt uns, daß wir dem Meere bereits sehr nahe gekommen sind.

Von der Herrenfähre an bis zu ihrer Mündung in die Ostsee ist die Trave weniger Strom als Meeresbucht mit großentheils hügeligen, oft anmuthig bewaldeten Gestaden. Wegen ihres salzigen Geschmackes nennt man sie „Salztrave." Da sie bis Travemünde hinab mehrere tiefe Buchten bildet und dadurch stellenweise eine große Breite gewinnt, tragen ihre Gewässer verschiedene Benennungen, wie unmittelbar hinter der Herrenfähre „Bretling," weiter das schon erwähnte „Schlutuper Wyck," „Stulper Huck," beiläufig die malerischste Partie auf der ganzen Salztrave, endlich das „Portnitzer Wyck," dessen erweiterte Wasserfläche sich als „Dassower-See" ziemlich weit ins Mecklenburgische Land hinein erstreckt.

Beim Stulper Huck erblickt man über die flache und schmale sandige Halbinsel hinweg, welche sich unter dem Namen das „Priwall" vor den Ausfluß der Trave legt und den schon zur Bucht gewordenen Strom wieder sehr bedeutend verengert, den tiefblauen Spiegel der Ostsee und hat, da das „lübische Fahrwasser" viele Meilen breit und ohne jegliche Insel ist, den vollen majestätischen Anblick des Meeres.

und zwar, genau wie jener Meeresstrudel der Nordsee, häufig in recht herabgekommenem Zustande.

Die Treppe dieses Weinkellers hat eine merkwürdige Anziehungskraft. Ich weiß nicht, hat der speculative Pächter vielleicht unsichtbar irgendwo einen kolossalen Magnet angebracht, der alles Metallische, wenn nicht an sich reißt, so doch festhält, oder ist es die bunte Wappenzier, diese charakteristische Harlekinsjacke, in welcher Deutschland seit tausend Jahren zum Ergötzen anderer Nationen herumläuft, welche von unten herauf glänzend die Neugier der Menschen reizt? Genug, der dunstige Abgrund, aus welchem Hornmusik, Harfen- und Zitherklang, Geigengetön und Jauchzen frohen Gesanges verworren heraufzittern zur Oberwelt, reißt alles Volk, Jung, Alt, Vornehm, Gering, Männlein und Weiblein hinab in die Tiefe, wo Hunderte in den weiten, etwas spärlich beleuchteten Räumen schnell verschwinden.

Man darf nicht glauben, daß Ungewöhnliches in den alten Kellergewölben vorgehe. Gott bewahre! Was jeder andere Tag im Jahre bringt, geschieht hier auch in der Weihnachtszeit, nur daß jetzt Hunderte und Tausende fröhlichen Herzens zechen, während sonst nur wenige, ganz in der Stille, in wohlverschlossenen Räumen dem Bacchus opfern. Nur insofern ist ein wesentlicher Unterschied zu bemerken, als in der Weihnachtszeit Männer

und Frauen, außer derselben nur Männer den Keller betreten. Selbst Fremde nehmen ihre weibliche Begleitung nicht immer mit.

Wer sich an den Hauptverkehrstagen, als welche der 24. und 31. December zu bezeichnen sind, im Keller ein paar Stunden unterhalten will, muß Plattdeutsch verstehen; noch besser wird er sich amüsiren, wenn ihm verschiedene Dialekte der plattdeutschen Sprache, besonders aber der mecklenburgische, geläufig sind. Mecklenburg-Schwerin ist nun einmal am stärksten von allen Grenznachbarn Lübecks auf der Straße wie im Keller vertreten, und in der That, diese handfesten Gestalten mit den stark gerötheten, vierkantigen Gesichtern verstehen da unten bei Hornmusik und Gläserklang tüchtig zu leben. Ohne einige Dutzend Austern, wozu die Mecklenburger Dorfschöne statt des üblichen Rheinweins lieber Malaga oder Muskat Lünel trinkt, thut es ein fröhliches Pärchen aus dem Lande der Obotriten sicherlich nicht. Die Munterkeit bleibt, da dem alten noch immer zutreffenden Sprichworte zufolge, der Wein das Menschen Herz erfreut, nicht lange aus, und da auch die Mecklenburger in erregterem Zustande einen gesunden Mutterwitz entwickeln, dem sie auf gut Platt ohne den geringsten Zwang Worte leihen, so gibt es unaufhörlich zu lachen. Bisweilen kommt es auch vor, daß ausgelassenen Weih-

nachtsgästen die grauen Gewölbe plötzlich zu hoch oder zu niedrig werden, und Boden und Wölbung mit Allem, was darin ist, einen infernalischen Tanz beginnen. In so kritischen Fällen hat man es schon erlebt, daß mancher Weinselige auf einige Zeit ein stiller Mann wurde und erst später ziemlich schwankend und abgemattet zur Oberwelt wieder emporklomm.

Den Glanzpunkt aller Weihnachtsfreuden in Lübeck außerhalb des Hauses bildet die Sylvesternacht. Auch in andern Städten des deutschen Vaterlandes schlagen in dieser immerhin verhängnißvollen Nacht die Pulse aller fühlenden Menschen voller. Das Einsenken eines Jahres in die nie zu sättigende Gruft der Zeit erweckt ernste Gedanken und erfüllt zugleich das Herz mit Hoffnungsfrische. Ob die schwärmenden Tausende in der alten Hansestadt den Ernst bei Seite lassen im Augenblick, wo der Pendel zum letzten Mal im alten Jahre schwingt, und sich nur der Freude ungestört hingeben, kann ich nicht entscheiden, so viel nur weiß ich, daß in den unterirdischen Räumen des Rathskellers in des Jahres Scheidestunde der Gott der Freude absoluter Herrscher ist.

Schon eine Stunde vor Mitternacht füllen sich die Gewölbe des Kellers mehr und mehr mit Menschen aus allen Ständen, mit Einheimischen und Fremden, mit

Stadt- und Landvolk. Kurz vor zwölf Uhr kann buchstäblich kein Apfel mehr zur Erde. Um diese Zeit steigt, mit Jubelruf begrüßt, der Obernachtwächter die Treppe hinab, arbeitet sich mühsam durch die Menschenwoge, die hüben und drüben um ihn zusammenschlägt, bis in die Mitte des Hauptzimmers vor und singt hier die zwölfte Stunde ab. Darauf stimmt er den Vers: „Des Jahres letzte Stunde ꝛc.“ an. Die Anwesenden fallen mit gewaltigen Stimmengebraus ein in den Gesang, der auch übel und böse zu Ende gebracht wird. Nachdem dies geschehen, klirren hunderte von Römergläsern, die ersten Minuten des neuen Jahres begrüßend, zusammen, wobei denn manches zerbricht, ähnlich dem Glücke dieses und jenes in jenem Moment ausgelassenen Jauchzenden, und nun beginnt das bekannte „Prost Neujahrrufen,“ das auch anderwärts üblich ist, in Lübeck aber fast bis an den frühen Morgen dauert. Der Jubel verpflanzt sich aus dem Keller und manchen andern öffentlichen Lokale auf die Straßen, und weil die Köpfe der Meisten zur Ehre des seltsamen Festes gewöhnlich glänzend illuminirt sind, achtet die schwärmende Menge in ihres Glückes Hochgefühl nicht des rauhen Wetters oder heftigen Windes, sondern stürmt so lange Straße auf Straße ab, bis die Gluth im Kopfe langsam verglimmt und endlich als Rest der übergroßen Lustigkeit die graue Asche

überbotenen Lebensgenusses für den ersten Tag im neuen Jahre zurückbleibt.

Mit dem Neujahrsmorgen sind die lübischen Weihnachtsfreuden zwar lange noch nicht zu Ende, wohl aber werden sie geräuschloser. Wie der Mensch, hat er den Höhepunkt vollster Lebenskraft erreicht, noch lange fortlebt und fortwirkt, nur weniger hastig, stiller, in sich abgeschlossener, so geht es auch mit den Freuden in gewissen festlichen Zeiten. Mehr als in der Sylvesternacht kann der Lübecker nicht leisten. Da schäumt der Becher über, so weit es überhaupt möglich ist. Er wird aber geleert bis auf den Grund, und wem es da gelüsten sollte, die Nagelprobe zu machen, er würde nicht einmal einen Tropfen trüber Hefe dem Lustkelch entlocken. So lahmt denn in den letzten Tagen bis zum Abend des fünften Januar die Freude, so weit sie sich öffentlich zeigt, flackert nochmals in den Nachtstunden dieses Tages auf und verschwindet bis zum nächsten Morgen gänzlich. Die Sonnenstrahlen des sechsten Januar beleuchten wieder wie ehedem die alte, ehrwürdige Hansestadt mit ihren ehrbaren, an Privilegien so reichen, höchst soliden, auf edle Sitte und reinen Lebenswandel streng haltenden Staatsbürgern.

8. Eine Travefahrt. Travemünde.

Unter allen schiffbaren Strömen Deutschlands ist die Trave der kleinste, dabei aber auch in vieler Hinsicht der merkwürdigste. Sie entspringt im hügeligen Holstein nur wenige Meilen vom Meere und bleibt ein unbedeutender Fluß bis Oldesloe, wo sie schiffbar wird. Dennoch legt sie auf ihrem Wege zur See eine unglaubliche Anzahl Meilen zurück, da sie nur vorwärts zu fließen scheint, um gleich darauf in weitem Bogen wieder rückwärts zu strömen. Diesen erratischen Character behält sie bis auf eine gute Stunde von ihrer Mündung bei. Durch ihn wird sie dem Schiffer unbequem, dem Landbewohner interessant, und trägt wesentlich bei, dem kleinen fruchtbaren Erdstück des Travenlandes einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen. Geht man nämlich, gleichviel zu welcher Tageszeit, aus dem Burgthore Lübecks und wandelt die schattigen Ulmen- und Lindenalleen hinab nach den anmuthig gelegenen stattlichen Landhäusern der reichen

Handelsherren, so gewinnt man bald eine freie Höhe, von der herab man das Stromthal der Trave bis unterhalb des oldenburgischen Städtchens Schwartau verfolgen und einen ziemlichen Theil Holsteins mit seinen gesegneten Koppeln, seinen vielen malerischen Windmühlen und seinen wie Inseln mitten im Meer fruchttragender Saaten schwimmenden Buchenhainen bequem überblicken kann. Eine Dampfölmühle bewegt in einförmigem Tact lärmend ihre Stampfen unter unsern Füßen; weiterhin hüllt eine schwere dunkle Rauchwolke die Giebel und Firsten hochgelegener Gebäude in seine nie gänzlich schwindenden Schatten. Diese Rauchwolke bezeichnet die Lage der lübischen Glashütte. Hinter dem niedrigen Hügelwalle, an dessen Abhange erwähnte Glashütte erbaut ist, bemerkt man gewöhnlich den rasch verflatternden schwarzen Rauchwimpel eines eilig zu Berg oder Thal fahrenden Dampfbootes, häufiger noch die Mastenspitzen auf- oder abwärts segelnder Schiffe mit ihren grau oder weißlich schimmernden Leinwandfittichen. Dies fällt nicht auf, denn es läßt sich annehmen, dort hinter der Hügelwand erweitere sich der schiffbare Strom bereits zur wogenden Bucht. Blicken wir nun aber links auf die breite Fläche grüner Matten, die gen Westen sich in die üppigsten Saatfelder verwandeln, so glauben wir von einer Fata Morgana uns auf das Reizendste getäuscht.

Denn von goldenem Sonnenfeuer umfluthet, mitten durch saftiges Wiesengrün und wogende Felder gleiten, wie von unsichtbaren Gewalten fortbewegt, zwei, drei, vier und mehr große Seeschiffe dahin, sich beugend unter der Last ihrer bauschigen Segelwucht. Und nicht etwa blos die Masten, Raaen, Stengen und Spieren derselben sieht man heraufragen über das Gefilde, auch die schwarzen oder gestreiften colossalen Schiffskörper werden weit über die Hälfte sichtbar, ohne daß auch nur der blinkende Silberstreif bewegten Gewässers zwischen den Feldlängen irgendwo zu entdecken ist. Dies Spazierengehen schwer betrachteter Zwei- und Dreimaster gleichsam mitten im Lande, wie man es nennen muß, ist in der That das Seltsamste, was man sehen kann.

Spazierfahrten auf schmalen Gewässern haben in der Regel wenig Erheiterndes, zumal wenn die Umgebungen des Flusses ohne romantischen Reiz sind. Die Trave nun ist trotz ihrer großen Tiefe doch überall sehr schmal, so daß sie selbst an den breitesten Stellen kaum zur Hälfte die Breite der Elbe bei Dresden erreicht. Auch besitzen die Ufergelände nichts, was das Auge beschäftigen, vielweniger es dauernd fesseln könnte. Dennoch gewährt eine Fahrt auf dem Dampfschiffe von Lübeck nach Travemünde bei heiterm Himmel und warmer Luft Vergnügen, am meisten für Fremde, die weder mit der

Gegend noch mit den Eigenthümlichkeiten dieses wunderlichen, ja man könnte sagen, komischen Flußes vertraut sind. Es vergeht auch in der guten Jahreszeit selten ein Sonntag, wo nicht die beiden zu Thal fahrenden Dampfboote „Merkur“ und „Nowogrod,“ letzteres Eigenthum des uralten in der Geschichte der Hansa berühmten hiesigen „Nowogrodfahrer-Collegiums,“ mit Lustreisenden überfüllt wären. Ein Musikchor wird dann gelegentlich wohl auch mitgenommen, damit doch wenigstens das Ohr durch angenehme Klänge ergötzt werden möge, wo dem Auge so wenig geboten wird.

Auf solch' einer sonntäglichen Lustfahrt lade ich die Leser ein, mich zu begleiten. Die Luft ist klar, die Sonne gießt ihren funkelnden Glorienschein aus über die alten gezackten Giebelhäuser und die colossalen sieben Backsteinpyramiden der Travestadt. An den Gaffeln der Schiffe im Hafen von der Holstenbrücke abwärts bis zum Niederbaume wehen schon die Flaggen zur Feier des Tages. Am Quai ist es still, auch auf dem Strome fehlt Leben und Bewegung; kaum die flachen Boote der Fährleute, durch welche die Verbindung zwischen der Stadt und den Holz- und Theerlagern am neuen Hafen des ausgetieften Stadtgrabens vermittelt wird, gleiten bisweilen geräuschlos über die blaubraune Tiefe des langsam dahinziehenden Stromes. Nur an der Dampf-

schiffsbrücke hastet und drängt ein immer mehr anwachsender Menschenknäuel, um noch vor dem Abgang des „Nowogrod" ein Billet für diesen zu erhaschen, da derselbe als Schnellsegler bekannt ist. Das Deck unter dem reinlichen Segelschutzdach wimmelt von Menschen, die Glocke läutet und das übliche „Gah an" des Capitäns setzt die Schaufelräder in langsame Bewegung.

Sobald die Durchfahrt an der Stuckfähre passirt ist, wo gewöhnlich viele Schiffe liegen und die Passage etwas verengen, beginnt die Maschine in rascherem Tacte zu arbeiten. Pfeilschnell schießt der schwarze Schiffskörper zwischen den grünen Ufern dahin, die aufbrausenden Wogen zu beiden Seiten über die grüßend sich verneigenden Häupter des Schilfes rollend. Die rasch wechselnden Krümmungen lassen das Bild der alten Stadt bald verschwinden, bald wieder hinter den umbuschten Landhäusern auftauchen, so daß man sie wohl zwölf- bis vierzehnmal in anderer Umrahmung, jetzt gerade hinter dem Schiffsspiegel, jetzt zur rechten und dann gleich wieder zur linken Seite desselben erblickt. Durch diese häufigen Krümmen des Stromes kommt auch das schnellste Schiff nicht von der Stelle, wenigstens sieht es so aus, und dies scheinbare Vor- und Rückwärtssegeln macht eine wiederholte Travenfahrt zu einem sehr langweiligen Vergnügen. Nur die erste Fahrt unterhält, wär's auch blos

der Schiffe wegen, die stromaufwärts segelnd in dem unglaublich schmalen Fahrwasser an dem keuchenden Dampfboote vorübergleiten.

Bei Gothmund verändert sich die Scenerie und der Charakter des Flusses. Zu beiden Seiten weitet sich die Trave aus, breite, mit hohem Schilf bewachsene Sümpfe bildend. Dazwischen fette Weiden mit grasendem Vieh und halb in das Sumpfland hineingebaut die schornsteinlosen steilen Strohdächer der Gothmunder, jenes originellen Schiffervölkchens, das fast tagtäglich in zahlreichen schmalen trogartigen Kähnen Lübeck besucht und die Bevölkerung mit Fischen aller Art, besonders aber mit den beliebten Brätlingen, einer Sprottenart, massenhaft versorgt. Während das Dampfboot, an den rauchenden Fischerhütten vorüber braust, bemerkt ein aufmerksamer Beobachter wohl hin und wieder auf dem schattigen Grün der Weiden den glänzenden Silberschein eines Mövenfittichs, sichere Verkündiger der Meeresnähe. Bald zeigt sich das Wirthshaus an der Herrenfähre mit dem neu gegrabenen Strombett der Trave durch den sandigen Hügelrücken, welcher die süße Trave von der sogenannten Salztrave scheidet. Das Dampfschiff legt den Durchstich in wenigen Secunden zurück, um sich in dem schon höher gehenden Wogenschlage des Schlutuper Wyks bequemer zu schaukeln. Der eigenthümlich narkotische Jodgeruch

des Tanges, der hier im Wyck sich für feine Geruchsnerven bemerkbar macht, sagt uns, daß wir dem Meere bereits sehr nahe gekommen sind.

Von der Herrenfähre an bis zu ihrer Mündung in die Ostsee ist die Trave weniger Strom als Meeresbucht mit großentheils hügeligen, oft anmuthig bewaldeten Gestaden. Wegen ihres salzigen Geschmackes nennt man sie „Salztrave." Da sie bis Travemünde hinab mehrere tiefe Buchten bildet und dadurch stellenweise eine große Breite gewinnt, tragen ihre Gewässer verschiedene Benennungen, wie unmittelbar hinter der Herrenfähre „Bretling," weiter das schon erwähnte „Schlutuper Wyck," „Stulper Huck," beiläufig die malerischste Partie auf der ganzen Salztrave, endlich das „Portnitzer Wyck," dessen erweiterte Wasserfläche sich als „Dassower-See" ziemlich weit ins Mecklenburgische Land hinein erstreckt.

Beim Stulper Huck erblickt man über die flache und schmale sandige Halbinsel hinweg, welche sich unter dem Namen das „Priwall" vor den Ausfluß der Trave legt und den schon zur Bucht gewordenen Strom wieder sehr bedeutend verengert, den tiefblauen Spiegel der Ostsee und hat, da das „lübische Fahrwasser" viele Meilen breit und ohne jegliche Insel ist, den vollen majestätischen Anblick des Meeres.

Travemünde, bekanntlich für Lübeck dasselbe, was Bremerhaven für Bremen, hat sehr wenig Anziehendes. Es liegt flach und langweilig am Ausfluß der Trave, ihm gegenüber das traurig öde Sandland des Priwall, das uns nach dem so gesegneten Mecklenburg nicht eben sehr lüstern machen kann. Wäre der kleine Ort als Hafen für tief gehende Schiffe nicht wichtig für Lübeck, obwohl diese Wichtigkeit durch die in letzter Zeit mit großem Aufwande erzielte Correction der Trave an Bedeutung verlieren möchte, so würde er schwerlich so oft genannt werden als es geschieht. — Belebt ist Travemünde nur etwa zwei bis drei Monate im Jahre während der sogenannten Saison. Dann sammelt sich der mecklenburgische Adel nebst einzelnen weiter herkommenden Familien, die Lübecker ziehen in Menge hinunter an den Meeresstrand, wenigstens die stets der Seeluft bedürftige vornehme Frauenwelt, und so beginnt denn in dem kleinen, nüchternen Oertchen jenes Leben und Treiben, das in der Sprache moderner Vergnügungen Badeleben heißt.

Ob Travemünde als Badeort mit Recht sich großen Rufes erfreut, weiß ich nicht. Es gehört zum guten Tone, während der Saison einige Zeit nach Travemünde zu gehen, sei's um wirklich zu baden, sei's um blos Seeluft zu athmen und überhaupt am Anblick des Meeres in behaglicher Ruhe Herz und Geist zu erquicken.

Hauptbeschäftigung der Sommerbevölkerung Travemündes ist, wie leicht zu errathen, das Dolce far niente. Mag das Wetter schön sein oder nicht, die Bewohner der „Außenreihe“ — so nennt man die unmittelbar am Strande gelegenen, durchgängig sehr freundlich eingerichteten Häuser, von denen die haute volée der Badegäste Besitz zu nehmen pflegt — sitzen um die Frühstücksstunde, Mittags, beim Kaffee und Abends unter den Leinwandgezelten vor den Thüren und mustern die in der Strandallee auf und ab Wandelnden. Es gehört eine ganz anständige Portion Gleichmuth dazu, um das Feuer so vieler hundert kritisch geschlitzter Augen schöner und schön gewesener Welt und die vielsagenden Bemerkungen so vieler rosig schwellender oder am Becher des Lebens matt gewordener Lippenpaare mit Gemüthsruhe zu ertragen. Was in jenen Tagen und Wochen der großen Musterung vor den Wohnungen der Außenreihe von Freund und Feind, über Heimische und Fremde beim singenden Theekessel und während man tapfer „Mschyten-kringel“ vertilgt, blos so zum lieben Zeitvertreib „geklöhnt“ wird, damit ließe sich, anmuthig vorgetragen, gar mancher Bogen füllen.

Ist man der begutachtenden Conferenzen über das harmlos auf und abwandelnde Publikum überdrüssig, so wird wohl allenfalls ein Spaziergang nach dem Leuchtthurm und von da in die sehr freundlichen Anlagen des Badehauses beliebt, wo Sonntags gewöhnlich ein Musikchor Badegäste wie vorübergehend Besuchende unterhält. Diese Anlagen mit Allem, was dazu gehört, verdanken einem unternehmenden Lübecker ihr Entstehen und sind in der That Travemündes größte Zierde. Der Fremde unterlasse nicht, einige Stunden daselbst zu weilen und besonders auch die großartige Baumschule, die wohl ihres Gleichen suchen dürfte, ebenfalls in Augenschein zu nehmen.

Die Civilisation der modernen Menschenwelt schleppt bekanntlich eine entsetzliche Last mit herum, wohin sie sich auch wendet. Im heimischen Zirkel, am geselligen Theetische, im gottgeweihten Raume, in den Hallen der Kunst und in der freien Natur weiß sie dieselbe nicht los zu werden. Sie drückt den Gesunden, sie quält begreiflicherweise noch mehr den Kranken, am meisten aber den eingebildeten Kranken oder diejenigen, die dem Herkommen zu Liebe wenigstens sechs Wochen im Jahre krank scheinen wollen oder müssen. Diese Last ist die Langeweile. Ein Radicalmittel gegen sie haben die Philosophen aller Nationen noch nicht zu entdecken vermocht.

Kein noch so herrliches Naturschauspiel kann diesen Dämon, der sich im Herzen des civilisirten Menschen eine unzugängliche Hütte gebaut hat, vertreiben. Selbst der majestätische Anblick jetzt eines sonnen- oder mondbeglänzten, jetzt eines von brüllendem Sturme aufgewühlten Meeres betäubt wohl die Langeweile, aber erstickt sie nicht. Da hilft dann der schwache Mensch mit seiner Erfindungsgabe nach Kräften nach, und weil er in seiner Schwäche nicht Kraft genug zu entdecken weiß, so ruft er die trüben Geister herbei, die ewig geschäftig den denkenden Menschen umschleichen, um ihn gelegentlich gefährlich zu werden. Ein solch' trüber Geist muß es wohl gewesen sein, der das Hazardspiel erfunden und es gerade an solchen Orten zur allgemeinen Unterhaltung des Publicums eingeführt hat, wo es als ein teuflisches Spielzeug am allerstrengsten verpönt sein sollte. Dies unselige Hazardspiel, die Pharobank und die leider selbst der schwachsinnigsten Creatur leicht verständlich werdende Roulette fehlt auch im Logirhause zu Travemünde nicht.

Einem Staate, der auf moralischer Basis zu ruhen beansprucht, wird es nie gelingen, das öffentlich getriebene Hazardspiel als eine nothwendige gesellschaftliche Einrichtung vertheidigen zu können. Die sittliche Entrüstung des Volkes im Ganzen und Großen hat schon seit sehr langer Zeit diese fluchwürdige Verlockung des nach ver-

botener Frucht stets lüsternen Menschengeschlechtes am grünen Tische verdammt, und dennoch protegirt man fort und fort von Oben herab diese unbedingt demoralisirenden Spielhöllen. In Travemünde, wo ich oft genug Zeuge des Spieles und des in allen Menschen schlummernden Geldhungers gewesen bin, spielt man freilich nicht um so enorme Summen, wie etwa in Baden-Baden, allein gerade weil ein kleiner Einsatz (der niedrigste Satz im Rouge et Noir ist, glaub' ich, ein drittel Thaler pr. Cour) genügt, verlockt die an Sonntagen stets offene Spielhölle den Mittelstand und den kleinen Mann, der Glücksgöttin mit dem goldschimmernden Gewande die Hand zu reichen, wodurch schon Mancher in bitteres Elend gerathen ist. Ich kenne Leute, die nie verfehlen, während der Saison einige Male blos deshalb Travemünde zu besuchen, um daselbst ein Spiel zu riskiren. Mancher hat Glück und erobert in wenigen Viertelstunden mit 20 oder 40 Mark ein paar Hundert. Andere verfolgt das Unglück, leider in der Regel, ohne sie zu bessern. Sie häufen dann Verlust auf Verlust, bis zuletzt der Boden unter ihren Füßen weicht. Schon weil durch das Bestehen einer Spielbank die Leidenschaften in der Menschenbrust geweckt werden, wäre es nach meinem Dafürhalten Pflicht jeder Regierung, diese absolut unmoralischen Anstalten ein für allemal zu schließen.

Man wird dann freilich heimlich spielen, wie jegliches Laster heimlich betrieben wird. Für heimliche Sünden ist der Staat nicht verantwortlich, die nachtheiligen Folgen einer Pest aber, die von ihm gehegt wird, hat die Humanität volles Recht, ihm ganz allein aufzubürden.

Kehren wir dem von Menschen aller Stände vollgepfropften Locale, wo selbst das schönste Frauenauge im Blinken des rollenden Goldes den Zauber keuscher Anmuth verliert, den Rücken, und wenden wir uns dem nahen Strande zu, um im erquickenden Hauche des Meeres uns wieder frischen Muth zu trinken.

In der guten Jahreszeit ist die Ostsee gewöhnlich ruhig; ihr Anblick hat daher bei Tage wie bei Nacht etwas unbeschreiblich Sanftes, Herz und Gemüth Erheiterndes. Man hört sie selbst in der Nähe nur bei starkem Ost- und Nordostwinde, weil sie dann hohe weiße Brandungswellen an dem flachen festen Sandufer hinauf rollt. Dieser friedliche Charakter, der sie als eine Art Binnenmeer bezeichnet, thut ihr allerdings im Vergleich mit der Nordsee einigen Abbruch. Ihre Gewässer sind zwar ungleich klarer und durchsichtiger als die der Nordsee in unmittelbarer Nähe der Küsten, allein jenen gewaltigen Eindruck, der ganz besonders mit der Nordsee unzertrennlich ist, werden und können sie nie, auch im wildesten Sturme nicht machen. Schon daß das baltische

Meer keine Fluth und Ebbe hat, raubt ihm das geheimnißvoll schaffende Leben, das wie der anregende Geist des Oceans das Nordmeer nie zur Ruhe kommen läßt. Immer aber weidet man gern das Auge auf der farbig schimmernden Fluth, während weit draußen am Horizont zahlreiche Schiffe wie Schwäne mit ausgespanntem Gefieder geräuschlos vorüberziehen.

Der schönste Punkt um Travemünde ist der Tempel auf einer steilen Höhe am Brothener Strande. Wer das Glück hat, in diesem schmucklosen, nach der See zu offenen Ausschau einen schönen Sonnenuntergang oder wohl gar einen Gewittersturm zu erleben, der mit flammenden Geisseln die Wogen zu Schaum peitscht, der wird sich stets gern an Travemände zurückerinnern.

Ein bequemer Weg führt vom Logirhause zu diesem interessanten Standpunkte empor, doch kann man auch den beschwerlicheren Strandweg wählen, will man stets in unmittelbarer Nähe der leise murmelnden, mit bunten Muscheln spielenden Wogen bleiben. Seit dem Juli 1850 ist die Brothener Uferhöhe ein geschichtlicher Punkt geworden; denn hier war es, wo das von dänischen Kriegsschiffen gehetzte kleine schleswig-holsteinische Dampfkanonenboot „Von der Tann“ Anker warf, als es durch die unvorsichtige Handlungsweise seines Führers, nicht wie die ganze deutsche Presse damals behauptete, durch

die Hart- und Engherzigkeit der Behörden, die lübische Gastfreundschaft verscherzt hatte. Mit bewaffnetem Auge kann man den Küstensaum Holsteins ganz deutlich verfolgen bis nach Neustadt hin. In jener verhängnißvollen Nacht vom 21. zum 22. Juli 1850 brannten zahllose Lichter am Strande, angezündet, um dem verfolgten Schiffe in der Nacht die ungefähre Richtung anzudeuten, die es steuern mußte, um den schützenden Hafen von Neustadt zu erreichen. Das Verhängniß oder auch die Unkenntniß des Lootsen führte es unsern Oevelgönne auf den Strand. Was dann geschah, ist bekannt und gehört in ein Geschichtbuch, nicht in eine flüchtig entworfene Skizze.

Ein völlig windstiller, klarer Juniabend 1850, den ich auf und unter dem Tempel verlebte, wird mir stets unvergeßlich bleiben. Die spätere Kronprinzessin von Schweden ward in Travemünde erwartet, um sich nach ihrem neuen Vaterlande daselbst einzuschiffen. Der kleine Badeort wimmelte von Menschen, die schmucken, reinlichen Häuser waren mit Flaggen ebenso reichlich geziert, wie die im Hafen ankernden Schiffe. Draußen aber auf der spiegelglatten Ostsee, etwa zwei Seemeilen vom Strande entfernt, lagen drei schwedische Kriegsschiffe, der Königsbraut harrend. Ein ungemein comfortable eingerichteter Dampfer, ich glaube der Nordstjernan (Nord-

stern) hatte an der Schiffsbrücke zu Travemünde angelegt, um die hohen Gäste in Empfang zu nehmen. Als die Braut mit zahlreichen Geleit endlich eintraf, begleitete sie der schnellsegelnde „Nowogrod," überladen mit fröhlichen Menschen und besetzt mit einem starken Musikchor, hinaus auf die kaum leise bewegte See. Am Strande sahen viele Hunderte den beiden Dampfern nach, von denen in der heiligen Abendstille jeder Ruderschlag deutlich zu vernehmen war. Inzwischen übergoß die untergehende Sonne die baltische Fluth mit glühendem Purpur. — Gerade in diesem Augenblicke erreichte das Dampfboot, welches die Prinzessin trug, das schwedische Geschwader, und hüben und drüben und weiter am bereits grau dämmernden Meereshorizont zuckten Feuerströme über die See, denen binnen wenigen Secunden dumpf rollender Donner folgte, das Echo weckend an der Küste von Boltenhagen und im holsteinischen Lande. Die Kriegsschiffe der Schweden begrüßten die Braut ihres dereinstigen Königs. Die Kanonade dauerte noch fort, als bereits Pulverdampf und aus den Fluthen aufsteigende Nebel uns Zuschauern die in See gehenden Schiffe entzogen.

IV.

Skizzen aus dem Hamburger Volksleben.

[illegible] zu [illegible] ange- [illegible] zu nehmen. Als [illegible] endlich eintraf, [illegible] „[illegible]," überladen mit [illegible] einem starken [illegible] bewegte See. [illegible] den beiden Dampfern [illegible] jeder [illegible] Inzwischen übergoß [illegible] Fluth mit glänzendem [illegible] Augenblicke [illegible] beiden und [illegible] wenigen Secunden [illegible] holsteinischen [illegible] Die [illegible] ihres [illegible] Die Kanonade dauerte noch fort, als bereits [illegible] See [illegible] Schiffe entzogen.

1. Am Hafen.

Auf dem hohen Uferrande der Norder=Elbe, im Westen Hamburgs, hat man an einigen Punkten überraschend schöne Ausblicke auf Strom und Landschaft. Früh am Morgen, wenn das Wasser dampft und nur langsam der Luftbewegung oder dem Einfluß der Sonnenstrahlen weicht, am sonnig hellen Mittage oder Abends, immer ist der Anblick des großen bewegten Strombildes gleich ergreifend und fesselnd. Nie aber macht es einen gewaltigeren Eindruck auf den Beschauer, als bei fliegendem Gewölb, wenn glühend heiße Sonnenblitze es zerreißen, und die smaragdenen Inseln im vielgetheilten Strome bald mit weißlich blendenden, bald mit dunkel goldgelben Lichtoasen bedecken. Will es dann ein glücklicher Zufall, daß eine frische Brise aus Westen weht, die Zeit der Hochfluth den Strom weit über die grünen Inselborde

aufrauschen läßt, und eine Flotte segelbedeckter Kauffahrer, vom Purpurbrand der Abendsonne umglüht, dem Hafen zuführt, so wird ein solches Schauspiel Jedem, der es mit Muße zu betrachten Gelegenheit hat, unvergeßlich bleiben.

Wir nahmen in so günstigem Augenblicke unter der Veranda des neuerbauten Hotel Wietzel Platz, um ungestört das lebensvolle Bild betrachten zu können, das sich vor uns entrollte. Da erstreckt sich zur Linken, von roth-braunem Dunst halb verhüllt, die mächtige Handelsstadt mit ihren Thürmen, deren Spitzen allein über die schwere Dunstatmosphäre emporragen. Zu unsern Füßen rollt die Elbe ihre falben Wogen in einem, hier mehrere tausend Fuß breitem Bett, das etwa zum vierten Theile von den vor Anker liegenden Seeschiffen erfüllt ist. In Zeiten großen Verkehrs kann man die Zahl derselben auf wenigstens 800 anschlagen. Der Mastenwald mit seinem buntfarbigen Flaggen- und Wimpelschmuck ist dann nicht zu übersehen. Zwischen den Reihen dieser Schiffe und im freien Strome kreuzen sich Hunderte von kleinen Fahrzeugen, diese, um Güter vom Bord an's Land oder umgekehrt vom Land an Bord zu bringen, jene, von gewandten Ruderern geführt, um die Kommunikation zwischen dem Festland und den Inseln aufrecht zu erhalten oder Schiffseigner, Kaufleute, Makler, Kapitaine ꝛc. an irgend einen Punkt im lebenerfüllten Hafen zu tragen. In kür-

zeren oder längeren Zwischenräumen wühlen die Schaufelräder eines Dampfbootes die schimmernden Wellen stärker auf, denn nicht nur das am linken Elbufer gelegene Harburg, auch die stark bevölkerten und vielbesuchten Orte zu beiden Seiten der Niederelbe werden durch eine geregelte Dampfschiffsverbindung in den engsten Verkehr mit Hambnrg gesetzt. Gewöhnlich sind diese Schiffe mit zahlreichen, nicht selten mit Hunderten von Menschen erfüllt, die eine Lustfahrt nach Teufelsbrück, Nienstätten, Blankenese, Harburg, Stade oder Cuxhaven machen, und dann fehlt selten ein Musikkorps auf dem Fahrzeuge, das heitere Melodien aus beliebten Opern oder einen munteren Lanner'schen oder Strauß'schen Walzer erklingen läßt.

Plötzlich steigt über den rosig schimmernden Segelschwingen der stromaufwärts gleitenden Schiffe eine hohe schwarze Rauchsäule auf, die sich, in krauses Gewölk zerflatternd, seitwärts nach Finkenwärder zieht, und einen grauen Schatten auf die grüne Landschaft wirft. Bald darauf wird der schwarze Rumpf eines überseeischen Dampfers zwischen den Segelschiffen sichtbar, und wenige Minuten später rauscht einer jener cyklopischen Leviathane langsam dem Lande zu, die eine Erfindung unseres Jahrhunderts sind und dem internationalen Verkehr andere, fast an's Wunderbare streifende Bahnen angewiesen haben.

Sofort mehrt sich die Zahl Derer, welche zu jeder Tagesstunde an dem eisernen Geländer der Quai-Einfassung vor dem Hafenthore lehnen. An der Landungsbrücke drängen sich Männer, Frauen, Kinder ohne Unterschied des Ranges. Stämmige Packträger in blaugestreiften Blousenjacken eilen nach dem Schiffe, aus dessen Sicherheitsventil jetzt in weißen Säulen mit pfeifendem Gezisch die bewegende Kraft des Dampfes fährt. Die wohlgenährten Droschkenkutscher beeilen sich ebenfalls, der Landungsbrücke möglichst nahe zu kommen, um Passagiere aufzunehmen, kurz, das bunte Durcheinander der Hülfbereiten und Neugierigen, das bei keiner Landung fehlt, bietet dem ferner stehenden Zuschauer ein erheiterndes Bild rührigster Thätigkeit und gesündesten Volkslebens.

Bald aber wird Ohr und Auge auf einen andern, noch viel anziehenderen Gegenstand hingeleitet. Mitten im geordneten Knäuel der vor Anker liegenden Schiffe, wo bisher nur ein Zusammentreffen vieler Jollen und schwer beladener Boote bemerkbar war, hört man laute, weithin vernehmbare, wenn auch nicht immer verständliche Rufe einer festen männlichen Stimme. Gleich darauf erfüllt einförmiges Johlen singender Stimmen die Luft, das zwar nicht melodisch, wohl aber eigenthümlich klingt. Ketten klirren, das knackende Geräusch gezahnter Eisenräder kreischt dazwischen. Ein Boot, von zwei oder drei

Ruderern getrieben, schießt zwischen den Ducs d'alben*) in den freien Strom heraus, und schleppt hinter sich ein Tau. Wir sehen die Jolle nur einige Augenblicke, dann verschwindet sie wieder, wird nochmals sichtbar, und bald darauf zittert das Tau in der Luft und schlingt sich um einen der Hafenpfähle, von kräftigen Matrosen geschickt und unter taktartigem „Hai-ho!" gehandhabt. In dem Schiffsgewirr macht sich eine Bewegung bemerkbar. Die Masten eines Vollschiffes gleiten langsam an den sie umgebenen Raaen anderer Schiffe vorüber, und der Ruf einiger Zuschauer am Quai: „Nun legt es aus!" sagt uns, daß ein zur Abfahrt bereites Fahrzeug so eben Anstalt trifft, den Hafen zu verlassen.

Es ist ein Packetschiff, das einige Hundert Auswanderer an Bord hat — und mit eintretender Ebbe stromabwärts segeln will. Kopf an Kopf gedrängt, stehen die Heimathmüden auf dem Deck des Fahrzeuges, mit erstaunten Mienen bald das Gewühl im Hafen, bald die arbeitenden Matrosen betrachtend, die des Kapitains Kommandoruf auf die Raaen beordert hat, um hier die Segel zu entfalten und den einige Striche südlich

*) Ducs d'alben nennt man die Pfähle, welche, gewöhnlich fünf bis sechs an der Zahl, oben mit starker Kette umgürtet, im Hafen eingerammt sind, um die Schiffe daran befestigen zu können.

gelaufenen Wind zu benutzen. Unwillkürlich duckt sich mancher Aengstliche, wenn er die gelenken Menschen mit katzenartiger Geschwindigkeit die Wanten *) hinanlaufen, sich in das Takelwerk schwingen und hier, oft nur mit einem Fuße auf scheinbar dünnem Seile sich haltend, die schwersten Arbeiten rasch und sicher vollbringen sieht. Andere winken mit Hüten und Tüchern Verwandten und Bekannten am Strande zu, wo zwischen den Zuschauern auf Kisten und Kasten, mit blanken Blechgeschirren behangen, ein Trupp anderer Auswanderer sitzt, und regungslos auf den bewegten Strom und das langsam fortziehende Schiff hinausblickt. Noch Anderen, die mit schwerem Herzen vom altem Vaterlande scheiden, zittert eine Thräne im kummerschweren Auge. Das alte Elend liegt vielleicht hinter ihnen, aber die Sorge, die mit ihnen grau geworden, haben sie nicht zurücklassen können. Ein Häuflein Kinder, noch unzurechnungsfähig und darum leicht befriedigt, hockt auf den zum Strome hinabführenden Treppen, sie halten sich fest umschlungen, und geben ihre Verwunderung über die neue Welt, die ihnen entgegentritt, durch laute Ausrufe zu erkennen. Aber Niemand achtet auf diese rührende Kindergruppe. Man hat keine Zeit, die Flut läuft ab, die Sonne sinkt, weit unter Altona, wo

*) Die mit Strickleitern versehenen Seitentaue der Masten.

der Strom sich fast zur Bucht ausweitet, thürmen sich Wolken auf und verheißen zur Nacht windiges Wetter. „An Bord, an Bord!“ mahnt dringend die harte Stimme des Bootführers, die Kinder werden seitwärts gedrängt, die Mutter drückt sie seufzend an sich, und bald ist die Familie zwischen ihren aufgeschichteten Habseligkeiten neben andern Schicksalsgenossen im schaukelnden Boote untergebracht.

Inzwischen hat das seewärts segelnde Auswandererschiff die zu Berg kommende Flotte erreicht. Ihre Segel bedecken fast die ganze Breite des Stromes, dessen Wogen jetzt wie geschmolzenes Erz im Abendsonnenlicht funkeln. Und so weit das Auge reicht, es gewahrt immer mehr Segel, diese wie dunkle Flecken in der Luft sich abzeichnend, jene blendend weiß, andere wieder purpurfarbig, je nachdem ein greller Sonnenstrahl oder der Schatten einer vorüberziehenden Wolke sie streift. Ueber dem Borde des in See gehenden Schiffes wirbelt weißlicher Rauch auf, der Schuß einer Schiffskanone hallt dumpf wieder an dem geräuschvollen Ufergelände, ihm folgt ein zweiter und dritter, die aufkommenden Schiffe flaggen, und einem zerrinnenden Schatten gleich zerfließt das Fahrzeug in den sonnig-feuchten Nebeln, die der Abend über den schweigenden Strom breitet.

Diese rasch wechselnden Bilder entrollt der Hafen Hamburgs vor unsern Blicken fast jeden Tag, wenn wir Zeit haben, einige Stunden seiner Beschauung zu widmen. Der Abend läßt diese dissolving views nicht untergehen, er ändert sie nur. Das Lichtbild verwandelt sich in den schattigen Abdruck einer Laterne magica, wird aber vielleicht, gerade weil die Alles beleuchtende Sonne jetzt mangelt, nur um so interessanter und anziehender sich gestalten.

Von der Insel Steinwärder, wo die schwarzen Rauchkegel hoch ragender Schornsteine und die schmutzig-rothe Dampfschicht, welche über einem flammenden Schlackenfelde sich bald hebt, bald senkt, die große Thätigkeit viel beschäftigter Fabrikanlagen uns verräth, kehren Schaaren von Arbeitern um diese Zeit zur Stadt zurück. Feiert in jenen Werkstätten des Materialismus auch nicht die Arbeit, so treten für die Nacht doch Andere ein. Moderne Fabriken, die mit Dampf arbeiten, geben dem Menschen keine Ruhe, weder Tag noch Nacht. Wie der Bergmann im lichtlosen Schacht den Unterschied von Tag und Nacht aufhob, weil es ihm gleich war, ob er bei Sternenschein vor Ort das Fäustel schwingt, oder im Licht der allbeleuchtenden Sonne, so thut es in unserer erwerbsüchtigen, zeitgeizigen Gegenwart auch der Fabrikherr, weil er sonst

nicht Schritt halten kann mit dem Raffinement der aus kluger Zeitbenutzung geldmachenden Konkurrenz.

Gleichzeitig verstummt das Gelärm auf den Werften, die schrillende Säge, welche Holz zu Schiffsplanken schneidet, schweigt, die letzten Dampfschiffe legen an, Alles bereitet sich vor, das Tagewerk zu beendigen und auszuruhen von den Lasten, unter denen man geseufzt. Von den aufsegelnden Schiffen erreicht eins nach dem andern den schützenden Hafen, und bald verläßt ein Theil der Equipage die schwimmenden Gebäude, um vielleicht nach Monate langer, gefahrvoller Reise endlich wieder den schwankenden Fuß auf die ernährende Mutter Erde zu setzen.

Nun taucht die Sonne, noch einmal einen langen heißen Abschiedskuß der Welt zuwerfend, hinter dem rollenden Wasserspiegel unter, hüben und drüben, bald fern bald nah, bald trüb' bald hell, blitzt ein Licht, ein Flämmchen, ein Gasfunken auf, und ein neues Leben, das Leben der Nacht, das in großen Seestädten sich ganz eigenthümlich gestaltet, beginnt innerhalb und außerhalb der Thore. Statt aber diese nächtliche Seite Hamburgs näher in's Auge zu fassen, wenden wir uns lieber einer Klasse Menschen zu, die man im Binnenlande auch nur dem Namen nach kennt, die aber ohne Frage unter allen modernen Menschen wenigstens Europa's noch im=

mer die meiste Ursprünglichkeit sich bewahrt hat, wenn schon zugegeben werden muß, daß diese Ursprünglichkeit sich auf Kosten menschlicher und sittlicher Bildung nur zu oft mehr als billig in die Brust zu werfen pflegt, wir meinen die Matrosen, diese wilden Sprößlinge der Natur, die ungezogenen Kinder einer harten Wirklichkeit, die unerschrockenen, kaltblütigen Jünger Neptun's und Aeolus', die trotz ihrer sturmvollen Weltfahrten doch bis auf den heutigen Tag die Kultur noch nicht dergestalt beleckte, daß sie ihr innerstes Wesen umzugestalten vermochte.

---

2. Matrosen am Lande.

Im Jahre 1855 besuchten den Hamburger Hafen 4593 Seeschiffe mit einer Bemannung von im Ganzen 40,102 Köpfen. Da nun in der lebhaftesten Verkehrszeit durchschnittlich die Zahl der vor Anker liegenden Schiffe auf 500 bis 600 veranschlagt werden darf, so läßt sich immer annehmen, daß fast ununterbrochen zwischen 3000 bis 4000 Seeleute sich in Hamburg auf-

halten. Diese ansehnliche Menge fremder, größtentheils sehr junger oder doch in dem kräftigsten Lebensalter stehender Menschen gibt dieser Stadt einen physiognomischen Ausdruck, von welchem der Binnenländer sich schwer eine Vorstellung machen kann. Weil aber ohne diese wichtige Menschenklasse aller Seehandel, alle Schifffahrt undenkbar wäre, die Matrosen mithin ein unentbehrliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft sind, und an dem Bestehen, Blühen und Wachsen bedeutender Seestädte mittelbar einen unberechenbar großen Antheil haben, will ich versuchen, ihr Thun und Treiben in der Zeit zu schildern, wo sie ausruhen von den Strapatzen langer Seereisen, und wo sie sich am Lande zu neuen Mühen, zu neuen Kämpfen mit den empörten Elementen stärken.

Der Matrose germanischen Stammes, von welchem hier vorzugsweise die Rede ist, stellt ein ganz eigen geartetes Doppelwesen dar. Er ist ein Anderer am Bord seines Schiffes, ein Anderer am Lande. Dort hat er keinen eigenen Willen, er ist unterthan der absoluten Herrschergewalt des Kapitains, welchem die Führung des Fahrzeuges anvertraut wurde. Mechanisch, schnell, mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft und Gewandtheit vollzieht er den Befehl des Kapitains. Er denkt nicht nach über das, was ihm geheißen wird und thut er es wirklich, so kleidet er seine Gedanken wenigstens

nicht in Worte; denn blind muß der Gehorsam sein, soll ein Schiff glücklich die Weltmeere befahren, und Ordnung und Sitte aufrecht erhalten werden. In der ganzen Welt herrscht daher kein größerer Absolutismus, als auf einem in Fahrt gesetzten Schiffe, nirgend werden republikanische Tendenzen und die Weisheit der Vielregierungskunst lauter verlacht, als auf solch' einem schwimmenden Holzbau. Leider artet der Absolutismus dieses Schiffregimentes oft in Despotismus aus, was weder geschehen sollte, noch, wenn bekannt, gebilligt wird, immer aber dürfte der allerschlimmste Despotismus noch mehr zu empfehlen oder wenigstens mehr zu loben sein, als nachgiebiges, lässiges Regiment. Ein Kapitain, der auf seinem Fahrzeuge nicht unumschränkter Gebieter, nicht Selbstherrscher im weitesten Sinne des Wortes ist, also nur sich und seinem Gewissen Rechenschaft abzulegen hat über sein Thun, der würde eine höchst traurige, in den meisten Fällen sogar eine verächtliche Rolle spielen. Darum gehören Talente, gründliche Willenskraft, unerschrockenes Wesen und Geistesgegenwart, endlich größte Selbstbeherrschung verbunden mit angeborener Humanität zu den vorzüglichsten und im Grunde unerläßlichen Eigenschaften eines guten, zuverlässigen, seiner wichtigen Stellung vollkommen genügenden Kapitains. Der Matrose weiß dies, und sollte er anfangs Zweifel hegen, so werden ihm

diese schon während der ersten Seereise benommen. Das Leben auf der See lehrt ihn, daß es nicht anders sein kann und darf, und diese Ueberzeugung allein läßt ihn oft sogar die härteste Behandlung schweigend ertragen. Er weiß, daß jede Widersetzlichkeit unnachsichtig geahndet wird. Darum gehorcht er blindlings und harrt, selbst unter den größten Entbehrungen, unter rauher Behandlung geduldig aus.

Schon diese Andeutungen werden genügen, unsern Lesern zu sagen, daß die Stellung eines Matrosen keineswegs eine beneidenswerthe genannt werden kann. Mancher glaubt, ein Matrose führe das freieste, interessanteste und lustigste Leben von der Welt, mache die lehrreichsten Reisen, ohne einen Kreuzer dafür ausgeben zu dürfen, und kehre alsbald mit Schätzen beladen zurück, um am heimischen Strande auszuruhen und in behaglichen Erinnerungen an das Vergangene sein Leben zu genießen. Die Wirklichkeit mischt diesem sonnig schönen Phantasiegemälde sehr viele harte Schlagschatten bei, eins nur bleibt auch dem entstelltesten solcher Bilder unverkürzt: die vielen Erfahrungen, das nie ermattende Interesse, eine Menge wunderbarer, angenehmer und unangenehmer, heiterer und grauenvoller Abenteuer.

Dies Abhängigkeitsverhältniß, das wohl zuweilen in eine drückende Sklaverei ausarten mag — wenigstens

wollen dies Manche behaupten — hört auf, sobald das Schiff seinen Bestimmungsort erreicht hat und der Anker in den Grund rollt. Daher das laute Jauchzen aller Matrosen beim Erblicken des Hafens, der Jedem eine Heimath zu sein dünkt; daher das Grüßen und Jubeln, wenn das schwer beladene Fahrzeug in den Hafen legt und ungezählte Genüsse dem nach Leben und Freiheit, nach willkürlicher Bewegung und ausgelassenem Thun lüsternen Matrosen vom nahen Strande entgegenwinken. Er hat sich Wochen, Monden, vielleicht Jahr und Tag beherrschen, alle Leidenschaften in sich ertödten, jeder freien Willensregung sich begeben müssen, und es drängt ihn jetzt mit der ganzen Ursprünglichkeit eines an Geist und Körper gesunden Menschen, den so lange gefesselten Leidenschaften und Gelüsten den Zügel schießen zu lassen. Sehnsuchtsvoll aber schweigend harrt er des Augenblicks, wo der Kapitain das Zauberwort ausspricht, das ihn frei und unabhängig macht. Das Fallreep verschmäht er, um die Jolle zu erreichen, an einem Tauende läßt er sich herab vom Klüverbaum, um schon im Niederschweben ein paar Luftsprünge zu machen vor Lust und Freude. Dann legt er die Riemen ein, holt weit aus und treibt den schaukelnden Nachen mit langen Ruderschlägen dem Lande zu.

Da steht er nun, ein freier zwar, aber auch ein etwas herabgekommener Mann. Seine Kleidung empfiehlt ihn

nicht. Sie sieht schäbig aus und trägt die Spuren vieler böser Tage. Die Zahl der Theerflecke auf den prall anliegenden Beinkleidern von ehedem weiß gewesenem englischen Leder ist nicht zu berechnen, die Mütze zeigt verschiedene Löcher auf, das grobe Hemd verdient nicht mehr die Wohlthat einer Wäsche. Auch mit dem Schuhwerk sieht es mißlich aus; denn von Sidney in Australien ist bis Hamburg, besonders wenn man unterwegs noch Shangai einen Besuch abstattet und auf der Rückreise ein paar fliegende Stürme zu überstehen hat, ein weiter Weg. Sturzseen über Deck sind böse Gäste, und wenn der Matrose Tag und Nacht derartigen Salzwasserbädern ausgesetzt war, muß zuletzt auch der sauberste Junge ein übles Aussehen bekommen.

Diesem Uebelstande weiß indeß ein Matrose echten Schlages sehr bald abzuhelfen. Kaum hat er den Fuß an's Land gesetzt, so wird mit einigen Kameraden zuerst ein Schlafbaas aufgesucht, entweder ein Bekannter oder, ist der Matrose noch fremd, ein ihm empfohlener Mann. Der Schlafbaas ist aller Matrosen, die sich ihm anvertrauen, sorgender Vater und Vorsehung. Auf ihn verläßt sich der Sohn der Meere, ihm schenkt er unbedingtes Vertrauen. Heikel und schwer zu behandeln ist der Glückliche überhaupt nicht, den der Kiel des Schiffes mit heiler Haut in den Hafen bringt. Er trägt also, falls der um=

sichtige Baas dies nicht ohne Worte schon errathen sollte, diesem seine Wünsche vor, nennt ihm seine Bedürfnisse und drängt nebenbei zu größter Eile. Denn Zeit mag er nicht verlieren, um nur ja recht lustig und möglichst rasch leben zu können. Dazu bedarf er aber vor Allem schmucker Kleider, und diese dem gutherzigen Jungen zu verschaffen, der in kaum einem Jahre zwei Mal die Linie passirt ist, trifft der Baas sofort schleunige Anstalt.

In unmittelbarer Nähe des Hafens, mit der Aussicht auf das wimmelnde Schiffsgewühl gibt es Läden, wo auch der verwöhnteste Matrose Alles bekommen kann, was sein Herz begehrt. Dahin führt jetzt der Schlafbaas seinen Pflegling, und während dieser aus den ihm vorgelegten Herrlichkeiten auswählt, was seiner Figur angemessen ist, was ihm am besten zu Gesicht steht und was er selbst am liebsten leiden mag, unterhält der Baas den Händler, bedingt mit ihm den Preis, und das Geschäft wird abgeschlossen, ohne daß der neu zu equipirende Matrose ein Wort darüber verliert. Wenige Käufe gehen so rasch und so zu gegenseitiger Zufriedenheit beider Parteien vor sich. Wenn der Matrose kauft, ist er immer ein Gentleman. Pfui doch, wer möchte handeln, wenn man sich ein nettes Stück Zeug auf den Leib schaffen will! Ueberlaßt das den Leuten von Fach. Ma-

trosen rechnen nicht, das sind galante, genial gesinnte und genial lebende Bursche, die buchstäblich nach dem Worte der Schrift handeln, und immer nur für den einen Tag sorgen, dessen Sonne ihre Pfade bescheint. Ganz recht. „Sorget nicht für den andern Morgen; es ist genug, daß jeglicher Tag seine eigene Plage hat!"

„Aber wer bezahlt für solchen stockfremden Matrosen?" höre ich den Leser fragen. „Niemand," lautet darauf die Antwort. Die Begleitung des Baases genügt vollkommen, und ist dem Händler so gut, wie der beste acceptirte Wechsel. Er weiß, auf welchem Schiffe der schmucke Junge, der sich so eben bei ihm fein herausstaffirt hat, in Heuer steht, wie der Kapitain sich nennt, welchem Rheder es zugehört und von wannen es kommt. Dies genügt, denn damit wird zugleich angedeutet, daß die Mannschaft des Schiffes nach Verlauf einiger Tage für die ganze Dauer der Reise ihre Löhnung oder, wie man in der Seemannssprache sagt, ihre „Heuer" empfängt. Darauf hin hat jeder Matrose offenen Kredit. Er darf sich kaufen, was ihm gefällt, was sein Herz begehrt, am Tage der „Abmusterung" fällt ja sicher das Geld.

Ein Beinkleid von gewöhnlich blauem, oft auch schwarzem Tuche, eine seidene Weste, eine kurze mit Sammet verbrämte Jacke, welcher der Schmuck blanker Knöpfe

nicht fehlen darf, ein buntes Seidentuch lose um den Hals geschlungen, das wieder in Ordnung gebrachte Haar mit glänzender Ledermütze bedeckt; so tritt der neu gekleidete Matrose in die Welt, und beginnt ein Leben, das mit den Worten in dulci jubilo sich allein richtig bezeichnen läßt. Er ist jetzt ein feiner Mann in seinem Sinn, völlig Herr seiner Zeit, unabhängig, und da das Blut fröhlicher Jugend in seinen Adern pulsirt, denkt er auf nichts, als wie er in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes am Lande jegliche Zerstreuung sich verschaffen, jedes Vergnügen bis auf die Hefen ausschlürfen mag. Um diesem Leben in Saus und Braus mit ganzer Seele sich hinzugeben, bedarf er weiter nichts, als Geld, denn er weiß, daß in See- und Handelsstädten dem freigebigen Manne alle Thüren sich erschließen, daß er mit klingender Silbermünze sich Alles, was käuflich ist, zueignen kann.

Darum erwartet er mit Sehnsucht den Tag der „Abmusterung.“ Zwar fehlt es ihm nicht an dem Nothwenwendigen, denn er hat ja Kredit, und der Baas macht gern seinen Banquier, allein es genirt doch den freien Sohn der Meere, daß er nicht nach Belieben über die Kasse des Fremden verfügen darf. Er muß Maß halten, und das ist eine Eigenschaft, die unter hundert Matrosen kaum einer besitzt, wenn sie am Lande weilen. Endlich

aber bricht der heiß ersehnte Tag an, die Mannschaft wird zum Shout bestellt, und in rosigster Laune, wenn es sich thun läßt, in zwei, drei, vier und mehr offenen Wagen, kommt die elegant gekleidete Equipage am Hause des Shout an.

Der Wassershout, gewöhnlich nur Shout genannt, ist eine sehr wichtige Person, die man in Städten des Binnenlandes nicht kennt. Je größer die Seestadt, je bedeutender ihre Schifffahrt ist, desto einflußreicher wird die Stellung des Wassershout. Ihm nämlich liegt es ob, die Mannschaft jeglichen Schiffes, das einem Rheder der fraglichen Handelsstadt oder einer Gesellschaft von Rhedern gehört, einzurolliren, jedem Einzelnen ein Exemplar der Disziplinar-Ordnung bei Unterzeichnung des sogenannten Heuer-Kontraktes zu behändigen und diese der Mannschaft laut vorzulesen. Kurz er nimmt eine polizeiliche Stellung ein, die in großen Seestädten zu den einträglichsten Staatsämtern gehört. So veranschlagte man z. B. das Jahreseinkommen des Hamburger Wassershout auf 20,000, ja mehr Mark Cour. (8000 Thlr. pr. Cour.). In der Wohnung dieses Mannes empfängt auch der Seemann seine Gage nach jeder glücklich beendigten Reise, die, je nachdem sie von kurzer oder langer Dauer war, bald in einer kleineren, bald in einer größeren Summe besteht. Dies Auszahlen der Gage oder Heuer an die

Mannschaft oder Equipage eines Schiffes, womit der bisherige Kontrakt erlischt, heißt die Abmusterung.

Folgen wir jetzt einer Anzahl Matrosen zum Hause des Shout. Es sind lauter junge, kräftige Burschen von gedrungenem Körperbau, sauber, ja elegant gekleidet. Leichter Sinn und Lebenslust funkelt aus den Augen Aller. Ihr Auftreten ist fest, etwas plump, Selbstbewußtsein mit einer nicht gar zu kleinen Beigabe von Trotz, den eine sorglose Gutmüthigkeit mildert, fehlt Keinem. Sie sind heiter, einige lustig gestimmt, und während der Steuermann ihre Ankunft im Bureau des Shout meldet, unterhalten sich die Uebrigen, die Straße wie ein Fahrzeug, das gegen den Wind lavirt, mehrmals kreuzend. Einige gehen Arm in Arm, rauchen Cigarren, und lassen kein vorüber wandelndes Dienstmädchen ungeneckt ziehen. Auf Mädchen scheinen es überhaupt Alle abgesehen zu haben, denn wo ein Lockenkopf sich am Fenster zeigt, dahin richten sich die Blicke der jungen Leute gewiß. Nur ist ihr Geschmack nicht dem Feinsten, am allerwenigsten dem Zarten zugewandt. Was diesen meerdurchpflügenden Menschen gefallen soll, muß derb, nicht zerbrechlich, mehr robust als zierlich sein. Darum auch haben jene rothbackigen Huldinnen, die dort auf den Zugängen einiger Kellerwirthschaften sitzen, Blumen im Haar und ein Lied auf den Lippen tragen, eine unwiderstehliche Anziehungs=

kraft für die müssig Harrenden. Jetzt lassen sich ein paar verstimmte Harfen mit entsetzlich klirrenden Saiten hören, heisere Stimmen heben dazu ein lautes Lied an, das in kreischenden Schreitönen häuserweit zu vernehmen ist, und die Ohren aller Umwohner grausam peinigt. Dazu lockt das über der Kellerthür prangende Schild mit dem segelnden Schiff, an dessen Gaffel die Hamburger Flagge weht, und mit lautem Hurrah stürmt der ganze Trupp die Treppe hinab, nimmt Platz auf den braunrothen Bänken in dem deckenniedrigen Gastzimmer, und begehrt Wein und Grog in nicht geringen Quantitäten.

Nur, wer mit eigenen Augen sich von der Trinkfähigkeit solch' junger Seeleute überzeugt hat, kann begreifen, was sie zu leisten im Stande sind. Matrosen genießen Alles rasch und mit seltenen Ausnahmen, im größten Uebermaße. Zu viel kann es diesen vom Augenblick und dessen Gunst lebenden Menschen nicht leicht werden, zu toll geht es ihnen nie zu. Nur so erklärt sich's, daß gewöhnlich eine kurze Stunde hinreichend ist, die Köpfe der schnell lebenden, gesundheitstrotzenden Gesellen etwas zu illuminiren. Schon begleiten hämmernde Faustschläge taktartig das Saitengekreisch der Harfen, schon entschlüpft Einzelnen ein Juchschrei, schon stimmen Andere in unharmonischem Unisono die Melodie des Liedes an, das eben geklimpert wird; da unterbricht ein Wink und Ruf

des Obersteuermannes das Frohleben der Glücklichen. Die Heuer ist abgezählt, die ein paar Stunden früher in großen Säcken zum Shout getragen wurde, und Jeder, vom Steuermann abwärts bis zum Kochsmaat und Kajütenwächter, kann den ihm zukommenden Antheil davon in Empfang nehmen.

Jubelnder als sie hinabstieg in den Keller, stürzt die Mannschaft jetzt die Stufen hinan, der Eine mit ein paar gewaltigen Sätzen die Breite der Straße überschreitend und ungestüm das Haus des Shout betretend, der Andere den Rundreim eines eben gesungenen Liedes vollends zu Ende trällernd, wieder Andere in verschobenen Dreiecken oder die Figur eines Kegelschnittes auf ihrem Wege beschreibend. Endlich verliert sich auch der Letzte stolpernd auf der Hausdiele des Shout, diese schließt sich, in den Kellern aber klimpern die Harfen fort und die grell schreienden Stimmen der fahrenden Virtuosinnen girren in lauter verlockenden Tönen. Es dauert nur kurze Zeit, dann öffnet sich die Thür des Shout von Neuem und mit freudeglänzenden Gesichtern gehen, springen, stolpern und rennen die Abgemusterten heraus, schwere Geldbeutel tragend — den sauren, in einem ruhelosen, fortwährenden Gefahren ausgesetzten Leben erworbenen Verdienst eines ganzen Jahres! Daran jedoch denkt der Matrose in diesen Momenten höchstens Glückes nicht. Er

jubelt, denn er ist ein vermögender Mann; sein Geist schwärmt, seine Phantasie füllt sich mit Bildern, wie er sie liebt, wie er sie ewig lange Monden entbehren mußte. Jetzt besitzt er, was ihm Genuß, Zerstreuung, Vergnügen, wie nur das Land sie bieten, verschaffen kann, und ohne weiter hinaus, ohne auch nur an die allernächste Zukunft zu denken, sinnt er nur darüber nach, wie er sein Leben einrichten soll, um alle Herrlichkeiten, die ihm seine von Wein und Porter bereits erhitzte Phantasie vorzaubert, recht heiß, recht lange, recht von Grund aus durchzukosten.

Vorerst vertieft er sich wieder in die Kellerräume. Abermals wird Wein, Porter, Ale, Grog, Punsch, kurz was vorhanden ist und was der Uebermuth des plötzlich reich Gewordenen begehren mag, aufgetragen. Die hundert Mal gehörten Lieder werden auf's Neue begehrt und gesungen, manchmal auch geschrieen, um nicht zu sagen, gebrüllt. Trommelnd begleiten zehn, zwanzig und mehr Fäuste den Tact der Melodie, die oft von einem Hussah, einem gellenden Jubelschrei, einem jauchzenden Lachtriller unterbrochen wird. Darauf folgen Toaste, dem Schiffsherrn, dem Kapitain, der nächsten Reise, den Schönen und ihren Schwestern geltend, welche die Harfe schlagen oder schlagen könnten, jeder eingeleitet mit dem

Kommandoruf: Eins, zwei, drei, worauf ein wände-erschütterdes „Hurrah" lang gedehnt nachhallt.

Dies Toben währt so lange, bis die Nüchternsten unterhaltendere Erheiterungen vorschlagen. Dem Redebegabtesten bleibt der Sieg. Man bezahlt die Zeche, wenn es nicht bereits geschehen sein sollte, denn Geld ist ja in Ueberfluß vorhanden. Harte preußische Thaler und dänische Spezies rollen und klirren auf Tischen und Bänken. Einer der Lustigsten spielt Fangeball mit seiner Heuer, indem er das silbergefüllte Taschentuch, das er als Börse benutzt, emporwirft und wieder auffängt, bis der lose geschürzte Knoten sich löst, und ein wahrer Jupiterregen sich über Haupt und Schultern des ausgelassenen Jongleurs ergießt. Dies Intermezzo erhöht noch die Heiterkeit der Ueberglücklichen. Alles bückt sich, fällt wohl auch und stößt sich, um das in alle Ecken rollende Silber wieder einsammeln zu helfen, und da Jeder grundehrlich ist, so befindet sich der Lustige alsbald wieder im vollen Besitz seines Eigenthumes, das er jetzt in allen Taschen, nicht eben sehr sicher, so gut es gehen mag, unterbringt.

Inzwischen ist es vor den Kellern sehr lebhaft geworden. Es warten hier nicht nur eine Anzahl Droschken, um die Jubilirenden weiter zu befördern, wenn ihnen die Kellerräume zu eng und dunstig werden, auch Bittende, dem einst schön gewesenen Geschlecht zugehörend, haben

sich eingefunden, um die Mildthätigkeit der jungen Männer in Anspruch zu nehmen. Gewiß, man hat ein Recht, der Mehrzahl junger Matrosen eine gewisse Rohheit vorzuwerfen, dies äußerlich rohe Wesen schließt aber durchaus eine ihm tief in's Herz gewachsene Gutmüthigkeit und Nächstenliebe nicht aus. Wenige geben lieber und mit heitererem Gesicht, als der Matrose, der seinen schwer verdienten Lohn so eben eingesäckelt hat. Der Vornehme und Reiche, dem mit zitterndem Flehwort die darbende Armuth um ein Almosen bittet, verabreicht wohl, ist er gut bei Laune, dem Bittenden einen Schilling, der abgemusterte Matrose dagegen gibt ohne Widerstreben großmüthig, zu oft leider nur ohne zu fragen, ob diese Freigebigkeit auch angewandt sei und gute Früchte trage. Er gibt, weil er besitzt, und da er mit Zukunftssorgen sich nie das Herz beschwert, so gibt er Jedem, der zu rechter Zeit die Hand ausstreckt, wenn er sich, immerfort singend und johlend, in die Sammtpolster des Wagens wirft, daß die Glasscheiben oft klirren und brechen. Nun ist der Wagen voll, ein Ueberzähliger springt trotzdem noch mit geraden Beinen hinein, ein Anderer schwingt sich gelenken Fußes zum Kutscher auf den Bock, die glänzenden Ledermützen der Exaltirten wirbeln unter grüßendem Hurrahgeschrei in der Luft, und mit dem Gesange des von deutschen Matrosen noch immer hoch in Ehren ge-

haltenen Liedes: „Schleswig-Holstein ꝛc.", an das sich viele große, erhebende und wehmüthige Erinnerungen knüpfen, donnern die fortrollenden Wagen über das holperige Pflaster.

Durch seinen Beruf an starke Aufregungen gewöhnt, hat der Matrose wenig Sinn für feine und stille Genüsse. Bei ihm muß Alles ätzend und geräuschvoll sein. Wo es recht laut, recht wild und toll zugeht, da befindet er sich am wohlsten. Auch am Lande kann er nicht leben, ohne im Getümmel, das ihn umtost, das Brechen aufgewühlter Meereswogen, die fürchterlichen Schauer alle Masten und Planken eines Vollschiffes erzittern machender Sturzseen zu fühlen. Die Lust an solchen Vergnügungen steigert sich bei ihm mit der wachsenden Erhitzung durch geistige Getränke, und hat er bisher an sich gehalten, jetzt, wo er über ein kleines Vermögen verfügt, vermag er den Lockungen nicht länger zu widerstehen, die in der weltbekannten Vorstadt Hamburgs, in den Tanzsälen St. Pauli's tausend und aber tausend Seefahrern winken.

St. Pauli oder „der Hamburger Berg," wie man früher sagte, ist das Paradies aller Matrosen und wird es so lange bleiben, als Hamburg sich eines blühenden Seehandels zu erfreuen hat.

Es ist der Mühe werth, das Treiben in jenen Lokalen, wo der junge Seemann vorzugsweise gern verkehrt, zu betrachten, obwohl wenig Gutes davon gesagt werden kann. Ein Splitterrichter thut besser, seine Schritte niemals dahin zu richten, denn man opfert hier weder der keuschen Vesta noch den Grazien. Es ist ein Stück Urweltsleben, das sich vor unsern Blicken entfaltet, ein Leben, wie es nur zügellose Genußsucht, blind waltende Leidenschaft und die lechzende Gier nach heißester Sinnenlust zu schaffen vermag. In diesen großen Etablissements, welche die Eigenschaften von Wirths- und Kaffeehäusern, von Tavernen und Grogschenken, von Tanzsälen und Tempeln feiler Venuspriesterinnen in sich vereinigen, schwelgt sich der Matrose während seines Landaufenthaltes müde und satt. Hier lockt grelle Musik ihn zum rasenden Tanze, in dem er sich mit hochgeschürzten, heißglühenden Nymphen schwingt, bis athmendes Keuchen der Brust ihm Ruhe gebietet. Freigebig wirft er mit den eben erst eingesäckelten Silberstücken um sich, jeden Händedruck lächelnder Schönen, jede Liebkosung schmeichelnder Hände theuer bezahlend. Wein, Punsch, Grog, Nigus, Champagner fließen in Strömen. Die Lust macht ihn rasend, er wüthet förmlich im Genusse, und so lange noch eine Geige klingt, ein Triangel klirrt und der verführerische Glanz einer weißen Schulter seine Sinne kitzelt, stürzt

er sich von Genuß zu Genuß. Nur physische Erschöpfung gebietet ihm, dem maßlosen Schwelgen endlich ein Ziel zu stecken.

Zweierlei ist zu bewundern bei diesen allwöchentlich mehrmals sich wiederholenden Festins, die „In die vier Löwen," wie auf dem Schilde zu lesen steht, oder in den „Drei Kronen" und andern Lokalen stattfinden, ich meine die unverwüstliche Ausdauer der menschlichen Natur und die Ordnung, welche ungeachtet des wahrhaft dämonischen Durcheinanders dennoch fast immer aufrecht erhalten wird. Denn hier dominirt nicht etwa der deutsche Matrose allein, in diesen Sälen, wo man ein Chor thyrsusschwingender Bacchantinnen im Arm halbtrunkener Faune wieder aufleben zu sehen meint, hier hat der gelbliche Finne mit seiner kugelrunden Pudelmütze, der schlanke elastische Sohn Andalusiens mit dem feueräugigen Don Juansantlitze, der ewig kühle Engländer, der klotzige derbe Jüte vom Lymfjord, der rasche, kecke und dabei immer galante Bonvivant aus der Provence, der phlegmatische Holländer, der tückisch blickende Mulatte und der finstere Mohr, dessen dunkles Antlitz unter dem feuerrothen Tarbusch wahrhaft satanisch glänzt, gleichen Antheil und vollkommen gleiches Recht an Allem, was es Anziehendes und Begehrenswerthes für ihn gibt. Die Hölle Dante's würde um ein ergreifenderes Bild reicher

sein, hätte der Dichter derselben nur eine Nacht solchem Matrosen- und Phrynenballe beigewohnt. Der Anblick dieser wild entfesselten Sinnenlust, die nichts weiter will, als maßlos schwelgen im Genusse, hat etwas satanisch Erhabenes. Es ist ein Bild höllischen Freudentaumels in irdischer Goldumrahmung. Man wird festgehalten und abgestoßen davon, bezaubert und angewidert, aber das Auge ist gebannt von dem Geiste, der diese Welt beseelt, die matt und röchelnd erst beim Grauen des Tages in bleiernen Schlaf versinkt.

Es kommt nicht selten vor, daß jubelnde Matrosen an der Seite ihrer Auserwählten in zwei oder drei bacchantisch durchlebten Nächten den ganzen Verdienst einer Jahresreise, d. h. zwischen 200 und 300 Thalern pr. Cour. verausgaben. Man hat aber nie gehört, daß sie ob solcher Verschwendung sich trübe Gedanken oder gar Vorwürfe machten. Ein tüchtiger Matrose bleibt stets gesucht, der Hafen liegt voll segelfertiger Schiffe, eine neue Heuer ist also bald gefunden. Und wenn dann nach wild durchlebten Tagen und Nächten, die ihn niemals gereuen, eine neue Monatsgage in seiner Tasche klingt, wagt er doch noch einen letzten Gang in den verführerisch glänzenden Hörselberg auf St. Pauli, vor dessen Pforte kein getreuer Eckard abwehrend sitzt, denn „Morgen" singt die lebenslustige geschürzte Lippe:

»Morgen geht's in die wogende See!«

Wozu sollte er sich kasteien! Wozu enthaltsam sein? Wenn Neptun ihm grollt und die Meerfei verlangend die kühlen Arme nach ihm ausstreckt, kann er schon wenige Tager später auf dem Seemannsleichenpfühl grüner Algen oder in den phantastischen Gemächern der Korallenkönigin zum ewigen Schlummer gebettet liegen.

---

3. Hohes Wasser.

„Wenn es noch ein paar Stunden so fortweht, giebt es Hochwasser." Diese oder ähnlich klingende Worte hört man in Hamburg und weiter elbabwärts im Frühjahr, Herbst und Winter zu verschiedenen Malen. Selbst die Sommermonate bleiben nicht immer ganz davon frei. Der Bewohner des Binnenlandes fragt mit Recht: Was hat man darunter zu verstehen? Auch bei uns, und zumal in gebirgigen Gegenden, giebt es zuweilen Hochwasser, der Wind aber hat damit nichts zu schaffen. Plötzlich hereinbrechende Unwetter, Wolkenbrüche mit Hagelschlag verbunden machen die Gießbäche und Wildwasser anschwellen, und die reißend aus Bergschluchten und Thalklüften hervorstürzenden Gewässer überschwemmen dann binnen wenigen Stunden fruchtbare Saatfelder, Wiesen,

Dörfer und Städte, und verbreiten weithin Schrecken und Verderben.

In Hamburg, wie überhaupt in den Niederungen zwischen Ems, Weser, Elbe und Eider hat das Wort „Hochwasser" eine andere Bedeutung. Für gewöhnlich flößt dasselbe, wie oft es auch gebraucht werden mag, Niemand Furcht ein. Man ist daran gewöhnt und weiß, wie man zu sagen pflegt, Bescheid damit. Allein es treten Fälle ein, wo auch dem Erfahrensten die Haare vor Angst zu Berge steigen, und wo im drängenden Augenblicke der furchtbarsten Gefahr selbst der Gleichgültigste und Phlegmatischste nur an die Rettung des eigenen Lebens und der ihm Angehörigen denkt. Hamburg würde entweder gar nicht gegründet worden oder bis auf den heutigen Tag ein ganz unbedeutender Ort mit Fischerei und dürftigem Handel geblieben sein, wenn nicht Fluth und Ebbe den Unterbau seiner Häuser bespülte. Fluth und Ebbe sind auch die Grundursachen des Hochwassers, von welchem ein beträchtlicher Theil der gewaltigen Stadt alljährlich zu verschiedenen Malen heimgesucht wird, das aber, wenn es die gewöhnlichen Marken der Hochfluthen nicht übersteigt, mehr Anlaß zu heitern Auftritten als zu haarsträubenden Schreckensscenen giebt.

Zweimal innerhalb des kurzen Zeitraumes von vierundzwanzig Stunden ebbt und fluthet die Meereswoge.

Unter normalen Witterungsverhältnissen dauern im Allgemeinen Ebbe sowohl wie Fluth etwa sechs Stunden, doch darf man diese Frist nicht gar zu buchstäblich nehmen. Die Dauer von Ebbe und Fluth hängt mehr oder weniger von örtlichen Verhältnissen, und insbesondere von geringerer oder weiterer Entfernung eines Ortes von dem Weltmeere ab. An den Küsten des großen atlantischen Oceans steigt die gewöhnliche Fluth doppelt so hoch, ja an einzelnen Stellen noch höher, als etwa bei Cuxhaven. In Hamburg und den zunächst gelegenen Orten der Niederelbe schätzt man die Höhe einer gewöhnlichen Fluth auf fünf Fuß, und die Zeit des steigenden Wassers wird auf reichlich fünf Stunden berechnet, während die Ebbe oder die Zeit des fallenden Wassers sieben Stunden dauert. Ohne dieses regelmäßig sich wiederholende Anschwellen und Sinken der Meereswoge, das hier nicht weiter erklärt werden soll, würde die Schifffahrt auf der Elbe gleich Null sein, das Flußbett des Stromes trotz seiner großen Breite und seiner gewaltigen Wassermasse in wenigen Jahren versanden und seine Mündung höchst wahrscheinlich sich in ein aus zahlreichen Inseln bestehendes, von Sümpfen umgebenes ungesundes Delta verwandeln. Fluth und Ebbe allein sind es, denen Hamburg seine Größe, seine Handelsblüthe, seinen Reichthum, seine Wichtigkeit als Welthandelsstadt verdankt.

Die mit steigender Fluth aufrollende Meereswoge trägt die schwerbefrachteten Handelsflotten auch ohne Mithülfe des Windes den Strom hinauf und läßt sie ungehindert die Untiefen passiren, die sich in großer Menge in der Elbe vorfinden und das Ab- und Aufsegeln stark beladener Seeschiffe erschweren. Die Ebbe leistet ähnliche Dienste, indem sie das Auslaufen der Schiffe aus dem Hafen erleichtert und die enormen Massen von Sand und allerhand faulen Stoffen dem Meere zuführt, das sie in seinem ewig bewegten Wallen und Sieden zu Atomen zerschlägt.

Heftig wehende oder lange anhaltende Winde bleiben niemals ohne Einfluß auf Ebbe und Fluth. Starker Ostwind schwächt z. B., wenn er längere Zeit in gleicher Richtung fortweht, in Hamburg die Fluth dergestalt ab, daß sie sich nur wenig bemerklich macht. Die Wassermasse der Elbe ist zu solchen Zeiten mächtiger als die aus der Nordsee heraufrollende Fluthwoge, die ihrerseits von der Gewalt des Ostwindes zurückgehalten wird. Sie kann den Ebbestrom nicht überwältigen und kämpft so lange mit ihm, bis dieser die Fluth überwindet und sie in's Meer zurückdrängt.

In solchen Zeiten, die häufiger im Sommer als im Winter eintreten, sind die zahlreichen Fleethe (Canäle) Hamburgs fast wasserlos, und der Verkehr zu Wasser

im Innern der Stadt, so wichtig für die handeltreibende Bevölkerung derselben, wird in höchst empfindlicher Weise gestört. Der Kaufmann kann weder Waaren vom Bord der Seeschiffe auf leichte Weise mittelst großer, flacher Kähne, Schuten genannt, in seine an den Fleethen gelegenen Speicher schaffen lassen, noch durch dieselben Behikel Schiffe mit Kisten und Ballen, die in den Speichern aufgestapelt liegen, befrachten.

Das umgekehrte Verhältniß tritt ein, wenn der Wind in entgegengesetzter Richtung, also aus Westen weht. So lange er eine gewisse Stätigkeit behält oder, wie der Seemann sich ausdrückt, „frische Brise" bleibt, wirkt er wohlthätig auf Schifffahrt und Handelsverkehr. Unter frischer Brise aus Westen ist die Elbe lebhaft bewegt; sie rollt und wogt, und trägt auf ihrem breiten Rücken zahlreiche Nachen, Jollen, Ewer, kleinere und größere Seeschiffe mit und ohne Segel. Die Fleethe wimmeln von sich durch einander drängenden Schuten; viele tausend Hände sind auf den Fahrzeugen wie in den Speichern beschäftigt, und im Hafen, wie am Hafenquai herrscht vom grauenden Morgen bis in die sinkende Nacht hinein lebhafte Thätigkeit und fröhlichstes Leben.

Unbequem und nicht selten zum Verderben wird aber der West- und insbesondere der Nordwestwind, sobald er sich zum Sturme steigert. Dann thürmen sich die Wogen

der Nordsee zu Bergen auf, und bei steigender Fluth treiben sie die Gewässer der dem Meere zustrebenden Flüsse mit solcher Gewalt zurück, daß sie, in ihrem naturgemäßen Laufe behindert, sich ebenfalls aufstauen und nunmehr zugleich mit den eindringenden Meereswogen rückwärts fluthen. In solchen Fällen wächst die Fluth zur Sturmfluth, die Sturmfluth aber erzeugt immer hohes Wasser. Wie die Bewohner der Alpen mit Lawinen, so sind die Bewohner Hamburgs vertraut mit hohem Wasser. Heißt es doch sogar im Sprüchwort, es dürfe nicht zuwintern, ehe die Keller gespült seien!

Was ein solches „Kellerspülen“ sagen will, das muß man mit ansehen, um sich einen Begriff von der Herrlichkeit desselben machen zu können. Wir nehmen an, es tritt Hochwasser ein oder das Kommen desselben wird erwartet. Die ganze Nacht schon wehte es stark, d. h., wie man im Binnenlande sich ausdrückt, es stürmte, daß die Wetterhähne umknickten, von den Firsten der Dächer Ziegelsteine herabprasselten, und hie und da ein alter Baumstamm, der das Beugen und Nachgeben verlernt hat, mit sammt dem Wurzelwerk aus dem Erdboden gerissen ward. Das nennt man an den Seeküsten „starkes oder hartes Wehen.“

Trotz des furchtbaren Tobens in der Luft aber war die Sache nicht bedenklich, und kein Mensch kümmerte

im Innern der Stadt, so wichtig für die handeltreibende Bevölkerung derselben, wird in höchst empfindlicher Weise gestört. Der Kaufmann kann weder Waaren vom Bord der Seeschiffe auf leichte Weise mittelst großer, flacher Kähne, Schuten genannt, in seine an den Fleethen gelegenen Speicher schaffen lassen, noch durch dieselben Vehikel Schiffe mit Kisten und Ballen, die in den Speichern aufgestapelt liegen, befrachten.

Das umgekehrte Verhältniß tritt ein, wenn der Wind in entgegengesetzter Richtung, also aus Westen weht. So lange er eine gewisse Stätigkeit behält oder, wie der Seemann sich ausdrückt, „frische Brise" bleibt, wirkt er wohlthätig auf Schifffahrt und Handelsverkehr. Unter frischer Brise aus Westen ist die Elbe lebhaft bewegt; sie rollt und wogt, und trägt auf ihrem breiten Rücken zahlreiche Nachen, Jollen, Ewer, kleinere und größere Seeschiffe mit und ohne Segel. Die Fleethe wimmeln von sich durch einander drängenden Schuten; viele tausend Hände sind auf den Fahrzeugen wie in den Speichern beschäftigt, und im Hafen, wie am Hafenquai herrscht vom grauenden Morgen bis in die sinkende Nacht hinein lebhafte Thätigkeit und fröhlichstes Leben.

Unbequem und nicht selten zum Verderben wird aber der West- und insbesondere der Nordwestwind, sobald er sich zum Sturme steigert. Dann thürmen sich die Wogen

der Nordsee zu Bergen auf, und bei steigender Fluth treiben sie die Gewässer der dem Meere zustrebenden Flüsse mit solcher Gewalt zurück, daß sie, in ihrem naturgemäßen Laufe behindert, sich ebenfalls aufstauen und nunmehr zugleich mit den eindringenden Meereswogen rückwärts fluthen. In solchen Fällen wächst die Fluth zur Sturmfluth, die Sturmfluth aber erzeugt immer hohes Wasser. Wie die Bewohner der Alpen mit Lawinen, so sind die Bewohner Hamburgs vertraut mit hohem Wasser. Heißt es doch sogar im Sprüchwort, es dürfe nicht zuwintern, ehe die Keller gespült seien!

Was ein solches „Kellerspülen" sagen will, das muß man mit ansehen, um sich einen Begriff von der Herrlichkeit desselben machen zu können. Wir nehmen an, es tritt Hochwasser ein oder das Kommen desselben wird erwartet. Die ganze Nacht schon wehte es stark, d. h., wie man im Binnenlande sich ausdrückt, es stürmte, daß die Wetterhähne umknickten, von den Firsten der Dächer Ziegelsteine herabprasselten, und hie und da ein alter Baumstamm, der das Beugen und Nachgeben verlernt hat, mit sammt dem Wurzelwerk aus dem Erdboden gerissen ward. Das nennt man an den Seeküsten „starkes oder hartes Wehen."

Trotz des furchtbaren Tobens in der Luft aber war die Sache nicht bedenklich, und kein Mensch kümmerte

sich um das Pfeifen und Heulen des Sturmes. In einer der niedrigsten Straßen der Stadt im St. Katharinenkirchspiel befindet sich eine sehr besuchte Barbierstube. Fünf Sandsteinstufen, jede beinahe einen Fuß hoch, führen von der engen Straße zu derselben, doch muß der Eintretende, der hier Geschäfte hat, zuvor die „Diele" (Hausflur) eines Mannes passiren, der mit alten Mobilien handelt. Zum Zeichen seines Geschäftsbetriebes hat der Mobilienhändler auf eine der Steinbänke an den Seiten der Treppe zwei alte Stühle über einander gestellt. Die Hausthür selbst steht offen. Durch dieselbe erblickt man im dunkeln Innern der Diele allerhand Urväterhausrath: eine Kommode mit Messingbeschlag; darauf eine Stutzuhr, die nicht mehr geht; einen Spiegel mit halb blindem Glas; eine Moderateurlampe, die man aufpumpen kann, so viel man will, ohne den Docht darin zum Brennen zu bringen. Tief im Hintergrunde Kleiderschränke von unsicherer Farbe, und ganz vorn im hellsten Tageslicht, schräg an die Kommode gelehnt, das Portrait einer ehrsamen Bürgersfrau, das hierher gewandert ist, weil beim letzten Umzug der Familie in dem neu gemietheten Logis kein Platz zu finden war, um es aufzuhängen. Unter der Barbierstube, fünf Stufen tief, ist der Eingang zu einer jener zahllosen Kellerwohnungen, welche Hamburg eigenthümlich sind. In dieser wohnt ein

gealterter Schuhmacher, Meister Pech sen. Er wohnt schon lange in diesem engen, dunstigen Keller; denn es lebt sich da gut, weil er eine starke, viel verbrauchende Kundschaft hat, die, was in Hamburg über Alles geliebt wird, prompt bezahlt und gar nicht dingt. Fast sämmtliche Arbeitsleute aus den nächsten sechs bis sieben Straßen, eine Menge Ewerführerknechte und andere Personen, die starkes Fußzeug brauchen, lassen bei Meister Pech sen. arbeiten, und allen diesen strammen, wohlgenährten Leuten fehlt es nicht an Geld. Bei ihnen gilt an jedem Sonntage und nicht selten auch nach Feierabend in der Woche der Grundsatz: „Geld spielt gar keine Rolle?" In gewöhnlich verständliches Deutsch übersetzt heißt es: es kommt uns nicht darauf an, einen Thaler mehr oder weniger auszugeben. Gehen sie etwas spät vergnügt nach Haus, so trösten sie sich wohl gegenseitig mit den Worten: „Wat deiht's, wi hebbt et man ja!"

Zwischen zehn und elf Uhr Vormittags springt ein Küper eilig die fünf Stufen zur Hausflur hinauf, tritt in die Barbierstube und setzt sich zurecht. „Man flink!" ruft er dem Dienst habenden Gehülfen zu, der schon Seife in seinem Messingbecken zerschlägt. „Ich habe an den „Vorsetzen," am „Baumwall" und am „Stubbenhuk" zu thun, und muß mich eilen. In zwei, drei Stunden giebt's Hochwasser."

Der Gehülfe hält dem Eiligen das Becken schon unter das Kinn, da kracht ein Kanonenschuß von der Bastei Erikus, daß die Scheiben klirren. Diesem folgt gleich darauf ein zweiter und dritter. Der Gehülfe vergißt das Einseifen.

„Man flink!“ wiederholt ungeduldig der Küper. „Ick heff' keen Tid to verleeren! Der Wind is umloopen; weiht Nordwest zu Nord!“

Der Barbier beeilt sich, daß der Küper unter dem flimmernden Messer mit den Augen blinzelt. Der geschickte Mann aber versteht sein Geschäft, und glatt, wie er es nur wünschen kann, steht der Eilige auf und wirft seinen Doppelschilling auf den Tisch.

„Wird's schlimm?“ fragt der neugierige Gehülfe und wirft einen Blick auf die Straße, die sich bei den Kanonenschüssen mit höchst unnützen Jungen von neun bis zwölf Jahren füllt, die alle in Holzpantoffeln über das schlechte Pflaster klappern und dabei ununterbrochen in den jauchzenden Jubelruf ausbrechen:

„Hurrah! Hochwater, keen School! Hurrah! Hochwater, keen School! Een, twee, dree, Hurrah!“

Meister Pech sen., den Knieriemen in der Hand, die Mütze stark nach hinten gerückt, taucht aus seiner Kellerwohnung auf und sieht sich mit bedenklichen Blicken um. Die jubelnden Jungen sind verschwunden. Man hört

nur noch das Geklapper ihrer Pantoffeln und unarticulirte Töne aus der Ferne. Sie haben den kürzesten Weg zum nächsten Fleeth eingeschlagen, wo sich ein Fluthmesser befindet, um zu sehen, wie hoch das Wasser steht und wie hoch es wohl bis zu Eintritt der Ebbe noch steigen könne.

Da die wilde Jugend der Keller, Gänge und Säle nicht mehr zu sehen ist, richtet Meister Pech sen. seine Augen nach dem Himmel, wo die dunkelgrauen, fliegenden Wolken, die von Nordwest in rasender Eile über die spitzen Giebel fortziehen, ihn höchst nachdenklich stimmen. Er kehrt sich um und ruft seiner Frau zu, in möglichster Schnelligkeit Betten und Alles, was keine Nässe vertragen kann, nach „bawen“ (nach oben) zu schaffen, ehe das Wasser komme. Gleichzeitig zeigt sich die klappernde und schreiende Jugend wieder in der Straße, unter der sich auch ein hoffnungsvoller Enkel des gut situirten Meisters befindet. Der Großvater jagt ihn mit einem Hieb seines Knieriemens in den Keller, ruft ihm zu: „Hilf Großmutter aufpacken!“ und springt dann selbst nach in die dunkle, halb unterirdische Wohnung.

Die Alarmkanonen krachen auf's Neue, und in den Rinnsteinen der niedrigsten Straßen, beim Zippelhause und seiner nächsten Umgebung zeigt sich urplötzlich Wasser, als ob verborgene Quellen der Erde sich öffneten. Nun

beginnt ein Laufen und Rennen, ein Eilen und Hasten, als gälte es, einem grausamen Feinde zu entfliehen. Alles, was niedrig wohnt, besonders die Inhaber zahlloser Keller, räumt aus. Wer nicht ausräumen kann, schiebt die größeren Mobilien zusammen und improvisirt auf diesen inmitten des Zimmers einen erhöhten Wohnraum. In Straßen, welche bei gewöhnlicher Sturmfluth — und eine solche ist im eiligsten Anzuge — wasserfrei bleiben, während sich die tiefer gelegenen Kellerwohnungen mit dem fatalen Element füllen, retten sich die Leute mit ihren besten Sachen auf das Pflaster und führen hier, so lange das Hochwasser andauert, ein ganz zufriedenes Lagerleben, wobei es an Scherz- und Witzworten selten fehlt.

In der ersten Zeit der steigenden Hochfluth giebt es Vergnügen und Lust die Menge. Die unbändige Jugend sammelt sich an den zunächst vom Wasser bedrohten Orten, springt über die mit jeder Minute breiter werdenden Bäche, lärmt, schreit, balgt sich und durchwatet zuletzt die ganz überfluthete Straße, bis die Bewegung des Wassers selbst unheimlich wird, und auf der Oberfläche des jetzt zum Strome angeschwollenen Baches die Spuren einer Wellenbildung sich zeigen. Spurlos zerstreut sich der lärmende Schwarm, und an die Stelle der lauten Lust tritt jetzt die Ruhe des bittersten Ernstes. Gurgelnd,

schäumend, brausend ergießt sich die Hochfluth aus allen Fleethen durch jeden Spalt, jede kleinste Oeffnung in die angrenzenden Wohnungen. Der Strom zieht mitten durch Hausfluren, durch bis vor Kurzem bewohnte Zimmer, und auf Straßen und Plätzen, wo noch vor wenigen Stunden Kinder spielten, gleiten jetzt Nachen und Jollen, geführt von stämmigen Männern, die zum Schutz gegen die Wuth des rasenden Nordweststurmes den echten Hut des Seemannes, den wetterdichten Süstwester, tragen.

Je höher das Wasser steigt, desto störender wirkt es auf den Verkehr ein. An allen lebhaften Uebergangspunkten bilden sich Gruppen harrender, unruhiger, oft verdrießlich werdender Menschen. Viele lockt nur die Neugierde herbei, Andere aber haben jenseits des heftig durch die Straßen wogenden Stromes unaufschiebbare Geschäfte und wissen nicht, wie sie über das zwei bis drei Fuß tiefe Wasser kommen sollen. Eine Zeit lang behilft man sich mit Wagen. Aber diese Wagen müssen mit einer hinreichenden Anzahl Menschen besetzt sein, damit sie der Kraft des Stromes Widerstand leisten können. Später, wenn die Fluth immer mehr anschwillt, kann die Verbindung der überflutheten Straßen mit den vom Hochwasser frei gebliebenen nur noch durch Kähne erhalten werden.

Bei solchen Vorgängen macht die Speculation, welche in Hamburg den meisten Menschen angeboren ist, sofort ihre Rechte geltend. Bei jedem Hochwasser, das immer mehrere Stunden lang anhält, ist auf bequeme Weise ein Stück Geld zu verdienen. Droschkenkutscher haben ihre Taxe, die sie einhalten müssen, wenn ihre Passagiere die Sätze derselben ebenfalls ihrem Gedächtnisse gut eingeprägt haben. Zu Fuhren durch's Hochwasser aber giebt es weder Droschken noch für Jollen und andere Fahrzeuge festgesetzte Preise. Deshalb wird der Preis nach den Personen, welche übergesetzt zu werden begehren, nach der Eile des Geschäftigen, nach der wirklichen oder vorgeblichen Schwierigkeit der Passage und nicht selten nach bloßer Laune bestimmt.

„Betalen!" (bezahlen) das ist das Wort, das mit fester Stimme und trotziger Miene von Jedem unzählige Male ausgesprochen wird, der so glücklich ist, an einem der besuchtesten Uebergangspunkte den Fährmann zu spielen. Zu diesem Dienst stellen sich die verschiedensten Individuen ein, und da Begehr nach beschleunigter Passage allgemein ist, so findet in der Regel Jeder seine Rechnung dabei. Nicht ungewöhnlich ist das Tragen Eiliger durch's Wasser. Besonders kräftige und schmucke Männer, deren Körperformen die beste Empfehlung für ihre Anerbietungen sind, legen sich vorzugsweise auf das „Ueber-

tragen". Aus Galanterie bieten sie ihre Dienste natürlich zuerst dem weiblichen Personal an, das ängstlich trippelnd an der schmutzig gelben Wasserfläche, die so ungastlich durch die Straßen fluthet, hin und wieder geht. Junge, hübsche Kleinmädchen und gewandte Köchinnen leisten selten der freundlichen Einladung langen Widerstand. Ist es doch immer besser, einem Einzelnen sich anzuvertrauen, als mit Mehreren zugleich in einem meistentheils zu schwer beladenen Nachen die Ueberfahrt zu unternehmen. Ohnehin hat der stämmige Mann in seinen gewaltig hohen Wasserstiefeln bereits dargethan, daß er an Kraft und Ausdauer dem heiligen Christophorus wenig nachgeben dürfte.

„Was kostet's?" fragt eine sauber gekleidete Köchin, die sehr feines Schuhzeug trägt, und die ihre blendendweiße Mütze mit breitem Rosa-Bindeband vortrefflich kleidet, den sie ansprechenden Christophorus.

„Veer Schilling, Köksch (Köchin)", lautet die Antwort, indem er der ängstlich auf das wallende Wasser Blickenden die offene Hand hinhält.

Die Köchin hat sich verspätet. Das prächtig farbige Tuch, welches den schmalen Korb unter ihrem Arme bedeckt und das ihr die Herrschaft zum Anzuge erst neu gekauft hat, damit sie auf der Straße gehörig damit prahlen kann, streift fast das schmutzige Pflaster. Schnell

entschlossen zieht sie das Portemonnaie und entnimmt demselben ein Vierschillingsstück — morgen beim Handel mit der Vierländerin läßt sich die kleine Ausgabe wohl wieder verdienen — und vertrauensvoll reicht sie dem schmunzelnden Manne die Hand.

Ein lautes „Hurrah!" der gaffenden Menge begleitet den Abzug des Trägers mit seiner schönen Last. Mitten im Strome, der dem starken Manne bis über die Kniee strudelt, seufzt das junge Mädchen ängstlich und klammert sich fest um den Hals des Retters. Christophorus bleibt stehen und blinzelt die Aengstliche mit verliebten Augen an.

„Lüttje Köksch, hat Se Bange?"

„Man to! Man to! antwortet die Geängstigte.

„Ick mut erst en Trinkgeld hebben."

„Drüben . . . gern," stottert das Mädchen.

„Nee, mien lütt Deern, glick up de Stell'!"

Die Köchin will abermals ihr Portemonnaie ziehen, der schreckliche Mann aber lacht kopfschüttelnd und fährt fort:

„Geld hebb' ich genog, ich will, dat mi de lüttje Köksch enen Söten (Kuß) gift. Will Se oder will Se nich? Veer Foot Water sün hier; ick smiet Se glick dal (nieder)."

Das erschrockene Mädchen faßt sich ein Herz und erfüllt, um wieder auf's Trockene zu kommen, das Ver-

langen des Unerbittlichen. Dieser lacht wie ein Kobold und setzt unter lautem Gekreisch der drüben Stehenden die Erröthende auf festem Boden ab.

Scenen solcher und ähnlicher Art kommen bei Hochwasser am hellen Tage häufig vor, in der Nacht ist man weniger geneigt zu Scherzen. Dann überwiegt das Gefühl der Bangigkeit auch bei den an Hochwasser Gewöhnten jede heitere Neigung. Man kann nicht wissen, welchen Verlauf die Sturmfluth nimmt, und um sich auch gegen das Schlimmste zu sichern, sind alle Bedrohte nur auf Rettung ihrer Habe und ihrer Familien bedacht. Je häufiger die Lärmkanonen sich hören lassen, die das Wachsen des Wassers verkündigen, desto schweigender arbeiten die Menschen in den überflutheten Quartieren. Man hört nur vereinzelte Zurufe und Commandoworte, und sieht rothen Laternenschein über den zitternden Wellen schimmern.

---

4. Auf der Bleichenbrücke.

Wie in allen großen und volkreichen Städten ist auch in Hamburg das Leben auf Straßen und Plätzen ein mannigfach wechselndes und nach den Stadtvierteln sehr

entschlossen zieht sie das Portemonnaie und entnimmt demselben ein Vierschillingsstück — morgen beim Handel mit der Vierländerin läßt sich die kleine Ausgabe wohl wieder verdienen — und vertrauensvoll reicht sie dem schmunzelnden Manne die Hand.

Ein lautes „Hurrah!“ der gaffenden Menge begleitet den Abzug des Trägers mit seiner schönen Last. Mitten im Strome, der dem starken Manne bis über die Kniee strudelt, seufzt das junge Mädchen ängstlich und klammert sich fest um den Hals des Retters. Christophorus bleibt stehen und blinzelt die Aengstliche mit verliebten Augen an.

„Lüttje Köksch, hat Se Bange?“

„Man to! Man to! antwortet die Geängstigte.

„Ick mut erst en Trinkgeld hebben.“

„Drüben . . . gern,“ stottert das Mädchen.

„Nee, mien lütt Deern, glick up de Stell'!“

Die Köchin will abermals ihr Portemonnaie ziehen, der schreckliche Mann aber lacht kopfschüttelnd und fährt fort:

„Geld hebb' ich genog, ich will, dat mi de lüttje Köksch enen Söten (Kuß) gift. Will Se oder will Se nich? Veer Foot Water sün hier; ick smiet Se glick dal (nieder).“

Das erschrockene Mädchen faßt sich ein Herz und erfüllt, um wieder auf's Trockene zu kommen, das Ver=

langen des Unerbittlichen. Dieser lacht wie ein Kobold und setzt unter lautem Gekreisch der drüben Stehenden die Erröthende auf festem Boden ab.

Scenen solcher und ähnlicher Art kommen bei Hochwasser am hellen Tage häufig vor, in der Nacht ist man weniger geneigt zu Scherzen. Dann überwiegt das Gefühl der Bangigkeit auch bei den an Hochwasser Gewöhnten jede heitere Neigung. Man kann nicht wissen, welchen Verlauf die Sturmfluth nimmt, und um sich auch gegen das Schlimmste zu sichern, sind alle Bedrohte nur auf Rettung ihrer Habe und ihrer Familien bedacht. Je häufiger die Lärmkanonen sich hören lassen, die das Wachsen des Wassers verkündigen, desto schweigender arbeiten die Menschen in den überflutheten Quartieren. Man hört nur vereinzelte Zurufe und Commandoworte, und sieht rothen Laternenschein über den zitternden Wellen schimmern.

---

4. Auf der Bleichenbrücke.

Wie in allen großen und volkreichen Städten ist auch in Hamburg das Leben auf Straßen und Plätzen ein mannigfach wechselndes und nach den Stadtvierteln sehr

verschiedenes. Im Nordostende, wo durch den großen Brand des Jahres 1842 einige glänzende Straßen mit luxuriös eingerichteten Häusern entstanden, wohnt jetzt größtentheils die vornehme, d. h. die reiche Welt, und das hastige Drängen und Treiben der Geschäftsleute, der Händler und Ausrufer aller Art verliert sich nach und nach oder wird doch nicht störend. Dagegen wimmeln alle Straßen und Plätze, die den Neubau begrenzen, zum Theil auch dieser selbst noch von handeltreibendem und geschäftigem Volk. Charakteristisch für das Volksleben sind besonders die zahlreichen Landungstreppen an den breiteren Fleethen, wo täglich Hunderte von Kähnen und jenen schnellen Seglern der Elbe anlegen, welche die große Stadt mit Grünwaaren, Milch, Fischen, Kartoffeln, Geflügel und hundert anderen zur Ernährung ihrer Einwohner unentbehrlichen Gegenständen versehen. In dieser Hinsicht bieten alle den Hafen begrenzende Straßen von früh bis zum Abend ein höchst belebtes Bild eigenthümlichen und unterhaltenden Treibens, und von allen dem Verkehr offen stehenden größeren Plätzen ist keiner betrachtenswerther als der Hopfenmarkt, wo der Gemüse-, Obst- und Fischhandel seinen Hauptsitz aufgeschlagen hat und alle Arten von Hökern ihre Einkäufe machen.

Eine ganz besondere Art Menschen sind die Hamburger Fischfrauen. Ihr Ruf und Ruhm ist ein alter und verbreitet sich weit über das Weichbild der Handelsrepublik. Es ließen sich von diesen originellen Persönlichkeiten viele Geschichten erzählen, doch müssen wir damit zurückhalten, theils weil das Idiom, in dem allein sie erzählt werden können, der Mehrzahl unserer Leser kaum verständlich sein würde, theils weil gerade die originellsten Auslassungen dieser derben Naturkinder zart empfindende Seelen leicht unangenehm berühren dürften.

Jede hökernde Persönlichkeit hat in Hamburg ihre besondere Region, wo sie entweder allein oder mit einigen Befreundeten, welche gleiche Rechte in Anspruch nehmen, herrscht. Fremde Eindringlinge werden da so leicht nicht geduldet, wenigstens dürfte dies erst nach langen, lauten und harten Wortkämpfen, denen sich möglicherweise auch Beweise fühlbaren activen Widerstandes zugesellen könnten, möglich sein. Ergießt sich nun diese Unzahl meistentheils laut schreiender Straßenhändler durch alle Quartiere der Stadt, dann entwickelt sich ein ganz neues, buntes und gewöhnlich sehr munteres Leben. Die Brodhändler, welche früh am Morgen zuerst ihre Kunden mit frischem Backwerk versorgen, je nach Wunsch und Geschmack der Einzelnen, haben um die Zeit, wo der Handel der Ausrufer beginnt, ihre Morgengeschäfte beendigt.

Sie verhalten sich stets schweigsam, denn es gebricht ihnen an Zeit. Auch gestattet ihr Handel kein Feilschen. Da sie immer die Ersten in jedem Hause, auf jeder Etage sind, welche den Bewohnern derselben etwas bringen, so übernehmen sie in der Regel auch die Rolle des Weckers. Das Klopfen und Klingeln des Brodmanns sagt der Köchin des Hauses, daß es für sie und ihre Mitdienstboten hohe Zeit sei, sich den Armen des Schlafes und den süßen Träumen, die Morpheus über ihr ruhendes Haupt fortflattern läßt, durch einen schnellen Entschluß zu entreißen.

In jedes Haus, in jeden Keller, in Gänge, Höfe, auf Säle und Plätze dringen die unermüdlichen, vor keinem Hindernisse, vor keinem Begegnisse, vor keiner noch so finstern, steilen und engen Treppe zurückschreckenden Händlerinnen, diese mit heiserer Fistelstimme ihr ewiges: „Kantüffeln (Kartoffeln), söte (süße) Kantüffeln!“ rufend, jene in länger gezogenen und breiteren Tönen frische junge Gemüse anbietend. Keine Händlerin aber schreit lauter und tapferer, als die stämmige Fischverkäuferin, der man es schon von Weitem ansieht, daß sie sich für eine Person von Wichtigkeit hält, und daß sie genau weiß, was sie will. In der Regel zeigt sie entschlossene, derbe Gesichtszüge von energischer Farbe, die ihr nicht immer die scharfe Luft auf dem Wasser angeblasen hat.

Diesen Händlerinnen könnte man den Beinamen der singenden geben, denn ihr Ruf hat stets durch die Eigenthümlichkeit des Tonfalles eine geringe Aehnlichkeit mit höchst mißlungenen Gesangesversuchen. Bald hoch, bald niedrig, bald laut, bald leise, bald knarrend, bald schmelzend, bald gellend, bald jauchzend, bald scharf prononcirt, bald zaghaft zitternd entringt er sich hundert und aberhundert Kehlen, und lockt die harrenden Freunde und Freundinnen der eßbaren Bewohner des Meeres und der Flüsse an Fenster und Thüren. Jeder Hausbewohner erkennt seinen Händler an der Stimme, an der Originalität der Melodie, welche die zungengewandten Verkäuferinnen sich selbst dazu erfunden haben. Stinte werden anders ausgerufen als Dorsche und Schellfische, Steinbutten anders als Schollen, Zungen anders als Elb- und Seebut. Der Ruf: „Bütt, labendige Bütt!“ kann ein musikalisches Ohr zur Verzweiflung bringen, wenn er sich stundenlang von Minute zu Minute in immer gleichem Tone wiederholt.

Wird die Waare rasch verkauft, so gönnt sich die Händlerin das Vergnügen einer Unterhaltung mit solchen Begegnenden, von denen sie weiß, daß sie ihr Rede stehen. Ein passender Ort zu solcher Zwiesprach findet sich immer, namentlich mitten in der belebten Stadt. Namentlich verweilen die Händlerinnen gern auf den zahlreichen

Brücken, welche über die vielen Fleethe führen, und von denen die meisten stattliche und hohe Steingeländer tragen. Hier gibt es gewöhnlich auch an heißen Tagen etwas Luftbewegung, auf der Wasserstraße selbst gleiten Nachen, Jollen, Schuten, Torfewer und andere Fahrzeuge hin und her, und diesem und jenem Schiffer läßt sich ein Scherzwort zurufen, was sicher nicht unerwidert bleibt. Auch gewähren die meisten Brücken hübsche Aussichten, oder man kann die zahlreichen Vorüberwandelnden mustern und sie der schonungslosesten Kritik unterziehen. Und gewöhnlich sind ganz besonders die Fischverkäuferinnen ebenso beißende Kritiker, als sie das Anpreisen ihrer eigenen Waare meisterhaft verstehen, die sie jedoch höchst ungern einer Kritik unterwerfen lassen. Am lebhaftesten ist natürlich der Verkehr auf denjenigen Brücken, welche die großen Hauptstraßen unter einander verbinden und gleichsam in das Herz der Stadt führen. Als solches hat man die Umgebungen der Börse und Bank zu betrachten, die alltäglich von vielen tausend Geschäftsleuten oder von deren Abgesandten und Beauftragten besucht werden. Auch liegen mehrere Posten in der Nähe, die zu gewissen Stunden des Tages von harrenden Menschen förmlich belagert werden, um Briefe, die mit der amerikanischen, australischen oder ostindischen Post ange-

kommen sind und deren Ausgabe mit Ungeduld erwartet wird, in Empfang zu nehmen.

Auf einer dieser vielbesuchten Brücken, die „Bleichenbrücke,“ führen wir den Leser. Sie verbindet zunächst die Straßen „große Bleichen“ und „Neuerwall,“ führt in ihrer Verlängerung als „Adolphsbrücke“ unmittelbar nach Bank und Börse und weiter über die „Börsenbrücke“ in die vom Brande nicht berührte Altstadt. Nach Westen vermittelt sie den Verkehr mit dem Straßengewirr der stark bevölkerten Neustadt. Sie bildet also einen wichtigen und stets sehr stark belebten Uebergang über das breite Bleichenfleeth, in dessen Nähe nach Westen zu der Brand des Jahres 1842 erlosch.

Von der „Bleichenbrücke“ blickt man südwärts auf alte Gebäude von wenig anziehender Bauart, über deren Dächer in der Ferne der höchste Thurm der alten Hansestadt, der Michaelisthurm mit seiner gewundenen Treppe im Durchsicht emporragt. Nach Norden ruht das Auge auf lauter neuen, hohen, gewaltigen Gebäuden aus, welchen der stumpfe Thurm des Stadtposthauses ein malerisches Relief gibt. Hier, wie an vielen anderen Punkten der großen Stadt, spazirt gewöhnlich eine junge oder doch noch für jung geltende Vierländerin auf und ab, am linken bloßen Arm, den bis zum Ellenbogen ein weißes Hemd lose umfängt, ein zierliches Körbchen mit

duftenden Blumen, in der rechten Hand einige Sträußchen, die um die Zeit, wo die ersten Erdbeeren zu reifen beginnen, sich in schöne große, zwischen Blättern ruhende Erdbeeren verwandeln. Das niedliche Kind, das mit seinen drallen Waden gewaltig coquettirt, auch weiß, zu welchem Zwecke sich glänzende, sanft blaue Augen gebrauchen lassen, versäumt es nicht, jedem vorübergehenden Herrn den Weg mit den Worten zu vertreten: „Sträußchen, Herr?"

Der Handel mit Sträußchen allein mag wenig ergiebig sein, denn eingeborene Hamburger haben gewöhnlich große Eile, wenn sie straßauf, straßab gehen, und lassen sich ungern in ihren Geschäftsgängen stören. Nur jugendliche Flaneurs und müßige Fremde, deren Zahl in der guten Jahreszeit allerdings sehr bedeutend zu sein pflegt, sind weicheren Herzens und setzen die Sträußchenverkäuferinnen, sei's auch nur, um ihre auffallend originelle Tracht bequemer mustern zu können, in Nahrung. Einträglicher mag der Blumenhandel selbst sein, welcher die Vierländerinnen in die Häuser Vornehmer und Geringer führt. Sie verstehen ihre in der That ausgesuchte und vortreffliche Waare meisterlich anzupreisen und besitzen nebenbei meistentheils auch jenes geschickte Talent des Quälens, das am sichersten zum Ziele führt. Der Gequälte kauft, um doch wieder Ruhe zu bekommen.

Neben die Vierländerin, die einem galanten Käufer eben noch einen schmachtenden Blick nachwirft, pflanzt sich jetzt ein starker, vierschrötiger Mann. Er trägt ein gut erhaltenes Schurzfell, eine kurze Tuchjacke mit großen silbernen Knöpfen und einen sehr glatt gebürsteten Cylinder. Es ist ein Quartiersmann, eine gar wichtige Persönlichkeit in Hamburg; denn den Quartiersleuten muß der Kaufmann und Rheder unendlich großes Vertrauen schenken. Unter seiner Controlle stehen die zahlreichen Arbeiter verschiedenster Art, deren der große Handelsverkehr einer Seestadt nicht entbehren kann. Dieser seiner Stellung sich bewußt, zeigt der Quartiersmann auch meistentheils ein ernstes Gesicht. Einen Scherz indeß zu rechter Zeit verachtet er auch nicht, selbst wenn er zu derben Entgegnungen führt.

Der Quartiersmann hat Zeit. Er will vermuthlich nach einer der Posten gehen, um Briefe für ein Handelshaus in Empfang zu nehmen, ode er hat sonst eine Bestellung, aber die Stunde ist noch nicht gekommen, und da kann man ein wenig „snacken" (plaudern). In solchen Momenten ist der Anruf einer Fischhändlerin ganz am Platze. Eine der stattlichsten schreitet auf den Quartiersmann zu, dessen Geschmack ihr nicht unbekannt ist. Sie stellt ihre Körbe mit den Fischen neben sich, legt die Tracht dazu, stemmt beide Arme in die Seiten und

spricht zu dem phlegmatisch sich zu ihr hinwendenden Manne, der bequem am Geländer lehnt:

„Scheune (schöne) fette Brassen, Hansen? Oder lütte Brataale? Ock springende Stint' heff ick! Man billig, Hansen, spottbillig!"

Hansen fragt ruhig nach dem Preise, findet diesen aber selbstverständlich zu theuer und bietet deshalb gar nicht. Damit jedoch ist die Fischfrau nicht zufrieden. Sie will ihre Waare durchaus los werden, was auch nöthig ist, denn die Brassen sind nicht schön, die Stinte nicht springend, die Bütt haben sogar einen ziemlich scharfen Geruch, den selbst der frische Luftzug auf der Brücke nicht ganz verweht. Nur die langen, dünnen Aale winden sich in dem sandigen Bette, das die Grausame ihnen trotz des Thierschutzvereins bereitet hat, damit sie ihr unterwegs nicht entschlüpfen.

Widerspruch vertragen nur wenige Fischfrauen. Sie halten sich für infallibel wie der heilige Vater in Rom, aber sie sind nicht so höflich und mild wie dieser. Der geringste Tadel — und einen solchen erlaubt sich der Quartiersmann auf nochmals erfolgte Anrede — setzt sie in Feuer und Flamme. Das rothe Gesicht wird noch röther, die Lippen zittern, das rollende Auge der Erzürnten verkündigt ein entsetzliches Unwetter. Aber der Zorn versetzt ihr den Athem. Die schwer Gekränkte muß

erst Luft schöpfen, um ihre Rede besser in Fluß zu bringen. Da kommt zum Glück ein Störenfried dazwischen, der die Erbitterte durch seinen Ruf besänftigt. Auch ihn, den heisern Ueberall und Nirgends, kennt die robuste Frau von der Holzbrücke am breiten Fleeth. Sie weiß, der geizige Aaron von der dritten Elbstraße ist nicht sehr eigen. Ihm also wendet sie sich zu und bietet ihm die halb verdorbenen Fische mit der unschuldigsten Miene von der Welt und mit einer Liebenswürdigkeit an, die dem schlauen Quartiersmann ein heiteres Lächeln entlockt.

Aaron läßt die Redselige sich aussprechen. Dann hebt er ein Stück der Waare, mit denen er hausirt und bis in den späten Abend hinein rastlos die Straßen durchwandert, ohne die trocken werdende Zunge durch einen frischen Trunk zu erquicken. Sein allbekannter Ruf, den er Jahr aus, Jahr ein erklingen läßt, bleibt sich immer gleich:

„Allerhand Band kooft, 'nen Schilling die Ehl' (Elle)! Nasse Waare! Billige Waare! Natt, natt, natt, natt! (naß.) Ko — o — o — oft!"

Die Fischfrau kauft jedoch nicht, der Quartiersmann eben so wenig, die Vierländerin lacht sehr schalkhaft, und Aaron schlüpft, seinen Ruf wiederholend, vorüber,

um die Bleichen hinunter in der belebteren Fuhlentwiete sein Heil zu versuchen.

Lärmender geht es an vielen Straßenecken und auf den größeren Plätzen zu. Hier siedeln sich spätestens in der zehnten Morgenstunde verschiedene Karrenhändler an, die ohne Ausnahme dem auserwählten Volke Gottes angehören, das sich der Verheißung nach gemehrt hat und noch mehren soll wie Sand am Meere. Die ambulanten Karrenhändler übertrifft an Rührigkeit, Lebendigkeit und Redseligkeit kein anderer Erdgeborner. Sie sind in ihrer Art die vollkommensten Geschöpfe Gottes auf dieser Welt, doch mögen sie nicht immer dem Ebenbilde ganz gleichen, nach dem sie geschaffen wurden. Der Karrenhändler hat Alles, was Menschen brauchen können, und ist fabelhaft billig. Portemonnaies, die auch in dem wohlfeilsten Laden das Stück zwölf Schillinge oder eine Mark kosten, bekommt man hier für 3 und 4 Schillinge. Gehandelt wird nicht. Karrenhändler sind die einzigen jüdischen Kaufleute, die streng auf feste Preise halten. Findet sich als Nachbar oder feindseliges Gegenüber ein noch billigerer Verkäufer ein, so besiegt ihn der um eine Kleinigkeit theuerere Händler durch die Kraft seiner Stimme und nimmt im Nothfalle einen Mitschreier an, mit dem er dann die herrlichsten Duette anstimmt.

Um Karrenhändler bilden sich stets Gruppen. Viele schauen, hören, lachen, Andere kaufen und verlocken noch Andere zu gleichem Thun, und da alle Gegenstände weit unter dem Werth verschleudert werden, so ist Abends, wenn die Schatten sich verlängern, die Karre leer. Schreien kann der glückliche Kaufmann freilich nicht mehr, aber sein Gesicht strahlt vor Glück und Wonne, denn er kehrt mit gefüllter Börse nach Hause, um am nächsten Tage irgendwo anders mit ganz andern Handelsartikeln das lucrative Geschäft mit gleichem Glücke fortzusetzen.

Gibt es nicht Scandal in Folge etwa eintretender Mißhelligkeiten, was bisweilen, verhältnißmäßig aber doch selten vorkommt, so kann der unparteiische Wanderer im Vorübergehen sich göttlich amüsiren. Denn dann kommt die Polizei, es sammeln sich Hunderte, und das Lärmen und Schreien schließt entweder mit sanfter Abführung des heftigen Schreiers, oder man schließt, zur Versöhnung durch den Vermittler ernstlich ermahnt, Frieden, und das lustige Intermezzo löst sich in Wohlgefallen auf.

Gotha. — Druck von Emil Kramer.

Tode verurtheilt hat. Sich nicht mehr sicher glaubend, flüchtet er nach England und später nach Belgien.

Glücklicher als viele seiner Leidensgefährten, war es ihm noch beschieden, die Wiedergeburt seines Vaterlandes zu erleben und wurde dem greisen Patrioten von seinem König noch die Ehre zu Theil, im ersten italienischen Senate Sitz und Stimme zu erhalten.

Das Buch ist mit wichtigen Aktenstücken über die den hervorragenden italienischen Patrioten von der österreichischen Regierung gemachten Prozesse, sowie mit einem kurzen Abriß über die geheimen Gesellschaften Italiens, als die Carbonari, Adelphi &c. bereichert.

Erinnerungen eines Rothhemdes.

Vier Monate Feldzug unter Garibaldi in Sicilien und Neapel.

Von

Durand = Brager.

Mit 7 Illustrationen im Texte.

Deutsch von

Dr. Eduard Burckhardt.

In 18°. eleg. broch. — Preis 20 Sgr.

Mit vielem Geschick erzählt der Verfasser die interessanten Ereignisse, deren Augenzeuge er war, und weiß dadurch das Interesse des Lesers bis zum Ende zu fesseln.
